

Bernd Martens / Everhard Holtmann

„Aber hier lebten Menschen,
und die waren sehr individuell“

Die DDR und die deutsche Einheit im
Gespräch der Generationen



„Aber hier lebten Menschen, und die waren sehr individuell“

Bernd Martens / Everhard Holtmann

**„Aber hier lebten Menschen,
und die waren sehr individuell“**

Die DDR und die deutsche Einheit im Gespräch der Generationen

Prof. Dr. Everhard Holtmann, Politikwissenschaftler, Forschungsdirektor des Zentrums für Sozialforschung Halle e.V. (ZSH) an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Priv. Doz. Dr. Bernd Martens, Soziologe, wiss. Mitarbeiter am ZSH

Das Projekt wurde gefördert durch die Landeszentrale für Politische Bildung Sachsen-Anhalt.



SACHSEN-ANHALT

Landeszentrale
für politische Bildung

Der Titel ist ein Zitat, das in einem der von uns durchgeführten Interviews geäußert wurde.

Das Foto des Umschlags zeigt eine Schülerdisco auf dem Schulhof der 84. POS „Klement Gottwald“ in Leipzig-Grünau. Es wurde 1982 von Harald Kirschner aufgenommen.

© Harald Kirschner

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

CLXX

© Universitätsverlag Halle-Wittenberg, Halle an der Saale 2017

Printed in Germany. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten.

ISBN 978-3-86977-170-0

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|----|
| Vorwort | 7 |
| 1. Einleitung | 9 |
| 2. Beschreibung der Erhebung und der Stichprobe | 13 |
| 3. Familien und die politischen Generationen der DDR | 17 |
| 3.1 Der sozialwissenschaftliche Begriff der Generation und die Generationenordnung der DDR | 17 |
| 3.2 Die interviewten Familien im Kontext der DDR-Generationen- ordnung, Familienporträts | 26 |
| 3.2.1 Generationenordnung I: Von der Aufbau-Generation bis zur unberatenen Generation | 27 |
| 3.2.2 Generationenordnung II: Von der Aufbau-Generation bis zur Wendegeneration | 34 |
| 3.2.3 Generationenordnung III: Von der Aufbau-Generation zur entgrenzten Generation | 37 |
| 3.2.4 Generationenordnung IV: Funktionierende und integrierte Generation | 39 |
| 3.2.5 Generationenordnung V: Funktionierende Generation bis Wendegeneration | 41 |
| 3.2.6 Übersicht über die Familien | 46 |
| 3.3 Familiäre Kontinuitäten und Diskontinuitäten | 48 |
| 4. Themenanalysen der Interviews | 57 |
| 4.1 Sichtweisen auf die DDR | 57 |
| 4.1.1 Charakterisierung des Lebens in der DDR | 57 |
| 4.1.2 Was war positiv, was war negativ an der DDR? | 60 |
| 4.1.3 Die DDR: ein Knast? | 63 |
| 4.1.4 Hat sich die Sichtweise auf die DDR mit der Zeit verändert? .. | 64 |
| 4.1.5 Inwieweit lässt man sich in seiner Meinung nicht beirren? ... | 67 |
| 4.2 Einschätzungen der heutigen Berichterstattung über die DDR | 69 |

| | | |
|-------|---|-----|
| 4.3 | Gespräche in den Familien über die DDR | 72 |
| 4.3.1 | Schweigen und/oder Gespräche in den Familien | 72 |
| 4.3.2 | Was wurde an die nachwachsenden Familiengenerationen vermittelt? | 79 |
| 4.3.3 | Meinungsverschiedenheiten | 82 |
| 4.4 | Vergangenheitspolitik: wie heute mit der DDR-Geschichte umgehen? | 83 |
| 4.5 | Einschätzungen des heutigen Lebens in Deutschland | 86 |
| 4.5.1 | Aussagen zum Kapitalismus | 86 |
| 4.5.2 | Beschreibungen des heutigen Lebens | 90 |
| 4.6 | Politische und ehrenamtliche Aktivitäten | 98 |
| 4.6.1 | Wie wurden die gesellschaftlichen und politischen Organisationen in der DDR empfunden? | 98 |
| 4.6.2 | Politische Aktivitäten heute | 102 |
| 5. | Thematische Cluster der DDR-Erinnerung | 106 |
| 5.1 | Unrechtsstaat, Rechtsstaatlichkeit | 108 |
| 5.2 | Widerspruch in der DDR | 113 |
| 5.3 | Gemeinschaft und sozialer Zusammenhalt | 118 |
| 5.4 | Soziale Sicherheit | 122 |
| 5.5 | Wirtschaft, Umwelt | 125 |
| 5.6 | Urlaub | 129 |
| 6. | Themen der Familiengenerationen | 133 |
| 6.1 | Großeltern | 136 |
| 6.2 | Eltern | 141 |
| 6.3 | Kinder | 146 |
| 6.3.1 | Die Differenzierung in unberatene Generation und erste Wendegeneration | 146 |
| 6.3.2 | Themenschwerpunkte in den Interviews | 152 |
| 7. | Schluss: Ergebnisse und Leerstellen | 157 |
| | Erklärung häufig vorkommender Begriffe und Abkürzungen | 167 |
| | Literatur | 169 |
| | Anhang: Interviewleitfaden | 173 |

Vorwort

Den Anstoß für die vorgelegte Studie zum Bild der DDR, wie es innerhalb ostdeutscher Familien im Gespräch zwischen den Generationen vermittelt wird, gab ein Forschungsprojekt, das sich damit befasste, wie die Entwicklungen, die den Systemumbruch und den Fortgang der Wiedervereinigung kennzeichnen, sowie die im Verlauf dieses Prozesses von Bürgerinnen und Bürgern in Ostdeutschland gemachten Erfahrungen für die koreanische Politik und Gesellschaft nutzbar gemacht werden können. Im Rahmen dieses von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanzierten Transferprojekts, das seinerseits aus dem von 2001 bis 2012 an den Universitäten Jena und Halle existierenden DFG-Sonderforschungsbereich 580 „Gesellschaftliche Entwicklungen nach dem Systemumbruch“ hervorgegangen war, galt das Forschungsinteresse auch der Frage, ob und wie unterschiedlich die betroffenen bzw. nachgeborenen Generationen die Zeit der DDR und die anschließende gesamtdeutsche Wirklichkeit in ihrem Gedächtnis abgespeichert haben.¹

Die vertiefte Untersuchung des DDR-Bildes, das von der Erlebnisgeneration der Großeltern und Eltern an die nachgewachsenen Kinder bzw. Enkel weitergegeben wird, wurde ermöglicht durch eine Kofinanzierung des Transferprojekts durch das Ministerium für Wirtschaft und Wissenschaft des Landes Sachsen-Anhalt. Die Interviews hat apoxima Gesellschaft für Markt- und Meinungsforschung (Weimar) durchgeführt. In Zusammenarbeit mit Irina Mohr und Franziska Richter von der Friedrich-Ebert-Stiftung Berlin und Franziska Schramm vom Bildungsnetzwerk Magdeburg wurde eine Wanderausstellung konzipiert und realisiert, die einen ersten Einblick in die persönlichen Erinnerungslandschaft der befragten Familienmitglieder ermöglicht.² Dank der Förderung des Projekts durch die Beauftragte der Bundesregierung für die neuen Bundesländer, Iris Gleicke, MdB sowie einer Zuwendung der Landeszentrale für politische Bildung des Landes Sachsen-Anhalt

1 Vgl. Michael Hofmann/Bernd Martens, Generations and Social Structures in Socialist Countries: The German Democratic Republic and East Germany in Comparison with North Korea, in: Forum Knowledge Transfer as Intercultural Translation, Historical Social Research (HSR), No. 157, vol. 41 (2016), S. 318–335.

2 „... und dann sind wir an die Ostsee gefahren“. DDR-Geschichte im Gespräch der Generationen. Ausstellung der Friedrich-Ebert-Stiftung Berlin. Über die Ausstellung wurde in der Beilage „Zeit im Osten“ in: *Die Zeit* Nr. 47, 19.11.2015, berichtet.

konnten die Befunde der Mehrgenerationenumfrage zur Publikationsreife gebracht werden.

Der Dank der Verfasser der hier vorgelegten Studie gilt insbesondere den Familien, die an der Befragung teilgenommen und ihr Einverständnis für die ihre Anonymität wahrende Form der Veröffentlichung persönlicher Aussagen gegeben haben. Ebenso gilt unser Dank allen genannten Personen und Einrichtungen, die zum Gelingen des Vorhabens durch inhaltliche Kooperation und finanzielle Förderung beigetragen haben. Die Verantwortung für die textliche Formulierung und die interpretierende Einordnung der in das Buch aufgenommenen Zeitzeugnisse tragen die unten aufgeführten Autoren allein.

Halle, im Juli 2017

Bernd Martens
Everhard Holtmann

1. Einleitung

Empirische Studien bestätigen ein häufig defizitäres bzw. verzerrtes DDR-Bild bei Schülern und jungen Erwachsenen im gegenwärtigen Ost- und Westdeutschland. Mit wachsendem zeitlichen Abstand zum Datum der deutschen Einigung gewinnt in der jüngeren Generation ein Perzeptionsmuster an Boden, das gekennzeichnet wird durch „Verharmlosung, mitunter sogar Verklärung des Lebens unter der SED-Diktatur und das ausgeprägte Nichtwissen über die DDR und die dort herrschenden Verhältnisse“ (so der Jahresbericht der Bundesregierung zum Stand der Deutschen Einheit 2013, S. 84, mit weiteren Nachweisen).

Als ursächlich hierfür wird wiederholt auf Defizite im schulischen Unterricht verwiesen. Doch erscheint der monokausale Rückschluss von Sichtweisen einer Altersgruppe, die durch den Status der Schulpflicht definiert ist, auf Unterrichtsmängel problematisch. Vieles spricht nämlich dafür, dass eine selektive Wahrnehmung der DDR vor allem auch im familiären Kontext verinnerlicht wird. Dass der Familie und dem Familienverband, d.h. Eltern und Großeltern, für „das, was war“, eine wichtige Rolle als Vermittlungsagentur zukommt, ist empirisch belegt.

Unseren eigenen regional fokussierten Erhebungen zufolge, wird seitens der jüngeren Generation der Schule, den Medien und auch dem Freundeskreis lediglich eine nachrangige Bedeutung als „Wissenslieferanten“ über die DDR zugesprochen. Die große Mehrheit der Befragten benennt stattdessen die eigene Familie als primäre Quelle von Informationen (vgl. Sachsen-Anhalt-Monitor 2010 und 2012, Holtmann et al. 2010, 2012). Dieses Ergebnis aktueller Befragungen in Ostdeutschland korrespondiert mit einem anderen Sachverhalt: Die ost- bzw. westdeutsche Herkunft der Eltern hat einen stärkeren Einfluss auf die DDR-Bilder von Schülern als der Schulstandort (Schroeder et al. 2012, S. 351). Gleichwohl lässt sich beobachten, dass trotz des starken Gewichts der Familie, die DDR-Bilder mit dem Alter variieren. Die über 35-Jährigen weisen ein deutlich positiveres DDR-Bild als die unter 35-Jährigen auf (Holtmann et al. 2014, S. 88f.).

Dieser Befund deckt sich mit Beobachtungen, denen zufolge gerade die Familie eine besondere Bedeutung für die Bewältigung des Umbruchs nach dem Systemwechsel von 1989/90 gehabt hat. Es waren ihre naheliegenden und alltagserprobten Vorzüge als Rückzugsraum und Zufluchtsort, die Familienverbänden nach 1989 in Ostdeutschland „eine auffällige, lebensweltliche Kontinuität sicherten“ (Bürgel 2012, S. 177). Zudem waren Familienbande in der Transformationsphase wichtig,

als die sozialen Strukturen der Betriebe, die traditionell in der DDR einen hohen Stellenwert als Instanzen der Vergemeinschaftung hatten, größtenteils ausfielen.

Lenkt man den Blick noch weiter in die Vergangenheit, belegt die Sozialgeschichtsschreibung der DDR gleichfalls eine besondere Stellung der Familie in der Gesellschaft. Dorothee Wierling (2002, S. 102) verweist auf die historischen Bedingungen der starken Stellung der Eltern. Die Bindung von Kindern und Eltern wurde durch die Politik forciert. Auf der Grundlage von Interviews und Schüleraufsätzen aus den 1960er Jahren konstatiert sie eine „zunehmende Bindung an die Eltern als Bündnis gegen die Dominanz des Staates und der Politik“. Familie wurde zum Binnenraum, gegen die Ansprüche aus dem politischen Außenraum (vgl. auch die Darstellung von Betts 2009).

Zudem wird in der Jugendforschung konstatiert, dass Generationskonflikte generell in den letzten Jahren abgenommen haben. Jugendliche zeichneten sich heute durch eine distanziertere Anverwandlung der Erwachsenenwelt aus, was dazu führte, dass Konflikte innerhalb der Familie zwischen den Generationen an Schärfe verloren hätten. Der „Grundmodus der Weltdeutungen von älteren Jugendlichen und jungen Erwachsenen“ habe sich „im Vergleich zur Zeitspanne zwischen den 1960er und Mitte der 1980er Jahre grundlegend gewandelt“. Von heutigen Jugendlichen werde, was ihre Vorgängergenerationen noch im Altern als den „charismatischen Aufbruch ihres Lebens bewahren wollten, als ein aufgezwungenes und abgestandenes Thema gesehen“ (Boldt/Stutz 2006, S. 87).

Vor dem Hintergrund der DDR-Geschichte, der Transformationszeit und der Jugendsoziologie lassen sich also verschiedene Gründe für einen besonderen Stellenwert der Familie vor allem auch als Instanz politischer Sozialisation in Ostdeutschland benennen.

Unser Interesse gilt den aktuellen Erscheinungsformen und der Genese von DDR-Bildern, d.h. wie diese in der intergenerationellen Kommunikation in der Familie, im „Generationengespräch“ – das im Übrigen das *Beschweigen* mit einschließt – weitergegeben, verfestigt oder auch aufgebrochen werden. Damit wird ein zentrales Element der *alltagsnah und lebensweltlich vermittelten deutschen Erinnerungskultur* angesprochen. Das DDR-Bild wird in seinem Verhältnis zu subjektiven Einschätzungen des deutschen Einigungsprozesses, ihrer erfahrenen Folgen sowie der auf Zukunft gerichteten Lebensentwürfe erhoben.

Methodisch konfigurierten wir eine qualitativ orientierte *Drei-Generationen-Studie*, bei der jeweils ein Mitglied der Großeltern-, Eltern- und Kindergeneration interviewt wurde. Die Gespräche wurden in 18 ostdeutschen Familien geführt. Über weitergehende Fragen z.B. nach der Auswahl von Familien, Alterskohorten und grundlegende Merkmale der Interviewpartner, gibt Kapitel 2 Auskunft.

Im darauffolgenden Kapitel 3 wird mit der *Generationenordnung* der DDR ein theoretischer Rahmen unserer Untersuchung skizziert und in Zusammenhang gebracht mit den *interviewten Familien*, die in Form zusammenfassender Porträts beschrieben werden. Außerdem wird eine erste cursorische Antwort auf die Frage nach der Kontinuität bzw. Diskontinuität von DDR-Bildern und politischen Überzeugungen im familiären Generationengespräch gegeben.

Um die *Gesprächsinhalte* systematisch zu erschließen, werden drei verschiedene Zugänge gewählt (Kapitel 4–6):

- die Darstellung von *Antworten* auf die Fragen und Diskussionsanreize des Interviewleitfadens,
- die Analyse ausgewählter *Themencluster*, die in den Kontext von „Erinnerungsorten“ der DDR und verschiedenen strukturierten Gedächtnissen eingeordnet werden und
- eine Auswertung von *Themenschwerpunkten*, die die Interviewpartner selbst gesetzt haben.

Abschließend gehen wir im Kapitel 7, vor der Interpretationsfolie aktueller historischer und sozialwissenschaftlicher Studien, auf einen *blinden Fleck* ein, der zum Verständnis des DDR-Alltags und der Transformationszeit u.E. wichtig ist. Es geht darum, inwieweit man selbst Akteur beim Funktionieren des Systems war.

Ergebnisse unserer Untersuchung wurden erstmals 2015 im Rahmen einer Ausstellung der Friedrich-Ebert-Stiftung Berlin vorgestellt. Der Titel dieser Ausstellung lautete „... und dann sind wir an die Ostsee gefahren“ und stellt ein Zitat aus einem der geführten Interviews dar. In diesem Satz mit nur acht Wörtern schwingen geradezu prototypisch ganz unterschiedliche Aspekte mit, die in den folgenden Kapiteln eine Rolle spielen werden.

- Die *Ostsee*, die in dem Zitat angesprochen wird, ist ein wichtiger Erinnerungsort der DDR-Bürger, der für Urlaub steht, der im Jahresablauf der Bevölkerung einen zentralen Platz einnahm. Dabei war die Verteilung der Plätze für den privaten Urlaub mit betrieblichen und staatlichen Institutionen verbunden. Der Urlaub war wichtig, möglicherweise auch gesichert, nicht zuletzt durch die Mitgliedschaft in gesellschaftlichen Organisationen, doch der konkrete, *zuteilte* Urlaubsplatz konnte manchen Frust beinhalten.
- Der erste Teil des Satzes „... und dann“ verweist auf ein *Davor*. Wie sah das aus, der ‚Nicht-Urlaub‘, der Alltag im Betrieb, in der Familie, in der Schule oder auch in staatlichen Massenorganisationen wie der FDJ? In welcher Beziehung stand der ‚normale‘ Alltag zum Urlaub?

- Die folgende Sequenz „sind wir“ wird durch *nichts eingeschränkt*. Die Aussage wird nicht relativiert durch „manchmal“ oder „mehrmals“, sondern der Satz legt nahe, dass es einfach üblich war, an die Ostsee zu fahren, um dort seinen Urlaub zu verleben. War das ein Anrecht (wie eine Lesart des Zitats nahelegt) oder war es ein Privileg?
- Wenn man noch einmal zum Reiseziel zurückkehrt, drückt sich darin eine gravierende *Beschränkung* aus. Das Ziel Ostsee hatte für die DDR-Bevölkerung den Subtext, dass beispielsweise Nordsee, Schweden oder Mallorca als Reiseziele nicht möglich waren.³ Also im privaten Urlaubsziel spiegelte sich eine öffentlich nicht diskutierbare Existenzgrundlage des Staates DDR wider, nämlich die Einschränkung der Reisefreiheit Richtung Westen. Dass es sich wirklich um eine existenzielle Grundlage handelte, wurde 1989/90 mit der Grenzöffnung deutlich, die den Anfang vom Ende der DDR markierte. (Antworten auf das Thema „Urlaub“ werden im Kapitel 5.6 behandelt.)

Wenn man bei der Interpretation dieses Satzes den Blick weitet, geht es darum, ob in der DDR-Diktatur eine Trennung von Privatem und Staatlichem überhaupt möglich war. Der populäre Spruch „Privat geht vor Katastrophe“ (Betts 2009, S. 316) belegt eine eindeutige Rangordnung der DDR-Bevölkerung, doch wie *privat* war der Urlaub mit *staatlich* verteilten Plätzen? Paul Betts (2009) vertritt die These, dass es genau „dieses merkwürdige Zusammenspiel von Privatheit und Politik in einer Welt ohne eine wirkliche bürgerliche Öffentlichkeit [war], das letztlich das soziale Leben in der DDR kennzeichnete“ (S. 324). Dem Privatleben kam, seiner Ansicht nach, „eine Schlüsselrolle im Gesellschaftsvertrag zwischen Staat und Bürgern zu“ (S. 325).

Im Weiteren werden wir *Antworten der Gesprächspartner* in den 18 ostdeutschen Familien unserer Studie auf diese und ähnliche Fragen darstellen, interpretieren und analysieren.

Dabei wird deutlich werden, wie vielfältig die heutigen Generationen in Ostdeutschland ihre eigenen Erfahrungen mit oder fremden Erzählungen von der DDR-Geschichte und dem Einigungsprozess sehen und deuten. Um dieser Vielfalt Ausdruck zu verleihen, haben wir als Titel des Buches ein Zitat einer Interviewpartnerin gewählt. Im Gegensatz zu ihrer Ansicht nach verkürzenden Interpretationen der Geschichte sagte sie: „Aber hier haben Menschen gelebt, und die waren sehr individuell.“

3 Auf diesen Aspekt hat uns Franziska Richter von der Friedrich-Ebert-Stiftung Berlin hingewiesen.

2. Beschreibung der Erhebung und der Stichprobe

Im Rahmen des Forschungsprojekts „Intergenerationelle Verständigungen 25 Jahre nach dem Mauerfall“ am Zentrums für Sozialforschung Halle e.V. wurde in 16 Familien in Ostdeutschland jeweils ein Interview mit der Kinder-, Eltern- und Großelterngeneration durchgeführt. Das Projekt bezog sich auf Sichtweisen auf die DDR und erhob, wie diese Vorstellungen sich innerhalb ostdeutscher Familien ausgebildet haben. Die Interviews erfuhren eine Strukturierung anhand eines Leitfadens (s. Anhang). Themen waren u.a. das Leben in der DDR, die heutige Berichterstattung über die DDR, Diskussionen über politische und historische Fragen innerhalb der Familien sowie das Leben im heutigen Deutschland. Aproxima Gesellschaft für Sozial- und Marktforschung (Weimar) führte die Interviews im Zeitraum August bis November 2014 per Telefon durch.

Die Rekrutierung der Teilnehmer für die Studie erfolgte nach einem Quotenplan. Im Zentrum der Untersuchung standen zwei Altersgruppen der Kindergeneration:

- vorwende- und wendesozialisiert, mit den Geburtskohorten 1972–1980, Mittelwert 1977,
- nachwendesozialisiert, Geburtskohorten 1985–1994, Mittelwert 1988.

Zusätzliche Merkmale bei der Quotierung waren die Wohnorte und der Bildungsstand der Eltern. Dafür wurde der DDR-Wohnort der Eltern herangezogen. Es wurden städtische Regionen mit mehr als 5.000 Einwohnern und ländliche Gegenden mit weniger als 5.000 Einwohnern unterschieden. Im ländlichen Raum wurden bevorzugt Familien gesucht, in denen die Eltern früher in der Landwirtschaft gearbeitet hatten. Beim Bildungsstand wurde das höchste erreichte Qualifikationsniveau berücksichtigt (Fachhochschul- und Hochschulausbildung sowie sämtliche anderen Abschlüsse). Auf die Stadt-Land-Unterschiede wird an anderer Stelle noch eingegangen. Auffällig ist, dass trotz der Quotierung der Herkunftsfamilien nach dem Bildungsstand dieser in der Generation der Kinder durchgehend sehr hoch ist (Abitur ist der überwiegende Schulabschluss, Tab. 3.3). Vermutlich fühlte sich dieser Personenkreis von dem Anliegen der Untersuchung stärker angesprochen.

Aus den Interviews können keine repräsentativen Aussagen etwa über Häufigkeitsverteilungen von Sichtweisen in der Bevölkerung oder bestimmten Alterskohorten getroffen werden, sondern das empirische Material erlaubt, Vermutungen über generationsspezifische Sichtweisen und Beziehungen zwischen Generationen zu formulieren und Erklärungen dazu anzubieten.

Für die Großeltern wurde als notwendige Auswahlanforderung festgelegt, dass diese ihre Adoleszenz in einem Ort in Ostdeutschland in den letzten Weltkriegsjahren, in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ), oder in der Gründungs- bzw. Aufbauphase der DDR erlebt haben müssen. Damit ergeben sich Familienzusammenhänge in einer Drei-Generationen-Perspektive, bei denen davon ausgegangen werden kann, dass die Beteiligten unterschiedliche gesellschaftspolitischen Präzungen in Deutschland innerhalb der letzten 70 Jahre erlebt haben.

Die Rekrutierung der Teilnehmer fand über verschiedene Wege statt: In Radiosendungen (MDR Figaro) wurde über das Projekt berichtet, mit der Aufforderung, sich bei Interesse zu melden; es wurden Personendatenbanken herangezogen, Flyer ausgelegt, Aushänge angebracht, Anzeigen in verschiedenen Online-Portalen geschaltet und in kleinen Orten und Gemeinden in allen ostdeutschen Bundesländern Bibliotheken und Vereine kontaktiert, mit der Bitte, Aushänge für das Projekt in ihren Räumlichkeiten anzubringen. Insgesamt haben sich 45 vollständige Familien gemeldet. Zudem haben sich 30 Personen mit Interesse an der Studie mit uns in Verbindung gesetzt, bei denen allerdings nicht mehr alle drei Generationen unter den Lebenden waren.

Alle Interviews wurden per Telefon durchgeführt. Die Länge der Interviews variiert zwischen den Generationen (Tab. 2.1). Insbesondere die Elterngeneration zeichnete sich durch eine große Erzählbereitschaft aus, wie die durchschnittliche Interviewlänge von über einer Stunde dokumentiert. Hierfür lassen sich inhaltliche Gründe anführen, da die Personengruppe der Eltern aufgrund ihrer Altersverteilung über reichhaltige Erfahrungen vor und nach dem gesellschaftlichen Umbruch von 1990 berichten kann. Sie wurde in der DDR sozialisiert, und zu Wendezeiten waren in der Regel schon Berufseinstiege, Familiengründungen u.Ä. absolviert worden. Im Durchschnitt waren diese Eltern zu der Zeit 31 Jahre alt. Gleichzeitig war diese Altersgruppe in der Transformationsphase der 1990er Jahre zu großen Anpassungsleistungen genötigt, weil sie sich vor allem auf die neue Berufswelt einstellen musste.

Es gibt aber auch eine methodische Erklärung für die vergleichsweise lange Dauer der Gespräche mit den Eltern. Diese Interviewpartner kamen gut mit der Gesprächssituation am Telefon zurecht. Es gibt keine Hinweise darauf, dass die Interviewsituation einschränkend wirkte (es kam bei keinem Gespräch, aber auch

nicht bei denen mit den Kindern und den Großeltern, zu Abbrüchen oder Verweigerungen), sondern es war eher so, dass die Anonymität der Situation am Telefon die Erzählbereitschaft unterstützte. Dies lässt sich u.E. gleichfalls an Meinungsäußerungen ablesen, die provokativ und ‚politisch nicht korrekt‘ sind. Im Vergleich der drei Familiengenerationen berichteten vor allem die Eltern über persönliche Dinge: beispielsweise Trennungen, schwerwiegende Krankheiten, Suchtproblematiken, tiefgehende familiäre Konflikte oder vereinzelt sogar ‚Familiengeheimnisse‘, von denen andere interviewte Familienmitglieder anscheinend keine Kenntnis hatten.

Dies stellt ein besonderes Datenschutzproblem dar, weil nicht nur die externe Anonymität bei der Darstellung von Ergebnissen gewahrt werden muss, sondern auch solche innerhalb der Familien, d.h. zwischen den jeweiligen interviewten Mitgliedern, jedenfalls dann, wenn davon ausgegangen werden kann, dass Interviewpartner ‚Geheimnisse‘ erzählt hatten, von denen andere Menschen in dieser Familie möglicherweise nichts wissen. Diese Problematik schränkt unsere Darstellung ein, weil anders die familieninterne Anonymität kaum gewährleistet werden kann. Dieses Problem wird im Folgenden so gelöst, dass im Falle vermutlicher ‚Familiengeheimnisse‘ *kein* Verweis auf die anonymisierten Vornamen und Familienkürzel in Form der Buchstaben A-R gegeben wird, so dass keine Identifikation über ‚Quervergleiche‘ zwischen den Familienmitgliedern möglich ist.

Bei der Interviewgruppe der Großeltern waren öfter zusätzliche Erläuterungen während der Gespräche notwendig, um das Verständnis zu unterstützen, was bei einem Durchschnittsalter von 81 Jahren zum Interviewzeitpunkt nicht verwunderlich ist. Bei den beiden jüngeren Generationen wurden beim Verständnis der Fragen keine nennenswerten Auffälligkeiten festgestellt, doch die deutlich geringere Interviewdauer (insbesondere der jüngsten Altersgruppe) und auch entsprechende Äußerungen sind Belege für ein geringeres Mitteilungsbedürfnis und für ein zum Teil schwächeres Interesse an den Fragestellungen der Untersuchung. Man muss trotzdem konstatieren, dass Angehörige der jüngsten Gruppe von Gesprächspartnern sich oftmals besonders interessiert zeigten. Sie initiierten häufig für die ganze Familie die Teilnahme an der Studie und berichteten im Interview, dass dieses selbst ein Anlass gewesen sei, sich mit der Vergangenheit in der Familie zu beschäftigen.

Christliche Traditionen kommen in den befragten Familien häufiger vor. Sie waren in der Vergangenheit jedoch nicht unbedingt oppositionell, sondern oft lässt sich eine relativ große Anpassungsbereitschaft und bewusste Politikferne beobachten. Bei den Kindern dieser Familien gibt es darüber hinaus starke Säkularisierungstendenzen.

Für die Publikation wurden nochmals sechs zusätzliche Interviews mit zwei weiteren Familien durchgeführt. Der Hintergrund dieser ergänzenden Gespräche

war, dass eigens Familien gesucht wurden, die sich bei den Eltern und Großeltern durch eine größere Systemnähe auszeichnen, weil Familien, die dieses Merkmal aufweisen in der ursprünglichen Datenerhebung unterrepräsentiert waren. Die Gespräche wurden wiederum von *aproxima*, Gesellschaft für Sozial- und Marktforschung (Weimar) organisiert und im Zeitraum Dezember 2016 bis Januar 2017 geführt. Zur Strukturierung der Gespräche wurde der gleiche Interviewleitfaden wie schon 2014 eingesetzt.

| Merkmale der Interviews und der Interviewten | Generationen | | | |
|--|-----------------------------|-------------------------------|------------|------------|
| | Kinder, 1. Wende-generation | Kinder, Unberatene Generation | Eltern | Großeltern |
| Länge der Interviews (Mittelwert in Stunden : Minuten) | 0:40 | 1:00 | 1:22 | 0:56 |
| Standardabweichung der Länge der Interviews (in Minuten) | 19 | 28 | 36 | 27 |
| Alter zum Interviewzeitpunkt (Mittelwert in Jahren) | 26 | 37 | 56 | 81 |
| Standardabweichung des Alters (in Jahren) | 2,8 | 2,2 | 6,5 | 5,9 |
| Jahrgänge (Minimum, Maximum) | 1985, 1994 | 1972, 1980 | 1948, 1970 | 1918, 1943 |

Tab. 2.1:

Merkmale der 54 Interviews, die 2014 und 2016/17 durchgeführt wurden

Alle Interviews wurden transkribiert und mithilfe des Programms für die qualitative Datenanalyse MAX QDA erschlossen. Es wurden Codierungen vergeben, die zusammengefasst, strukturiert und interpretiert wurden. Methodisch liegen den Interpretationen *Abduktionen* zugrunde, dabei werden empirische Sachverhalte durch Hypothesen plausibilisiert (Kelle/Kluge 2010, S. 21ff.). Abduktive Schlüsse generieren vorläufige Vermutungen, die Aussagen der Interviewten plausibilisieren und erklären können. Diese Vermutungen werden im Zusammenhang der Studie überprüft und im Weiteren dargestellt.

3. Familien und die politischen Generationen der DDR

3.1 Der sozialwissenschaftliche Begriff der Generation und die Generationenordnung der DDR

Wenn im Folgenden Aussagen über die Großeltern, Eltern oder Kinder getroffen werden, sind die entsprechenden Interviewpartner in den Familien gemeint, die im Alltag als „Generationen“ angesprochen werden. Unterschieden von diesem eher alltagssprachlichen Generationenbegriff im familiären Kontext wird insbesondere in den Sozial- und Geschichtswissenschaften auf eine andere Vorstellung von Generation zurückgegriffen, die zuerst 1928 von Karl Mannheim ausgearbeitet wurde (Mannheim 1964). Demzufolge handelt es sich bei *Generationen* um ungefähr gleichaltrige Personengruppen eines Kulturkreises, die in der gleichen historischen Zeit leben und sich durch ähnliche soziale und geschichtliche Erfahrungen, Erziehungsstile sowie Lebensführungen auszeichnen. Der Hintergrund zeitlich gemeinsamer Erlebnisse und deren individuelle, aber innerhalb der Generation ungefähr gleichartige Verarbeitung führt, der Theorie nach, dazu, dass sich identifizierbare Sichtweisen auf die Welt insbesondere in der Jugendphase oder bei jungen Erwachsenen ausbilden, die eine typisierende Beschreibung von Personengruppen erlauben. Der Zusammenhang von einer bestimmten historischen Zeit und der Ausbildung einer Generation in dieser Zeit wird als „Generationenlagerung“ bezeichnet. Solche „politischen Generationen“ können sich auch nur auf kleine Teilgruppen von Alterskohorten beziehen, für deren Beschreibung vor allem in der Geschichtswissenschaft auf den Begriff der Generation zurückgegriffen wird.⁴

Zu ein und demselben Zeitpunkt können mehrere politische Generationen nebeneinander existieren, die sich in unterschiedlichen historischen Zeiten herausgebildet haben. Beides, die Abfolge und die Koexistenz von Generationen, bildet zusammen eine Generationenordnung. Eine Drei-Generationen-Perspektive auf der

4 Im Sonderforschungsbereich 580 „Gesellschaftliche Entwicklungen nach dem Systemumbruch“ der Universitäten Jena und Halle-Wittenberg gab es ausführliche Diskussionen über Probleme und Erklärungsleistungen des Generationsbegriffs in der Sozial- und Geschichtswissenschaft, vgl. exemplarisch Kohli (2003) und Niethammer (2003), sowie die anderen Beiträge zu weiterführenden Aspekten des Generationenkonzeptes in *SFB 580 Mitteilungen*, Heft 9.

Basis von Familienbeziehungen, die unserer Studie zugrunde liegt, impliziert immer eine *Verknüpfung* von zwei Sichtweisen: der *familiären Beziehungen* zwischen Großeltern, Eltern und Kindern mit *politischen Generationen*, die Ausdruck spezifischer Erfahrungen und Lebenswirklichkeiten der jeweils berücksichtigten Altersgruppen in der historischen Zeit sein können. Familiäre und historische Generationenlagerungen stehen in einem Zusammenhang, der in dieser Studie entfaltet, analysiert und dargestellt wird.

Um begriffliche Klarheit herzustellen, werden wir im Weiteren den Begriff der Generation im alltagssprachlichen Sinne vermeiden und ihn nur noch in der Form als Begriff der *Familiengenerationen* benutzen, wenn von Kindern, Eltern oder Großeltern die Rede ist. Wenn im Folgenden hingegen der *Generations*-Begriff verwendet wird, dann sind damit typologisierende Umschreibungen von Alterskohorten, im Sinne des bereits skizzierten sozialwissenschaftlichen Begriffsgebrauchs, gemeint.

Für die DDR sind verschiedene politische Generationseinteilungen vorgeschlagen worden (beispielsweise Ahbe/Gries 2011), die als im Wesentlichen idealtypische Modelle anzusehen sind, um die historische Bedingtheit und die Lebensumstände unterschiedlicher Altersgruppen in verdichteter Form auszudrücken. Grundlegend ist dabei die Vermutung, dass sich Geburtskohorten mithilfe einer typologischen Begrifflichkeit umschreiben und als Generationen identifizieren lassen.

Die Alterskohorten unserer Stichprobe liegen ‚quer‘ zu dem Generationenschema von Ahbe und Gries (Tab. 3.1); damit ist gemeint, dass sich unsere Gesprächspartner aus einer Familiengeneration nicht nur aus einer politischen Generation rekrutieren, was den Vorteil aufweist, dass Jahrgangskohorten sehr schlüssig im Zusammenhang mit der historischen Entwicklung der DDR beschrieben werden können.

Die *Großeltern* unserer Stichprobe rekrutieren sich aus der „Aufbau-Generation“ und der „funktionierenden Generation“. Die „Aufbau-Generation“ umfasst vor allem diejenigen, die Kriegs- und Nachkriegszeit im jugendlichen Alter erlebt hatten. Oftmals konnten Angehörige dieser Altersgruppen, trotz einer nicht selten nationalsozialistischen Jugendphase, relativ große berufliche und soziale Aufstiege in den 1950er Jahren realisieren. Aufgrund des enormen Aufbaubedarfs zeigte sich die Führung der frühen DDR durchaus nachsichtig gegenüber kompromittierenden Mitgliedschaften in NS-Organisationen, politische Verlässlichkeit und Linientreue allerdings vorausgesetzt. Die Identifikation mit dem Staat der DDR, welcher der Aufbau-Generation gute Karrierechancen bot, war dementsprechend häufig sehr hoch.

| |
|---|
| Die Generation der misstrauischen Patriarchen (ca. 1893–1916) Erfahrungshintergrund: soziale Not, politische Auseinandersetzungen, Kriege, nationalsozialistische und stalinistische Verfolgung; Grundorientierung: Gefahrenbewusstsein, Härte, Kontrollstreben; stellte die politische Elite bis zur gesellschaftlichen Implosion 1989/90 |
| Die Aufbau-Generation (Kernjahrgänge 1925–34) NS-Kindheit; Grundorientierung: sich idealistisch für das „Große Ganze“ einsetzen; nach 1945 durch die misstrauischen Patriarchen „adoptiert“; sozialer Aufstieg in der DDR |
| Die funktionierende Generation (Kernjahrgänge 1935–45) Erfahrungshintergrund: existenzielles Überleben unter prekären Umständen; Grundorientierung: pragmatisch, klaglos funktionierend, konform; seit den 1970er Jahren im „Aufstiegsstau“ |
| Die integrierte Generation (Kernjahrgänge 1949–56) Grundorientierung: idealistisch; kultureller Bruch mit den Eltern, Ausbildung postmaterialistischer Werte; duale Systemerfahrungen: Arbeitswelt in der DDR und in der BRD nach 1990 |
| Die entgrenzte Generation (Kernjahrgänge 1960–72) Grundorientierung: pragmatisch und hedonistisch; Leben in einer Doppelwelt: Alltag in der DDR – aber durch Medien vermittelt am Westen orientiert; Abwendung statt Rebellion |
| Wende-Jugendliche und Wende-Kinder (1975–1986) Grundorientierung: leistungsorientiert, pragmatisch; verunsichert über eigene Wurzeln und Zukunft, infolgedessen oft Suche nach Sinn |

*Tab. 3.1:
Politische Generationen in der DDR-Geschichte nach Ahbe und Gries
(2011, S. 79)*

Ahbe und Gries (2011, S. 26) sehen die Aufbau-Generation gespalten in die dezidierten erklärten Sozialisten und die Konformisten. „Ausdauernd, aber niemals rebellisch, pragmatisch, aber durchaus der Idee des Sozialismus verpflichtet, versuchte der größte Teil dieser Generation die Balance zwischen Anstand und Vernunft einerseits und Disziplin und Konformismus andererseits zu finden“ (Ahbe/Gries 2011, S. 25).

Als 1989 der Systemumbruch begann, stand diese Generation, anders als jüngere DDR-Bürger, unter keinem besonderen Anpassungsdruck an die neuen Verhältnisse. Sie war schon oder kam jetzt früher als gedacht in Rente. Ihre bruchlosen beruflichen DDR-Lebensläufe führten zu relativ guten Versorgungsleistungen. Bei der Aufbau-Generation handelte es sich folglich überdurchschnittlich häufig um materielle „Wendegewinner“. Gleichwohl gab und gibt es durchaus Gefühle der sozialen Zurücksetzung und mangelnden Anerkennung. Dies war besonders dort der Fall, wo Angehörige der Aufbaugeneration die nachteiligen Folgen der Wiedervereinigung, so vor allem die Deindustrialisierung Ostdeutschlands, als Missachtung ihrer persönlichen Arbeits- und Lebensleistungen interpretierten.

Die nachfolgende „funktionierende Generation“ umfasst nach Ahbe und Gries (2011) im Wesentlichen die Jahrgänge 1936–48. Sie sind die Kriegs- und Nachkriegskinder, die sich in die werdende DDR integrierten. Aufgrund der „schlechten Zeiten“ lernten sie früh Selbstüberwindung und Disziplin. Diese Eigenschaften würden, nach Ahbe und Gries (2011), im Leben dieser Generation immer wieder durchscheinen. Gerade die Lebensumstände in der frühen, stalinistischen DDR schienen Bestätigungen der Lebensmaximen dieser Generation zu bieten. „Nicht negativ auffallen, nicht reden oder groß fragen, nicht klagen oder anklagen! Stattdessen galt es immer wieder aufs Neue, Probleme und Konflikte durchzustehen und durchzufechten, nach Niederlagen aufzustehen und sich niemals entmutigen zu lassen“ (Ahbe/Gries 2011, S. 35). Im Zuge des gesellschaftlichen Umbruchs traf es die funktionierende Generation härter als die ältere Aufbau-Generation. Sie war öfter gezwungen sich beruflich, unter ganz neuen gesellschaftlichen Bedingungen, umzuorientieren und war häufiger von Arbeitslosigkeit betroffen.

Für die *Eltern* lassen sich gemäß dem Schema von Ahbe und Gries zwei historische Generationen anführen, die mit den Attributen „integriert“ und „entgrenzt“ (bzw. „distanziert“) bezeichnet werden und sich mit den Alterskohorten unserer Stichprobe überschneiden. Zur „integrierten Generation“ zählen die in den 1950er Jahren Geborenen. Sie bilden die erste Generation, die zu Kinder- und Jugendzeiten nur die DDR kennengelernt hatte. Prägend war für sie das Aufwachsen in einer ideologisch geschlossenen Gesellschaft, wo für die meisten der Bürgerinnen und Bürger mit dem Mauerbau 1961 der westdeutsche Nachbar unerreichbar wurde.

Wolfgang Engler (1999) hat beschrieben, dass die Zäsur des Mauerbaus mit einer neuen Aufbruchsstimmung in der DDR in der ersten Hälfte der 1960er Jahre einherging.⁵ Dies war auch mit einem gesellschaftlichen Wandel begleitet, der soziale Aufstiegserwartungen beinhaltete. Die Leitfigur war nicht mehr der Industriearbeiter, sondern der Ingenieur (Wierling 2002, S. 317). Und dieses Jahrzehnt war – trotz der Niederschlagung des „Prager Frühlings“ 1968 – eine Zeit, in der die Jugend noch eine vergleichsweise hohe Identifikation mit dem Staat aufwies. Nach Befragungsergebnissen aus dem Jahre 1969 waren zwei Drittel der Jugendlichen in der DDR stolz darauf, ein „Bürger unseres sozialistischen Staates zu sein“ (Ahbe/Gries 2011, S. 45). Gleichzeitig wuchsen die Erwartungen. Immer weniger wurde von der Jugend gefragt, was man für das Land tun könne, sondern was das Land für einen bereithalte. „Das war die Folge einer Politik, die vor allem die Jugend zu leicht kontrollierbarer Passivität bestimmt hatte“ (Wierling 2002, S. 335).

5 Gunnar Decker (2015) hat eine umfassende Beschreibung dieser Epoche in der DDR vorgelegt, die kulturelle, wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Aspekte berücksichtigt.

Marc-Dietrich Ohse (2003) sieht dementsprechend nicht die zeitgleichen gesellschaftlichen Erstarrungstendenzen in der DDR und das Scheitern der tschechoslowakischen Reformbemühungen als generationsbildende Ereignisse für die integrierte Generation an, vielmehr seien diese in den allgemeinen Glücks- und Zukunftsversprechungen zu sehen, die mit der Einführung der Einheit von Sozial- und Wirtschaftspolitik von der politischen Führung, Anfang der 1970er Jahre, explizit als politisches Programm ausgesprochen wurden, sich jedoch schon bald gegen Ende des Jahrzehnts als nicht mehr realisierbar erwiesen. „Das Leben, in das man so hoffnungsfroh eingetreten war, hatte wenig zu tun mit den gemachten Versprechungen. Diese Erkenntnis stellte sich bei Arbeitern früher und weniger schockierend ein als bei den Studenten, weil die Erwartungen von vornherein gedämpfter waren und weil die Sphäre der Arbeit weniger mit Sinnerwartungen aufgeladen war als bei Hochschulabsolventen“ (Wierling 2002, S. 557).

Eine innere Distanzierung von der DDR wurde bei der integrierten Generation auch dadurch unterstützt, dass sie zwar gut ausgebildet war, aber im Gegensatz zu ihren Eltern hinwiederum nur eingeschränkte Aufstiegsmöglichkeiten besaß. Prozesse sozialer Schließung, also der ‚Vererbung‘ von Elitepositionen, und verstopfte Karrierewege nahmen in den letzten Jahrzehnten der DDR zu (Best et al. 2012). „Viele der Jüngeren aus der integrierten Generation sahen für sich keine Perspektive in der DDR; sie stellten in den 80er Jahren einen Großteil der Ausreise- und Fluchtbewegung in den Westen“ (Ahbe/Gries 2011, S. 46). Zudem wurden Angehörige dieser Generation häufig zu Wortführern der politischen Wende im Herbst 1989. „Obwohl die Zahlen insgesamt sehr gering sind, gab es mehr als doppelt so viele ‚1989er‘ unter den Jahrgängen 1950–54 als unter den Jahrgängen 1945–49, die Relation beträgt 25 zu 11“ (Fulbrook 2006, S. 121).

Nach 1990 hatte die integrierte Generation große Anpassungsleistungen zu erbringen. Sie vor allem war es, die im transformierten Wirtschafts- und Sozialsystem Ostdeutschlands in für sie neuartigen Rollen und Funktionen von heute auf morgen zurechtkommen musste – was vielen gelang. Ahbe und Gries (2011, S. 47) kommen deshalb zu einer zunächst überraschend klingenden, doch sehr plausiblen Einschätzung der integrierten Generation: „Mit diesem doppelten Erfahrungshintergrund bringt sie besondere Kompetenz in das vereinigte Deutschland ein. In diesem Sinne stellen sie die eigentliche oder einzige ‚deutsch-deutsche‘ Generation dar.“

Die zweite politische Generation, die zur Beschreibung der *Eltern* unserer Studie herangezogen werden kann, wird als „entgrenzt“ oder „distanziert“ charakterisiert und umfasst ungefähr die Jahrgänge 1960–72 (Ahbe/Gries 2011). Es handelt sich um eine „Generation der Nicht-Mehr-Eingestiegenen“ (Lindner 2003, S. 38).

Das heißt: Die politischen Institutionen und Rituale hatten ihre orientierende Wirkung auf diese Generation verloren. Man wusste als Jugendlicher, was von einem erwartet wurde, aber es blieb nur äußerliche Anpassung, deren Notwendigkeit geringer eingeschätzt wurde als von den älteren Generationen. „Die zentralen politischen Botschaften, die Bildungssystem und Propaganda vermitteln wollten, fanden bei der entgrenzten Generation deutlich weniger Anklang als noch bei den Generationen zuvor“ (Ahbe/Gries 2011, S. 58).

Der Dichter Kurt Drawert beschreibt das Lebensgefühl seiner Generation mit den Worten: „Im Osten und doch nicht im Osten, wir wohnten, aber wir lebten nicht dort“ (zit. n. Lindner 2003, S. 38). Ergebnisse der damaligen Jugendforschung in der DDR belegen Wünsche nach Eigenbestimmung und sozialer Anerkennung. „Auf der Agenda [dieser Jugendlichen] stand – statt politischer Einmischung – das Streben nach individuellem Wohlstand, kultureller Vielfalt und geistigem Freiraum, wo auch immer der schwächelnde Staat ihn nicht mehr verhindern konnte“ (Lindner 2003, S. 38).

Der Karikaturist Olaf Schwarzbach (2015), Jahrgang 1965, beschreibt die damalige Jugendszene als teilnehmender Beobachter: „Auf dem Schulhof der [Berufsschule] präsentierte sich ein bunter Szene-Mix. Hippiemädchen, Popper, erste Punks und Stinos (Stinknormale). Alle Sparten waren vertreten, die meisten bezeichneten sich als links und staatskritisch. [...] Während der Hofpausen kam ich mir vor wie bei einer alternativen Modenschau. Individualismus war der große gemeinsame Nenner“ (S. 122). Sein damaliges Lebensgefühl, Mitte der 1980er Jahre, drückt er mit den Worten aus: „Grau und trostlos sah ich meine Zukunft. [...] Ich hatte die Schnauze voll von Ausweiskontrollen und keinen Bock mehr darauf, dass mir Transportpolizisten vorschrieben, wie ich zu leben habe.“ Seine umfangreiche Aufzählung dessen, was ihn an der DDR störte, endet mit: „Ich hatte keine Lust mehr auf schmierige Kellner und Sie-werden-platziert-Schilder in räumigen HO-Gaststätten“ (S. 176).

Ihre kulturelle Orientierung am Westen und ihre distanzierte Haltung dem eigenen Staat und seinen Institutionen gegenüber führten dazu, dass die entgrenzte Generation zum wesentlichen Träger der Flucht- und Ausreisewelle 1988/89 wurde. „Das Durchschnittsalter der 225.233 Flüchtlinge und Übersiedler, die 1989 bis zum Fall der Mauer aus der DDR in den Westen gingen, lag bei 23,5 Jahren“ (Lindner 2003, S. 38). Die Orientierung am Westen und die innere Distanz dem eigenen Staat gegenüber erleichterten den Start dieser Generation im wiedervereinigten Deutschland.

In Interviews mit Männern und Frauen der distanzierten Generation wird deutlich, dass beispielsweise neue Studiengänge, die nach dem politischen Umbruch ein-

geführt wurden, als „Befreiung aus verregelten Lebenswegen“ wahrgenommen wurden (Stutz 2006, S. 142). Das Bedürfnis nach „Selbstverwirklichung“, ein eher westlich geprägtes Ideal in Jugendzeiten, gewann für diese Generation mit dem politischen Umbruch eine reale Bedeutung. Allgemein mündete jedoch die Verwirklichung von Chancen häufig in die Abwanderung aus Ostdeutschland. Langzeitbefragungen von im Jahre 1973 geborenen Ostdeutschen belegen, dass inzwischen jeder Vierte dieses Jahrgangs nach Westdeutschland oder ins Ausland abgewandert ist. Mehrheitlich wird dieser Schritt nicht bereut, die Zufriedenheit ist anscheinend bei Abgewanderten höher als bei denjenigen, die im Osten geblieben sind (Berth et al. 2010, S. 191).

Für die Generationenordnung von Aufbaugeneration, funktionierender, integrierter und entgrenzter/distanzierter Generation hat Bernd Lindner eine treffende, grundsätzliche Einschätzung für die DDR gegeben, die das ganze Dilemma der offiziellen Jugendpolitik deutlich macht: „Die SED hat von Beginn ihrer Machtübernahme an auf die Jugend als Träger des Aufbaus einer neuen Gesellschaft gesetzt. Doch was ihr anfangs noch weitgehend gelang, geriet ab Mitte der 70er Jahre immer mehr zum Desaster. Die Jugend war die erste Altersgruppe, welche die SED für sich vereinnahmen konnte, und sie war zugleich die erste, die ihr aus dem Ruder lief“ (2003, S. 33).

Betrachtet man die *Kinder* unserer Stichprobe mit den zwei Jahrgangskohorten 1972–80 und 1985–94, die die Grundlage der empirischen Erhebung bilden, so muss man davon ausgehen, dass *keine* einheitliche, historisch bedingte Generation vorliegt, weil der politische und gesellschaftliche Umbruch 1989/90, in Abhängigkeit vom Alter, ganz unterschiedlich wahrgenommen und verarbeitet wurde. Junge Menschen, die sich nur um ein paar Jahre im Alter unterscheiden, wurden durch die gesellschaftliche Transformation ganz unterschiedlich betroffen (vgl. beispielsweise Maubach 2004, Gerland 2016).

Zur Charakterisierung der Altersgruppe der ab 1975 Geborenen, also der Wendekinder und Wendejugendlichen, hat Bernd Lindner (2006) als Bezeichnung „Generation der Unberatenen“ vorgeschlagen. Unberaten waren diese Kinder und Jugendlichen insofern, als die traditionellen Erziehungsinstanzen, angesichts der gesellschaftlichen Veränderungen, mit ihren Ratschlägen wenigstens zum Teil ausfielen. Andrea Hanna Hünninger, 1984 in Weimar geboren, berichtet in ihrem Erinnerungsbuch „Das Paradies. Meine Jugend nach der Mauer“: „Ich teile mit vielen jungen Ostdeutschen, die heute zwischen 24 und 29 Jahre alt sind, die Erziehung durch melancholische, ja depressive, eingeknickte, krumme, enttäuschte, beschämte, schweigende Eltern und Lehrer“ (Hünninger 2011, S. 63). Dies mag eine

Überzeichnung sein, aber es verleiht der Einschätzung einer häufig überforderten Elterngeneration Ausdruck.

In ähnlicher, biografisch orientierter Form haben verschiedene Autorinnen und Autoren aus der unberateneren Generation ihre Empfindungen über das Verschwinden der DDR und das Werden eines neuen Deutschlands verarbeitet. Am bekanntesten ist vielleicht Jana Hensel, 1976 in Leipzig geboren, die in ihrem Buch „Zonenkinder“ die schon poetische Formulierung gefunden hat: „Eine ganze Generation entstand im Verschwinden“ (Hensel 2002, S. 160). „Wir wissen, dass unsere Zone von einem Versuch übrig geblieben ist, den wir, ihre Kinder, fast nur aus Erzählungen kennen und der gescheitert sein soll. Es gibt hier heute nur noch sehr wenig, was so aussieht, wie es einst ausgesehen hat. Es gibt nichts, was so ist, wie es sein soll. Doch langsam fühlen wir uns darin zu Hause“ (S. 155).

Mauerfallkinder fanden sich – jedenfalls in ihrer Selbstwahrnehmung – schneller in der neuen ‚westlichen Welt‘ zurecht als ältere Ostdeutsche. Häufig unterstützten sie ihre Eltern dabei, deren Anpassungskrisen zu bewältigen, oder wenigstens hatten sie den Eindruck, dass die Eltern auf ihre Hilfeleistungen angewiesen seien. Bei Hensel können wir nachlesen: „Unsere Eltern [...] sind müde und ein bisschen zu alt für die neue Zeit. Sie sind die Sitzenbleiber einer anderen Epoche, die sich gerade erledigt hat und aus der nur Carmen Nebel, das Ampelmännchen, Nordhäuser Doppelkorn, Plauener Spitze und die PDS übrig geblieben sind“ (Hensel 2002, S. 80).

Niemand anders als Angela Merkel, gemäß der Einteilung von Ahbe und Gries (2011) zur integrierten Generation zugehörig, hat anlässlich einer Buchbesprechung von „Zonenkinder“ diesen Eindruck abgeschwächt: „Nur ist es dann vielleicht auch ein überhöhtes Selbstbewusstsein, wenn diese Generation der Zonenkinder glaubt, als Einzige die Nerven behalten und keine Angst vor dem Neuen zu haben. Aber lassen wir ihnen ihren Glauben“ (2004, S. 75).

Nach der Altersschichtung unserer Interviewpartner gehört die ältere Gruppe von Kindern zur *Generation der Unberatenen*, und so sollen sie im Weiteren auch angesprochen werden, während die jüngere Alterskohorte kaum oder gar nicht über eigene Erinnerungen an das Leben in der DDR verfügt. Der Ausspruch von Hensel gilt für sie dennoch: Es ist anzunehmen, dass sie in ihrer Kindheit in der Transformationszeit durch das Entstehen des Neuen geprägt wurden; doch zugleich war das verbunden mit dem Verschwinden der DDR und deren Fortleben in der Form unterschiedlicher *Erzählungen* (in der Familie, in der Schule, in den Medien, in der Peergroup). Für diese Gruppe von Kindern unserer Stichprobe, die 1989/90 im Schnitt drei Jahre alt war, wird im Weiteren der Begriff *erste Wende-generation* vorgeschlagen (vgl. Martens 2015 und Kapitel 6.3).

| Familien | Generationen | | | | | |
|--------------------------------|--------------|-------------------------|-------------------|------------------|------------------|---------------|
| | Aufbau-G. | funktio- nierende G. | integrierte G. | entgrenzte G. | unberatene G. | 1. Wendeg. |
| <i>Generationenordnung I</i> | | | | | | |
| O | X | X | | | X | |
| Q | X | | X | | X | |
| P | X | | X | | X | |
| L | X | | X | | X | |
| I | X | | X | | X | |
| C | X | | X | | X | |
| <i>Generationenordnung II</i> | | | | | | |
| K | X | | X | | | X |
| J | X | | X | | | X |
| G | X | | X | | | X |
| <i>Generationenordnung III</i> | | | | | | |
| N | X | | | X | X | |
| A | X | | | X | | X |
| <i>Generationenordnung IV</i> | | | | | | |
| M | | X | X | | X | |
| H | | X | X | | X | |
| <i>Generationenordnung V</i> | | | | | | |
| R | | X | | X | | (X) |
| F | | X | | X | | X |
| E | | X | | X | | X |
| D | | X | | X | | X |
| B | | X | | X | | X |

Tab. 3.2:
Zuordnung der 18 Familien zum Generationenmodell von
Abbe und Gries (2011) und Martens (2015)

Damit liegen folgende *Generationsordnungen* (Zusammenhänge zwischen politischen Generationen in den Familien) vor (Tab. 3.2): Es gibt zwei größere Gruppen

von Generationsfolgen, bei denen jeweils immer eine Generation ‚übersprungen‘ wird. (Das entspricht dem ursprünglichen Modell von Ahbe/Gries 2011, S. 79.)

- In der ersten Gruppe finden sich die Familien C, I, L, P und O, die jeweils die Aufbau-Generation, die integrierte und die unberatene Generation umfassen. (Die Familie O wird hier aus inhaltlichen Gründen berücksichtigt, obwohl die Großmutter und der Vater eigentlich, aufgrund ihres Alters, nicht in das zeitliche Schema des Generationsmodells passen, vgl. Familienporträt Kapitel 3.2.1.)
- In der zweiten, jüngeren Generationenordnung gehören die interviewten Mitglieder der Familien B, D, E und F zur funktionierenden, distanzierten und ersten Wendegeneration. Partiiell könnte man auch die Familie R dazuzählen, doch das interviewte Kind ist aufgrund des Geburtsjahrs als ein „Datenausreißer“ anzusehen (vgl. Kapitel 3.2.5).

Die restlichen Familien lassen sich durch ihre ‚Abweichungen‘ von den dominanten Generationsordnungen I und V beschreiben: Jüngere Kinder, die zur Wendegeneration egehören, deren Eltern jedoch eher der integrierten Generation zuzurechnen sind (die Familien G, J, K, die Generationenordnung II, vgl. Kapitel 3.2.2). Solche ‚Abweichungen‘ können auch für die Großeltern und Eltern beobachtet werden: funktionierende und integrierte Generation (die Familien H und M, die Generationenordnung IV, vgl. Kapitel 3.2.4) sowie Aufbau-Generation und entgrenzte Generation (die Familien A und N, die Generationenordnung III, vgl. Kapitel 3.2.3). Eine offene inhaltliche Frage ist, inwieweit Sichtweisen von Familienmitgliedern mit der jeweiligen Generationsordnung variieren. Dem wird in Kapitel 3.3 nachgegangen. Zunächst wird die Generationenordnung innerhalb der Familien genutzt, um deren Darstellung im nächsten Kapitel zu strukturieren.

3.2 Die interviewten Familien im Kontext der DDR-Generationenordnung, Familienporträts

Im Folgenden werden die interviewten Familien vorgestellt. Die Reihenfolge richtet sich dabei nach der Einordnung der Familien in das Generationenschema der DDR (vgl. Kapitel 3.1). Um die Anonymität der Personen sicherzustellen, werden zur Identifikation der Familien die Buchstaben A-R verwendet, die zufällig vergeben wurden. Die Vornamen der interviewten Personen sind zugeschriebene Pseudonyme, deren Anfangsbuchstaben nach folgendem System gebildet wurden:

- Vornamen, die mit *J* beginnen, bezeichnen die *älteren Kinder* (vor 1980 geboren), 6 Frauen, 3 Männer, die Geburtsjahre liegen zwischen 1970 und 1979, Mittelwert 1976;
- *K* kennzeichnet die *jüngeren Kinder* (1985 und später geboren), 5 Frauen, 3 Männer, Geburtsjahre zwischen 1985 und 1994, Mittelwert 1988 (ein „Datenausreißer“, Familie R, wurde bei der Berechnung des Durchschnitts, nicht berücksichtigt);
- Vornamen mit *E* sind den *Eltern* vorbehalten, 12 Frauen, 6 Männer, zwischen 1948 und 1970 geboren, Mittelwert 1959;
- *V* benennt die *Großeltern väterlicherseits*, 2 Frauen, 2 Männer und
- *M* die *Großeltern mütterlicherseits*, 10 Frauen, 4 Männer; insgesamt wurden die interviewten Großeltern zwischen 1918 und 1943 geboren, das mittlere Geburtsjahr ist 1933.

Mithilfe dieses Systems und der Familienbezeichnungen ist es möglich, die jeweilige Stellung der Interviewpartner in der Familie und die Familienbeziehungen durch die Namen nachzuvollziehen. Die Abfolge der Kapitel richtet sich nach den Generationenordnungen I–V (Tab. 3.2).

3.2.1 Generationenordnung I: Von der Aufbau-Generation bis zur unberatener Generation

Familie O: Leben in einer sozialistischen Kontinuität

Vera, 1918, mittlere Reife, Angestellte im Fernmeldewesen, 1959 Ausbildung im Bibliothekswesen, arbeitete bis zur Rente als Bibliothekarin, war Mitglied in der SED. Sie habe gerne in der DDR gelebt, es habe ihr gut gefallen. Ihr Fazit, das in seiner Widersprüchlichkeit sicherlich auch ihrem hohen Alter geschuldet ist, lautet: „Ach ich finde, wir leben heute freier und offener. Also von mir aus gesehen als alter Mensch. Nein, ich lebte gerne in der DDR.“

Ernst, 1948, Erweiterte Oberschule, Lehre, Studium, Arbeit in Betrieben und in leitenden Positionen auf Kreis- und Bezirksebene, nach dem Systemumbruch Manager in einem internationalen Konzern, zeitweise auch in Westdeutschland tätig, vor und nach 1990 Mandatsträger, u.a. im Landtag eines ostdeutschen Bundeslandes. Für ihn war die DDR die Diktatur des Proletariats, das schloss auch Unrecht ein. Außerdem gab es eine schlechte politische Führung. Er selbst möchte

die DDR nicht wieder haben. Er war SED-Mitglied aus Überzeugung, doch dreimal gab es förmliche Parteiverfahren gegen ihn. E. schildert ausführlich die zum Teil absurd anmutenden Anlässe für diese Verfahren. Diese Erfahrungen haben ihn in seiner Meinung bestärkt, dass die Überzeugung, man habe in der DDR nicht streiten können, nicht zutreffend sei, man musste sich nur trauen. Er ist „eigentlich stolz darauf, dass ich nicht hingeschmissen habe als SED-Mann. Ich bin also [nach 1989/90] nicht ausgetreten. Sicherlich hat sich nachher alles hier aufgelöst. Ich dachte, ich wäre mit aufgelöst, aber schwuppdwupp kriegte ich dann eine Einladung zu dem ersten Parteitag“ der PDS. Er möchte, dass die Kritik am Kapitalismus unbedingt aufrechterhalten wird. Doch müsse er konstatieren, dass ihm augenblicklich keine bessere Wirtschaftsform einfällt, „die sozialistische war es nicht“.

Jan, 1978, Abitur, Lehre, Studium, Tätigkeit bei einer Bundestagsabgeordneten und aktuell in der Geschäftsstelle einer politischen Partei, für die er auch Mandatsträger ist. Er bemühe sich um eine „differenzierte“ Sichtweise auf die DDR. Der Anspruch zu differenzieren zieht sich durch das ganze Interview. Für ihn als Kind gab es immer ein positives Gefühl von Zusammenhalt in der DDR, doch heute müsse man das „differenzierter“ sehen. Negativ seien auf jeden Fall die Repressionsmaßnahmen und die Wirtschaftspolitik in der DDR gewesen. Über Jahrzehnte sei gelogen worden über „wirtschaftliche Errungenschaften, die es nicht gegeben hat“. In der Familie sei offen und ehrlich gesprochen worden. Seit der Jugend sei er politisch aktiv. Da sei er durch die Wendezeit geprägt, doch in dem Interview wird nicht deutlich, worin diese Prägung bestand. Auch habe ihn sein Vater beeinflusst, ganz im Gegensatz zu seiner Schwester, die unpolitisch sei. (Das erwähnt auch sein Vater Ernst.) Sein Vater und er hätten aber durchaus unterschiedliche Meinungen; Ernst vertrete, was die Bewertung der heutigen Darstellung der DDR-Geschichte in der Presse anbelangt, deutlich „schärfere“ Ansichten als er selber. „Er [der Vater] sieht das oft so ein bisschen als Geschichtsglättung, und ich versuche das dann ein bisschen differenzierter zu sehen.“

Familie Q: Die DDR-Geschichte als gescheiterter Versuch, eine gute Idee umzusetzen, die für die jüngste Gesprächspartnerin ihre Bedeutung verloren hat, „jetzt geht es anders weiter“

Michael, 1926, Kriegsdienst, nach dem Krieg Studium, Tätigkeit an der Universität und in einem Forschungsinstitut, mit dem Systemumbruch verrentet. M. kommt aus einer sozialdemokratisch geprägten Familie, und für die eigene politische Sozia-

lisation sei der Vater wichtig gewesen. Nach dem Krieg sei er über Gewerkschaftsarbeit zur Partei gekommen. Nach 1990 musste er politisch „einen neuen Platz finden“, doch er habe ihn nicht mehr gefunden. Das Positive an der DDR „war eigentlich die generelle Linie der Politik, die darauf zielte, den Sozialismus aufzubauen. [...] die negativen Dinge waren eigentlich das Anecken bei den sogenannten 150-Prozentigen, heute würde man sagen, den Betonköpfen, die überhaupt nichts anderes sehen konnten als die großen politischen Ziele und vergaßen, dass der Weg gepflastert ist mit Kleinigkeiten.“ Es gab seiner Ansicht nach den „dummen Weg der Überinterpretation der Ideale in das Leben hinein“. Selbstkritisch merkt er an: „Wir haben es nicht verstanden, die Mehrheit der Menschen zu überzeugen. [...] Die verdammte, bornierte Haltung von führenden Leuten, die doch bewirkten, dass viele sich gegängelt fühlten. [...] Wir hätten vieles, vieles, vieles besser machen können, es hätte vieles besser gelingen können, wenn man die Möglichkeit gehabt hätte, bis zum letzten Ding auszudiskutieren.“ Die Wende sei hinsichtlich der Konsummöglichkeiten, die die DDR-Mangelwirtschaft bot, „für alle eine Erlösung gewesen“, doch das habe nichts mit der Lösung immer noch ausstehender „großer Fragen“ zu tun – M. erwähnt Krieg und Frieden. Er kritisiert gegenwärtig eine „kolossale grundsätzliche Abwertung aller Dinge aus der DDR“. Das würde er korrigieren, wenn er könnte.

Elfriede, 1952, Studium, Arbeit in verschiedenen Volkseigenen Betrieben (VEB), nach 1990 in einer Stadtverwaltung tätig, seit einigen Jahren in Rente. Sie habe sich in der DDR mehr Konsummöglichkeiten gewünscht, „als junger Mensch Klamotten“, doch sie wolle sich nicht beirren lassen, beispielsweise in der positiven Einschätzung des DDR-Bildungssystems. Die DDR werde heute oft als „Unterdrückerstaat“ dargestellt, „also die ganzen Errungenschaften“ würden nicht genannt. Der Sozialismus sei das „gerechteste System“. Sie macht das auch an ihrem Werdegang fest, der mit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf nur unter den Bedingungen der DDR möglich gewesen sei. Von politischen Parteien ist sie enttäuscht. „Ob man sich politisch betätigt oder nicht, das spielt keine Rolle, denke ich.“ Ihr Vater habe „einige politische Eskapaden mitgemacht in der DDR“, doch es wurde zu Hause nicht politisch diskutiert „wie in manchen Familien. Das war im Prinzip gesetzt.“ Politisch diskutiere sie „heute [mit ihm] viel mehr als früher“. E. spricht von sich aus zwei „Tabuthemen“ an, die ihren Vater und ihre Tochter betreffen. Mit ihrem Vater habe sie jetzt erst in den letzten Jahren über seine Jugendzeit im nationalsozialistischen Deutschland sprechen können, „das wurde [früher] nicht so angesprochen, man hat auch nicht gefragt“, und über die Probleme ihrer Tochter während der Wendezeit (s.u.) sei eigentlich bis heute kein Gespräch möglich.

Jule, 1980, Hauptschulabschluss, Lehre, längerer beruflicher Auslandsaufenthalt, lebt seit einige Zeit wieder in Ostdeutschland. Sie selbst sagt über sich, dass sie in der Transformationszeit nach 1990 zum „Querschläger“ geworden sei. „Ja, ich habe schon mit so ein bisschen in Cliques gehangen und habe auch geklaut im Supermarkt früher. Ich habe schon ein bisschen Dummheiten dann auch gemacht und habe aber auch relativ früh meine Lehre angefangen, mit 15, und habe dadurch aber auch die Kurve gekriegt.“ Mit Politik habe sie „eigentlich überhaupt nichts am Hut“, sie lebe „im Hier und Jetzt“. Bei dieser Einschätzung mag eine Rolle spielen, dass sie alleinerziehend ist. Ihre heutige Situation charakterisiert sie mit den Worten: „Man malocht eigentlich, um zu überleben. [...] man muss einfach [bei der Arbeit heute] funktionieren, und wenn du nicht funktionierst, dann bist du draußen.“ Die DDR-Geschichte könne man ruhen lassen. „... weil es ist ja wirklich vorbei. Es ist Geschichte und jetzt ist eine neue Ära, jetzt geht es anders weiter.“

Familie P: unpolitische Anpassung

Mathilda, 1933, Volksschule, Postangestellte, Nebenerwerbslandwirtschaft zusammen mit ihrem Mann. In der DDR waren sie, ihre Familie, immer Außenseiter, weil die Verwandtschaft im Westen lebte. Mit der Politik habe sie nicht viel im Sinn, wahrscheinlich, weil sie das mit Streit verbindet. Die DDR-Vergangenheit solle man ruhen lassen: „Es ist doch alles vorbei. Soll ich jetzt da noch was aufrühren oder machen, das bringt doch alles nichts. Ich selber bin ein Mensch, der in Frieden leben möchte und jetzt nicht irgendwo Unfrieden stiften [will].“ Ihre Kinder und Enkel habe sie so erzogen, „dass wir uns unterordnen müssen, so ungefähr“. Die Kinder seien alle konfirmiert worden und seien außerdem zur Jugendweihe gegangen: „Wir haben eben immer den Mittelweg gesucht.“

Erwin, 1951, Polytechnische Oberschule (POS), Lehre als Kfz-Schlosser, Abendschule, Abitur, Nationale Volksarmee (NVA), Ingenieursausbildung, Wechsel in einen Betrieb in der Nähe des Wohnorts, während der Wende Betriebswechsel, 1992 Erkrankung, 1993 Tätigkeit in der Marktforschung, seit 2000 Fahrer und später Fahrdienstleiter. Er stellt es so dar, dass er aus einer seit Jahrhunderten selbstständigen Schlosserdynastie stamme, deswegen war „da immer eine Ablehnung des Ganzen“ bei ihm. Doch sein eigentliches Motto lautet, ähnlich wie bei seiner Schwiegermutter Mathilda: „... man hat sich halt arrangiert“. Diese Anpassungsbereitschaft schließt ein, dass er ganz bewusst nicht in die SED, sondern in eine andere Blockpartei eintrat; aufgrund seiner Schilderung muss man vermuten,

dass für diese Mitgliedschaft opportunistische Gründe ausschlaggebend waren. Erwin weist den Begriff der „Blockflötenpartei“ zurück, doch die Schilderung einer Parteisitzung endet mit den Worten: „... und das Ding [den Bericht über die jährliche Parteiversammlung] dann nach X geschickt, dann hatten wir das ganze Jahr wieder unsere Ruhe“. Darum ging es wohl primär und dazu musste die „Blockflöte“ im Konzert ohne Misstöne mitspielen. Trotz seines zeitweiligen parteipolitischen Engagements ist E. ähnlich unpolitisch wie seine Tochter Janina (s.u.). Heute gehe es uns „eigentlich so gut wie nie“, konstatiert E. am Ende des Interviews als Fazit, „das heißt nicht, dass das nicht steigerungsfähig ist.“

Janina, 1976, Abitur, Ausbildung zur Krankenschwester, Arzthelferin, ist der Überzeugung, dass die DDR-Zeit nicht besser war. Ihre Eltern hätten einen großen Einfluss auf ihre Meinung gehabt. Sie kann sich an Anpassungsleistungen in der DDR erinnern: z.B. mit der ALDI-Tüte in die Schule gehen „... so etwas hätten wir auch alles nicht gemacht“. Heute sei alles hektischer, aber nicht unbedingt schlechter. J. macht einen sehr unpolitischen Eindruck.

Familie L: christliche Prägung, die mit einer großen Anpassungsbereitschaft einhergeht, weil der Bereich der Politik weniger wichtig ist und den Glauben nicht wirklich tangiert

Diese Familie illustriert, wie die Familie G, dass es „äußere“ und „innere“ Diktaturen gibt, und dass die „inneren“, innerhalb der Familie als bedrängender erlebt werden können, als die äußeren Unfreiheiten.

Maria, 1930, Mittelschulabschluss, 1949 Heirat, Hausfrau und Mutter, später Tagesmutter, hat sich als Christin ganz bewusst nicht mit Politik befasst, aber sie war auch nicht gegen die DDR, sondern sie beschreibt, dass beispielsweise ihrer Meinung nach die persönliche Sicherheit gerade durch die Präsenz der Staatssicherheit gewährleistet wurde. „Na ja, positiv war eben die Sicherheit [...]. Wie ich Ihnen sagte, als ich aus Westberlin nach Hause kam, war ich froh, dass ich dann in der Friedrichstraße wieder ankam und da Polizei und auch Stasi sah und dachte so: Jetzt bist du wieder zu Hause, und hier wirst du geschützt.“ Die Stasi-Kontakte waren aber noch intensiver. Ein „sehr netter“ hauptamtlicher Mitarbeiter habe sie betreut, der sich dafür einsetzen wollte, dass ihre Kinder doch Abitur machen könnten. „Aber dann war das alles schon zu spät. [...], als die Wende war, kam er noch einmal und hat sich verabschiedet und sagte ‚Jetzt kann ich nicht mehr

kommen.“ Als Christin sei sie mit allem zufrieden, was Gott ihr schenke. „Unsere Kinder wussten alle, dass wir nicht mit dem System einig sein konnten, aber wir mussten uns fügen, weil es Gottes Wille war.“

Elena, 1953, POS, Medizin-Technische Assistentin (MTA), nach 1990 ca. 6-7 Jahre selbstständig mit einem Laden, seitdem jobbe sie „hier und da“. E. fand die DDR gar nicht so furchtbar, weil sie in einer „doppelten Diktatur“ aufgewachsen sei. In einer staatlichen Diktatur und in einer persönlichen ihrer „christlich fundamentalistischen“ Eltern. „Wobei die persönliche Diktatur für mich größer war als das, was vom Staat kam.“ „Ich habe mich weder in der DDR so richtig zu Hause gefühlt noch in dieser christlichen Haltung meiner Eltern. Ich fand das immer ganz, ganz schlimm.“ Es sei ein langjähriger Prozess gewesen, sich aus der „persönlichen Diktatur“ zu lösen, Kritik zu üben und für sich selbst einen Weg zu finden, der für sie in einer asiatischen Religion bestehe. Sie beschreibt ein gutes Verhältnis zu ihrer Tochter, ihre Tochter sieht das allerdings etwas kritischer (s.u.). Sie glaube, „dass die Menschen in der heutigen Gesellschaft unglücklicher sind“ als sie es in der DDR waren. Trotzdem möchte sie die DDR nicht zurück haben.

Janett, 1972, POS, kaufmännische Ausbildung, betreibt einen Laden, sie sagt, dass ihre Familie einen „christlichen Touch“ habe. Als Kind habe sie die DDR einfach nur als schön erlebt. Unzufriedenheit mit den Zuständen in der DDR wäre vielleicht im Erwachsenenalter aufgetreten. In der aktuellen Berichterstattung komme die DDR zu schlecht weg. Heute gebe es eine soziale Isolation, jeder kämpfe für sich. Da sei der Familienzusammenhalt eine große Sicherheit. Sie empfinde, dass das Verhältnis zu ihrer Mutter sich etwas abgekühlt habe, da diese auf einem „Esoteriktrip“ sei. Politik habe in der Familie nie eine Rolle gespielt, auch wenn sie jetzt wählen gehe.

Familie I: in einer unpolitischen Tradition, christlich geprägt und angepasst

Michaela, 1928, Volksschule, Näherin in einer Wäschefabrik, mit dem Systemumbruch Frühverrentung. Sie ist überzeugt, dass man in der DDR ohne Parteizugehörigkeit keinen guten Job bekommen konnte. Wegen der schönen Arbeitsstelle sei man in der Partei gewesen. „Das ging ja nicht anders.“ Aber eigentlich war die Familie unpolitisch.

Else, 1949, POS, kaufmännische Lehre, Arbeit im Handel, nach dem Umbruch in der Kfz-Branche beschäftigt, zum Interviewtermin in Rente. Ihrer Meinung hat der Systemwechsel alles zum Negativen verändert. Es gebe eine Stasi-Akte über sie und ihren Mann, was sie verstehen könne: „... ich meine, wenn der Schwager im Gefängnis ist, wegen politischer Aussagen, ist klar.“ Nachteile aufgrund des Glaubens habe sie nicht erfahren.

Jutta, 1976, Abitur, Studium, Weiterbildung im PR-Bereich, Arbeit in einem Handelsunternehmen, Mutter von zwei Kindern, seit 2013 selbstständig. Sie schildert, dass ihre Eltern christlich geprägt, aber gleichzeitig angepasst gewesen seien. Sie macht einen eher unpolitischen Eindruck, und am Schluss des Interviews sagt sie: „... sollen die [Politiker] ihr Ding machen und mich in Ruhe lassen.“ Aus dem Interview geht nicht hervor, inwieweit sie selbst noch ähnlich gläubig ist wie ihre Mutter und ihre Großmutter.

Familie C: Systemnähe und Anpassung

Martina, 1928, Volksschule, kaufmännische Lehre, 1945 abgebrochen, verschiedene Hilfstätigkeiten, Heirat 1950, Abschluss der Lehre, ab 1958 Verwaltungstätigkeiten, seit 1988 in Rente. Sie habe in der DDR gelebt, ohne Angst gehabt zu haben. Ähnlich wie ihr Schwiegersohn sagt sie: „... was die Sicherheit anbetrifft, hat ja jedes Land seine Gesetze. Ob nun das negativ sein muss.“ „... wenn man sich hier so benommen und der ordentlich seiner Arbeit nachgegangen ist und hat sich nichts zuschulden kommen lassen, dann hat man eigentlich ein ruhiges und gutes Leben gehabt.“ Im Kontext des Interviews ist das so etwas wie eine Quintessenz.

Emil, 1955, Erweiterte Oberschule (EOS), Monteur, 3 Jahre NVA, Ingenieur-Studium, bis Anfang der 1990er Jahre Arbeit im Energiesektor, danach Verkäufer und Versicherungsvertreter, später selbstständig. Im Laufe des Gesprächs stellt sich heraus, dass E. der DDR nachtrauert. Für die Reisefreiheit habe man sehr viel eingebüßt. Seiner Ansicht nach „hätten sie die Mauer nicht wegnehmen müssen“. Er stellt folgende Frage: „Nehmen wir an, ich lege in meinen Garten zwei Minen und stelle ein Schild daneben ‚Vorsicht nicht drauftreten, hier liegt eine Mine‘, wer ist schuld, wenn einer in die Luft fliegt?“ Im Interview spricht er selbst die Generationenordnung der DDR zu Umbruchszeiten an. Seine Schwiegereltern seien mit der Wiedervereinigung Rentner geworden. „Alles erledigt, super. Die Scheißgene-

ration, 'tschuldigung, waren wir, ich war durchaus um die 35“, gewissermaßen schon „Mittelalter“, für das es schwierig gewesen sei, wieder Arbeit zu finden. Doch die eigentliche Tragik sei gewesen: „... eben schon 20 Jahre in der DDR gearbeitet und umsonst gearbeitet, für das falsche Ziel und wie auch immer, also eigentlich das halbe Leben umsonst gelebt, das ist eine Katastrophe.“

Julia, 1978, Abitur, Studium, Projektmanagerin im Umweltbereich, längere Erkrankung, zum Interviewzeitpunkt berufsunfähig. Sie habe eigentlich keine negativen Erfahrungen in der DDR gemacht, sie habe nichts vermisst, auch haben ihr die politischen Demonstrationen (1. Mai etc.) als Kind richtig Spaß gemacht. Sie sei „immer ganz stolz mit meinem Opa mitgelaufen. [...] ich hab es damals noch nicht als Zwang empfunden. [...] wenn ich das vielleicht noch ein paar Jahre hätte machen müssen, vielleicht wäre es mir dann auch irgendwann auf den Keks gegangen.“ Die Familie sei zudem viel gereist, J. habe nichts vermisst. In der Familie wurde nicht über die DDR geschimpft (was im Vergleich zu der Mehrzahl der anderen Interviews bemerkenswert ist). Sie berichtet, dass die BRD für sie als Kind „nicht mal einen Namen hatte“. Darüber kann sie sich heute nur wundern.

3.2.2 Generationenordnung II: Von der Aufbau-Generation bis zur Wendegeneration

Familie J: illustriert Diskontinuität – wie der Elan der Aufbaugeneration verblasst und die nachfolgenden Generationen zunehmend unpolitischer werden

Volker, 1934, Zimmermann, arbeitete in verschiedenen Berufen, während des Systemumbruchs anscheinend selbstständig mit einem Handelsgeschäft, kurze Zeit später Frühverrentung. Er sagt, er habe ein „buntes Leben“ durchlaufen. Wahrscheinlich hätte er Musiker werden sollen, doch aufgrund bescheidener sozialer Familienverhältnisse habe sich das nicht realisieren lassen. Er ist in der Familie der einzige Interviewpartner, der politisch argumentiert, die Aufbauleistungen in der DDR anführt, wie er sich dabei einbrachte und damit auch seinen jugendlichen Nationalsozialismus überwinden konnte. Er äußert am Ende des Gesprächs, der Kapitalismus sei „brutal“, doch die DDR sei am Ende gewesen, sie hätte keine Zukunft mehr gehabt.

Erik, 1958, Polytechnische Oberschule (POS), Maschinenmonteur, Ingenieur-Studium, stellvertretender Abteilungsleiter in einem Betrieb, mit dem Systemumbruch

arbeitslos, Tätigkeit in der Marktforschung, in der letzten Zeit unfreiwillig selbstständig in dieser Branche tätig. Er habe nichts Schlechtes in der DDR erlebt, und dazu stehe er. In der DDR sei man sozial abgesichert gewesen, die Voraussetzung dafür war Anpassung, aber man musste sich nicht groß verbiegen und verrenken. Die DDR-Vergangenheit solle man nicht ruhen lassen, aber das Positive sollte stärker dargestellt werden. Er habe heute ein gutes Leben – aber es werde schwierig, den Lebensstandard zu halten. Die Firmen sähen einen heutzutage nur als Kostenfaktor. Die Lebenssituation sei aktuell kompliziert geworden, weil seine Frau bei einer Firma gearbeitet habe, die in die Insolvenz ging, und dann stünde man plötzlich wieder „bei null“.

Klaus, 1988, Abitur, Studium, kaufmännische Tätigkeit. Eigentlich habe er kein Interesse an dem Thema DDR. Er sei mehr so ein Mensch, der in die Zukunft blicke. Und bei Diskussionen im Familienkreis gehe es mehr um die aktuelle Politik, „aber [um] die DDR nicht mehr so“. Auffällig ist, dass K. wenig verallgemeinert, sondern alles nur in Bezug auf seine Person beantwortet.

Familie K: ein Beispiel einer unpolitischen Familie, deren Mitglieder ihren christliche Glauben leben und ansonsten mit politischen Zumutungen nicht behelligt werden möchten

Marianne, 1930, Hauptschulabschluss, Mitarbeiterin in einem landwirtschaftlichen Betrieb, seit der Wiedervereinigung in Rente. Im Interview werden immer wieder Versorgungsprobleme in der DDR von ihr angesprochen. Sie führt Beispiele an, wie der Wunsch nach einem Farbfernseher, die in der DDR nicht so ohne weiteres zu realisieren waren. Eine wichtige Rolle in ihrem Interview spielen die Möglichkeiten des Konsums und materieller Besitz. Dementsprechend bezieht sich ihre heutige Zufriedenheit auf die Konsummöglichkeiten. Einschränkungen aufgrund ihres christlichen Glaubens konnte sie in der DDR nicht wahrnehmen.

Elsbeth, 1959, Krankenschwester, Hausfrau und Mutter von sechs Kindern, seit einigen Jahren „Tagesmutter“, betont, dass sie gut gelebt habe, trotz alledem. Als positiv wird die Familienpolitik der DDR gewertet, die die Frauen entlastet habe, außerdem habe es großzügige materielle Unterstützung gegeben, doch habe sie die mangelnde Reisefreiheit als Einengung empfunden. Sie fühlte sich z.T. aufgrund ihres christlichen Glaubens als Kind ausgegrenzt, doch sie betont, dass es ihre Ent-

scheidung – nicht diejenige ihrer Eltern – war, nicht in die FDJ einzutreten. Dieser Entschluss definiert in gewisser Weise Grenzen der Anpassungsbereitschaft bei ihr.

Kristin, 1994, Abitur, Auslandsaufenthalt, zum Interviewzeitpunkt Beginn eines Studiums, macht einen unpolitischen Eindruck. Sie vertritt die Überzeugung, dass die Kapitalismuskritik in der DDR vielleicht zutreffend war, aber das sei unwichtig, weil der Markt alternativlos sei. Der Markt und das Geld seien Hauptbestandteile unseres Lebens. Es sei „die einzige Möglichkeit, eine Gesellschaft zu formen.“ Interessant ist, dass die christliche Prägung, die in den anderen Interviews in dieser Familie angesprochen wird, für K. kein erwähnenswertes Interviewthema mehr ist.

Familie G: es dominiert mit dem Schicksal von Ewald eine (verborgene) Familientragödie, bei der es um die Themen Anpassung und Durchsetzung innerhalb der Familie geht und die in einem merkwürdigen Zusammenhang mit der staatlichen Repression stehen

Martha, 1934, Verkäuferin, wurde 1990/91 arbeitslos, jetzt Rentnerin, hat eine einfache Sicht auf das Leben. Sie spricht es nicht aus, aber ihr eigentliches Thema ist die Anpassung. So fällt beispielsweise die Äußerung, die DDR-Oppositionellen und die Republikflüchtlinge hätten selber Schuld gehabt, weil sie sich nicht angepasst, nicht gefügt hatten.

Ewald, 1955, Lehre in der Landwirtschaft, gegen Ende der DDR gravierende Erkrankung, augenblicklich erwerbsunfähig, kommt aus einem Elternhaus, in dem wahrscheinlich sein Vater, der als Unternehmer in der DDR verfolgt wurde, die ganze Familie und insbesondere E. schon als Kind tyrannisierte. Er habe die DDR nicht als Diktatur empfunden – man kann vermuten, dass er die Verhältnisse zu Hause als bedrängender empfunden hat. Er sieht es so, dass er sich in der DDR verwirklichen konnte, auch indem er sich anpasste. Das stieß jedoch an Grenzen, die sein Vater definierte, der sich als Opfer der DDR sah. Das ist sein eigentliches Lebensthema: durchsetzen und anpassen in der Herkunftsfamilie, im Alltag und im Beruf. Er schildert Lebenssituationen, in denen er sich durchgesetzt habe, doch kommt er zu dem Schluss, den eigenen Kindern gegenüber habe er zu sehr Anpassung vermittelt. Seine Tochter habe in der letzten Zeit ein vermehrtes Interesse an der DDR-Vergangenheit gezeigt.

Karin, 1985, FH-Studium, arbeitet als Managerin, äußert klare Vorstellungen von der DDR, die sie bewusst nicht erlebt hat. Sie bringt ihre Bilder von der DDR immer im Vergleich mit der heutigen Situation, wobei ihre Vorstellungen von der DDR eine Kritik am heutigen Überfluss etc. untermauern. Gleichzeitig distanziert sie sich in der Weise, dass sie selbst von einer „rosaroten Welt“ der DDR spricht, die sie sich ausmale und die wahrscheinlich nicht realistisch sei. Inwieweit sie bei ihren positiven Auffassungen hinsichtlich der DDR durch andere Familienmitglieder beeinflusst wird, bleibt unklar. Über ihre Großmutter sagt sie, „mit der Masse schwimmen“ sei deren Motto gewesen. Sie sieht sich im Gegensatz zu dieser Überzeugung. Anpassung und Unterordnung als Lebensmaxime ginge „heute halt einfach nicht mehr, und man muss auffallen, um irgendwie mit dem Arsch an die Wand zu kommen“.

3.2.3 Generationenordnung III: Von der Aufbau-Generation zur entgrenzten Generation

Familie N: eher unpolitisch; insbesondere die Großmutter erbringt große Anpassungsleistungen, die unter den freieren Lebensumständen nach dem Systemwechsel sich als vergebliche Mühe herausstellen

Maren, 1933, Abitur, Studium, Grundschullehrerin, nach dem Umbruch Vorruhestand, war eigentlich zufrieden in der DDR. Vor allem ihre Arbeit als Lehrerin habe ihr Spaß gebracht. Doch sie musste, um den Beruf auszuüben, aus der Kirche austreten. Das sei ihr nicht leicht gefallen. Als belastend empfand sie, dass von allen Seiten in den Schulen der DDR gelogen wurde. Sie bringt Beispiele aus ihrem Berufsalltag, wo keiner aufrichtig war. Aufgrund dieser notwendigen Unaufrichtigkeit und der Anpassungszwänge habe sie Anfang der 1980er Jahre psychische Probleme bekommen. Die Tragik von M. besteht darin, dass sie ursprünglich dachte, mit dem Umbruch könnte sie in dem geliebten Beruf endlich befreit von Zwängen arbeiten, doch dann wurde sie in den Vorruhestand geschickt. Das habe sie schwer getroffen, und sie habe lange gebraucht, um das zu verarbeiten. Ihrer Einschätzung nach habe ihre Tochter mehr aufbegehrt als der Enkel jetzt. Ihr Fazit lautet: „Also ich könnte wieder in der DDR leben, aber schöner ist es doch jetzt.“

Evi, 1960, Polytechnische Oberschule (POS), kaufmännische Lehre, nach 1990 berufliche Fortbildung, arbeitet in einem Gewerbebetrieb, betont, dass das Leben in der DDR für sie ruhig und entspannt war. Heute ziehe sich ökonomisches Ver-

halten (ihr Beispiel ist, nach den Preisen schauen) wie ein roter Faden durch das Leben, und der technische Fortschritt mit immer neuen Produkten mache sie ganz „meschugge“. „Wenn ich dann manchmal so richtig die Nase voll hab, oh, ich wünsche mir manchmal die alten Zeiten zurück.“ Die Kinder interessierten sich ihrer Meinung nach nicht für die Vergangenheit. Die Familie sei unpolitisch gewesen und habe friedlich in der DDR gelebt. Bei ihrer Mutter kritisiert sie eine starke Anpassungsbereitschaft, beispielsweise, um die Nachbarn zufrieden zu stellen (was sollten die bloß denken!). Sie selbst habe dagegen ganz bewusst ihre Kinder zur Eigenständigkeit erzogen.

Jochen, 1979, mittlere Reife, Lehre, arbeitet zum Interviewzeitpunkt in einem gewerblichen Betrieb, für ihn war aus seiner kindlichen Perspektive die DDR einfach nur schön. Die Eltern hätten nichts erzählt, das sei auch gar notwendig gewesen, weil er das alles miterlebt habe. Doch insgesamt macht er einen historisch uninteressierten und unpolitischen Eindruck. Zu seiner aktuellen Situation fällt ihm gar nichts ein. Seine Aussagen zur Vergangenheit sind nicht viel inhaltsreicher. „Kann ich eigentlich auch nichts dazu sagen. Das war alles so durchgehend durchwachsen.“ In gewisser Weise illustrieren Zitate aus dem Interview ein Schweigen in der Familie: „... also mein Großvater, der nicht mehr lebt. Der war ja wie gesagt bei der Post und musste da an die Stasi, ich denke mal, dass das schon politisch aktiv war, denke ich mal, was er da machen musste.“ Aus dem Interview ergibt sich nicht, ob J. klar ist, dass das Zitat mehr Fragen aufwirft, als Antworten gibt.

Familie A: christliche Prägung zwischen Opposition und Anpassung, wobei die Enkelin eigene, abweichende Sichtweisen entwickelt

Veronika, 1935, Verkäuferin, Rentnerin, betont den sozialen Zusammenhalt in der DDR, aber beschreibt auch Anpassung „... da hab ich mir dann Mühe gegeben, mein Mund fest zusammen und nichts zu sagen.“ Es gibt eine gewisse Entfremdung von den Enkeln, die die ländliche Gegend verlassen haben. „Aber man merkt, wenn die eine Weile von hier [der ländlichen Heimatregion] weg sind, die, die werden anders.“ (Hier wird die Problematik ländlicher und strukturschwacher Regionen thematisiert, die in einigen Interviews aufscheint.) Sie beschreibt die christliche Prägung der Familie, die auch bei den Kindern weiter fortlebe.

Ellen, 1962, gelernte Verkäuferin, Ausbildung im Rahmen der evangelischen Kirche, ist in der kirchlichen Sozialarbeit tätig, sie habe sich stark durch die Kirche

gefühl, „dass man seine Meinung gesagt hat und dazu gestanden hat“. Das habe ihr die Gewissheit gegeben, dass man auch anders sein könne. In ihren negativen Einschätzungen der DDR, wegen mangelnder Freiheiten und Restriktionen, lasse sie sich nicht beirren. Sie erwähnt, dass sie durch die Eltern christlich geprägt wurde.

Katharina, 1987, Auslandsaufenthalte, Studium, Tätigkeit im Medienbereich, bezeichnet die DDR als Unrechtsstaat, aber nicht alles sei schlecht gewesen. Es bestünde heute die Gefahr, dass „man den Blick verliert für das, was wirklich auch gut gelaufen ist in der DDR“. Ihre Mutter sei zu sehr an „DDR-Gräueltaten“ orientiert, ihr Vater, selbst im Bereich der evangelischen Kirche tätig, sehe das differenzierter. „Mein Vater ist da wirklich etwas abwiegender, er sieht, dass die DDR so nicht hätte weiter funktionieren können [...]. Andererseits findet er auch, dass die Wende zu schnell vom Zaun gebrochen wurde.“

3.2.4 Generationenordnung IV: Funktionierende und integrierte Generation

Familie M: es gibt einen latenten Konflikt zwischen Effie und Max, bei dem es um Anpassungsbereitschaft und Opportunismus geht

Max, 1936, Abitur, kaufmännische Ausbildung, Fernstudium, in verantwortlicher Funktion in verschiedenen Betrieben, nach 1990 selbstständige Tätigkeit, seit 1999 in Rente. Er habe geglaubt, die DDR sei der bessere Staat gewesen, bis „die große Enttäuschung kam“. Auf der Grundlage des Interviews erschließt sich nicht, worin die Enttäuschung für ihn bestand. M. führt für die Zeit vor 1989/90 nur eine nicht genehmigte Westreise an. – Doch man solle das Positive der DDR im Auge behalten. „Es gab das Wollen, die Menschen zu besseren Menschen zu machen durch die Erziehung.“ Das habe er gutgeheißen.

Effie, 1959, Abitur, Ausbildung zur Krankenschwester, arbeitet bis heute in diesem Beruf, fühlte sich in der DDR eingeengt und beschnitten. Sie schildert die DDR mithilfe der Adjektive grau, trist, öd, kaputt. Sie möchte die DDR nicht wieder haben. Sie betont, dass sie sich stattdessen entschieden hatte – gegen die Eltern – nicht in die FDJ einzutreten und sich konfirmieren zu lassen. Sie sei schon immer ein „Dickkopf“ gewesen. Ihren Vater sieht sie kritisch, der habe den Weg des kleinsten Widerstandes gewählt. Beide Elternteile hätten ihr die Notwendigkeit zur

Anpassung vermittelt. Aber sie habe „schon immer die Parteigänger gehasst, die wirklich nur wegen der Vorteile da eingetreten sind“.

Jürgen, 1979, Abitur, Bundeswehr, Studium, kaufmännische Ausbildung, augenblicklich Tätigkeit bei einem IT-Unternehmen, hat eine kritische Sicht auf die DDR, insbesondere auch wegen der Informationen, die er nachträglich über die Stasi erfahren habe. Ihn würden etwaige Stasi-Unterlagen von Familienmitgliedern interessieren, doch er wüsste gar nicht, ob es solche gebe. Insgesamt macht J. einen unpolitischen und wenig interessierten Eindruck.

Familie H: ein Beispiel für Diskontinuität, für eine immer stärkere Radikalisierung der DDR-Kritik

Magda, 1936, Haushaltshilfe, Rentnerin, geht es inzwischen gesundheitlich schlecht, und sie lebt mit ihrem Mann in einem Pflegeheim. Dies ist der lebenspraktische Hintergrund von Äußerungen wie: „Ich weiß, wie es war, und mir hat das gefallen, und wir konnten uns qualifizieren.“ Und: „Ich habe da gelebt, nun muss ich eben hier leben, so gut es auch geht.“ Ihrer Einschätzung nach gab es innerhalb der Familie wenige Dialoge zwischen den Generationen zu politischen Themen.

Eva, 1954, Lehrerin, Sonderpädagogin, inzwischen in Rente, hat sich über das starre Schulsystem geärgert, die eigene Meinung war in der DDR nicht gefragt. Weil es „staatstragende“ Familienmitglieder gab, konnte sie Kritik nur unter Freunden, nicht im weiteren Familienumfeld äußern. Und sie habe gelernt zu schweigen. Als große Befreiung habe sie die Arbeit mit geistig Behinderten in der DDR empfunden, nachdem sie als Lehrerin gesundheitliche Probleme bekommen hatte und nicht mehr unterrichten konnte. In ihrem neuen pädagogischen Wirkungsbereich „... waren wir keinem Klassenstandpunkt unterworfen. Wir hatten auch keine sozialistische Erziehung zu leisten. Das war bei denen [den geistig Behinderten] ja nicht nötig, sozusagen.“ Ihre Mutter denke ganz anders als sie, über bestimmte Themen rede sie nicht mit ihrer Mutter, damit die sich, in ihrer heutigen, schwierigen Lebenssituation nicht aufrege. Ihr Fazit lautet: „... der Kapitalismus an sich ist schon nicht sehr menschlich, aber der Sozialismus war es auch nicht“.

Jana, 1977, Abitur, zunächst Hausfrau und Mutter, Theologie-Studium, möchte Pastorin werden und hat sehr dezidierte, ablehnende Meinungen zur DDR: Es han-

delte sich um eine Diktatur, die keinen Widerspruch duldete, es war kein Rechtsstaat und keine Demokratie. Die DDR sei höchstens ein „Kinderparadies“ gewesen, dem man spätestens mit der Pubertät entwachsen war. J. hatte schon Meinungsverschiedenheiten mit der Großmutter, die SED-Mitglied war und verschiedene Dinge anders sehe. Weil die Großmutter krank sei, vermeidet J. in der Unterhaltung solche heiklen Themen. Sie selbst sei christlich sozialisiert, wie auch ihre Mutter, die in ihrem Interview erwähnt, dass sie in oppositionellen Kirchengruppen mitgearbeitet habe.

3.2.5 Generationenordnung V: Funktionierende Generation bis Wendegeneration

Familie B: Großvater und Mutter verkörpern die Kontinuität eines eher unpolitischen Opportunismus

Martin, 1941, Fernmeldemonteur, vier Jahre Nationale Volksarmee (NVA), Abitur, Studium, Lehrer, Dozent in der Lehrerfortbildung, 1996 arbeitslos, verschiedene Beschäftigungen, seit 2002 in Rente, ähnlich wie seine Tochter sagt er, dass, wenn man sich anpasste, sei einem nichts passiert in der DDR. Er war in der Gewerkschaft, wegen der Ferienplätze und der „gewerkschaftlichen Lebenswelt“. Er vertritt ähnliche Auffassungen wie seine Tochter.

Elvira, 1970, Polytechnische Oberschule (POS), Lehrerausbildung, Lehrerin z.T. in Westdeutschland tätig, für sie war Anpassung wichtig und geboten. Grenzverletzungen waren beispielsweise nachvollziehbar. „Es war klar. Da brauche ich mich nicht zu wundern, wenn da irgendetwas passiert.“ In ihrer Perspektive als Kind und Jugendliche „war alles toll“ in der DDR. „... ich war damals auch Kandidat der SED. Aber durch die Wende [...] hat sich das dann erledigt gehabt.“ Sie ist aber stolz darauf, „dass ich diese Gesellschaftsordnung so für mich auch letzten Endes nutzen konnte“, damit meint sie ihr berufliches Fortkommen. Insgesamt macht sie einen angepassten und unpolitischen Eindruck. Die politischen Überzeugungen scheinen eher Mittel zum Zweck gewesen zu sein.

Karsten, 1990, Abitur, Bundeswehr, Studium, für ihn war die DDR „vielleicht gar nicht so die schlechteste Idee“ gewesen. Er erwähnt Diskussionen mit seinem Großvater, der ein Verfechter der DDR sei. Die Mutter habe ihre Alltagsgeschichten erzählt. „Sie hat halt über ihr Leben in der DDR nicht als Leben in der DDR gere-

det. Das hätte genauso irgendwo sein können.“ Aber mit den Großeltern habe er versucht, das System „auseinanderzunehmen“. Die Erzählweisen von Großeltern und die der Schule haben sich nicht immer gedeckt. Bei den Großeltern sei es eine „Sicht von unten sozusagen“, und die in der Schule vermittelte Sichtweise auf die DDR sei „so eine, seitwärts Obersicht, also so ganz schräg von oben. Und manchmal, die Sachen, die sich gedeckt haben, die habe ich dann geglaubt.“ K. zweifelt an, dass alle Menschen in der DDR Angst hatten. „Man hat ja auch ganz normal leben können mit der Staatssicherheit. War ja nicht immer so, dass man die ganze Zeit nur in Angst rumgerannt ist und nicht wusste, was man sagen soll, sondern man hat auch mal was gesagt.“

Familie D: in einer christlichen und oppositionellen Tradition

Viktor, 1936, Lehre, Diakonausbildung, in der kirchlichen Sozialarbeit tätig, seit 2001 in Rente. So etwas wie sein Lebensmotto klingt in der folgenden Aussage an: „Also wir haben versucht, unseren Kindern gar nicht so viele Ratschläge zu geben, sondern vorzuleben.“ In seinen Schilderungen bekommt der christliche Glaube eine politische Dimension, die bei anderen christlich geprägten Familien fehlt. V. führt das Beispiel seines Vaters als Pfarrer im Nationalsozialismus an. Heute würde er seinem Vater gerne „noch ein bisschen mehr Fragen“ stellen, da er ihn mit seinem Glauben in den damaligen Strömungen der evangelischen Kirche nicht richtig verorten könne, nicht wisse, wie der Vater seinen Glauben in schwierigen Zeiten wirklich gelebt habe. Diese Leerstelle würde er gerne füllen.

Elmar, 1963, POS, Lehre, Ausbildung zum Diakon, in der evangelischen Kirche tätig. E. ist stark christlich geprägt. Er habe in der DDR den Wunsch gehabt, nicht „zweigleisig“, sondern „eindeutig“ zu leben. Das habe er in Opposition zur DDR in der Kirche realisieren können. Anpassung sei für ihn, wie für seinen Vater, kein Thema gewesen, sondern die bewusste Abgrenzung. In dem Interview äußert er seine Verwunderung darüber, dass keine Stasi-Akte über ihn existiert, was er nicht verstünde.

Kai, 1988, Abitur, Zivildienst, kaufmännische Ausbildung, selbstständiger Handelsvertreter, beschreibt die DDR als Unrechtsstaat, als Diktatur, in der es keine Freiheit gab. Immer wieder neu stelle er sich bei Wahlen die Grundsatzfrage, ob man heute linke Parteien überhaupt wählen könne. Warum er sich die Frage stellt, erschließt sich nicht richtig, weil im Kontext des Interviews solch eine Wahl für ihn

sehr unwahrscheinlich zu sein scheint. Es bleibt unklar, inwieweit er die starke kirchliche Tradition der Familie weiterführt.

Familie E: in dem Gespräch mit Elke werden unorthodoxe Meinungen geäußert, die man als Sympathie für die DDR ohne Anpassung charakterisieren kann

Marlene, 1943, Verwaltungstätigkeit, Rentnerin: Es gibt Ähnlichkeiten mit den Schilderungen ihrer Tochter, indem der soziale Zusammenhalt in der DDR betont wird, das sei sehr „schön gewesen“. „Allerdings sei sie nicht dafür, „dass man die jungen Leute nur mit, na sag ich mal, DDR-Nostalgie überschüttet, nicht dass sie dann unzufrieden werden mit ihnen, die müssen ihr Leben leben. Ich kann ihnen alles sagen, aber entscheiden müssen die jungen Leute.“

Elke, 1965, Musikausbildung, Studium, selbstständige Tätigkeit. Die DDR war für sie lebensnah, „bodenständig“ und „menschlich“. Anpassungsdruck habe sie nicht empfunden. Sie habe sich beispielsweise gegenüber der Stasi verweigert, wollte nicht bespitzeln, sie habe deswegen keine Repressalien erfahren. „Und das war eher ein positives Ereignis für mich wieder, [...] du kannst einfach nein sagen.“ Der Bruch kam für sie erst 1989/90. „Nach dem Mauerfall regierte nur noch das Geld, und zwar nur noch, da gab es keine Menschlichkeit mehr, also im Berufsleben überhaupt nicht mehr.“ Die sozialistische Erziehung habe sie nie gestört, aber richtig entsetzt sei sie über die „DDR-Schweinereien“, über die sie sich nach der Wende informiert habe. Damit meint sie vor allem staatliche Repressionen z.B. gegen Jugendliche. Die müssten aufgearbeitet werden. Ratschlag für ihre Kinder sei gewesen: „Sie sollen auf sich selber hören“, das ist vermutlich auch ihr Motto gewesen.

Kerstin, 1986, arbeitet im Medizinbereich. Sie ist nicht sonderlich an dem Thema DDR interessiert. Sie findet es „Schwachsinn“ darüber zu diskutieren, ob die DDR besser oder schlechter als das heutige Deutschland gewesen sei. „Dann soll man sich lieber um heute kümmern.“ K. vermutet, dass ihre Mutter „mit der DDR zufriedener [war] als sie es jetzt ist“ und die so beschriebene schätzt ihre Tochter als unpolitisch ein. Auf der Basis des Gesprächs erscheint diese Einschätzung schlüssig.

Familie F: ein unpolitisches und ungestörtes Leben in der DDR

Magdalena, 1939, Volksschule, verschiedene angelernte Tätigkeiten, seit 1999 Rentnerin, sagt: „Die Zeit jetzt gefällt mir nicht so.“ Sie führt heutige Arbeitslosigkeit an. Dem stellt sie gegenüber: „Wir hatten Arbeit und wir waren in Vereinen, wir waren fröhlich. Wir haben unsere Abende gemacht. Ich fand das schön. Und ich sage ja, die Politik, das hat mich nicht so interessiert.“ Negative Gesichtspunkte in Bezug zur DDR fallen ihr nicht ein. M. betont die Eigenheiten des ländlichen Lebens: „Wir waren hier auf dem Dorf und da war alles friedlich. Also ich kann nicht Schlechtes sagen.“ Die ganze Familie sei eher unpolitisch gewesen, es werde in der Familie nicht groß diskutiert. „Und wenn wir mal vielleicht, dann sagt jeder: ‚Na wir haben es doch nicht schlecht gehabt.‘“ Ihre eigenen Prioritäten spiegeln sich vermutlich in dem Satz wider: „Ich hab meine Kinder im Griff, und es hat geklappt.“

Erika, 1965, Polytechnische Oberschule (POS), Sekretärin in einem landwirtschaftlichen Betrieb, Studium, seit langer Zeit Arbeit im öffentlichen Dienst eines westlichen Bundeslandes ohne den ostdeutschen Heimatwohnsitz aufzugeben, hat sich in der DDR so wohl gefühlt wie heute im wiedervereinigten Deutschland. Ihr Lebensfazit kann man so zusammenfassen: Es war schön, heute auch. Die Wende bot Möglichkeiten, die sie genutzt habe, sie war aber für sie nicht notwendig. An der DDR sei eigentlich nichts Negatives gewesen – außer diesem „Statischeiß“.

Katleen, 1987, Abitur, Studium, schätzt es so ein, dass ihre Sichtweise auf die DDR kritischer ist, als die der Großeltern oder der Eltern. Ihre Großmutter habe „verstaubte“ Ansichten, ihre Mutter vermisse die FDJ ein bisschen. An dem Thema DDR ist K. nicht so interessiert, sie sehe sich eher unpolitisch, doch engagiere sie sich im Tierschutz, den sie als ein wichtiges gesellschaftliches Thema ansieht.

Familie R: Anpassung bis zur Schmerzgrenze, und vielleicht darüber hinaus

Manfred, 1939, Lehre, Weiterbildung und Qualifizierung während der Berufstätigkeit bis zum Ingenieur, Leitungsposition in einem VEB, nach 1990 arbeitslos und schließlich Arbeit in einer Stadtverwaltung, seit Anfang der 1990er Jahre zudem ehrenamtliche politische Tätigkeit, die bis heute große öffentliche Anerkennung findet. Er habe mit seiner Familie „in einer gewissen politischen Nische gelebt“. „Also wir haben uns eingeordnet in eine gewisse Grundrichtung, man wusste, was

man durfte und was man nicht durfte.“ „Ich war in Mathe nie schlecht, ich habe die Dinge, die ich vom Westen her gehört habe, mal minus eins genommen und habe das in der Schule erzählt, da lag ich eigentlich von der Grundrichtung her richtig, und so ähnlich sind meine Kinder groß geworden.“ Trotzdem wird an anderer Stelle in dem Interview das Bildungssystem der DDR als positiv erwähnt, negativ seien die Stasi und die Planwirtschaft gewesen. – An verschiedenen Stellen in dem Interview erzählt M. von seiner „Scham“: über die Mitgliedschaft in der SED, die er möglichst verschwiegen habe, dafür dass er am 1. Mai „so eine dominante Fahne“ getragen habe und dass er nach 1990 in eine politische Partei eintreten wollte, für die er schon immer Sympathien gehegt habe. „... und da habe ich dann mal so ein Aufnahmegespräch geführt und die damalige [Mitarbeiterin der X-Partei] war da vielleicht auch ein bisschen ungeschickt, hat mir gleich so ein bisschen von den sogenannten Wendehälsen erzählt und da fühlte ich mich so ein bisschen, naja schuldig und habe mich geschämt und bin dann erst [Jahre später] in die X-Partei eingetreten.“

Edith, 1970, Erweiterte Oberschule (EOS) mit Berufsausbildung, seit Anfang der 1990er Jahre Tätigkeiten in verschiedenen Betrieben auch in Führungspositionen, 2010 Trennung von ihrem Mann, 2011/12 berufliche Umorientierung, Selbstständigkeit. Bei politischen Themen sei ihr Vater immer der Ansprechpartner gewesen. Sie spricht den Gegensatz von Stadt und Land an, der wiederholt Thema der Interviews war: Ihre Kindheit in einem Dorf, mit der Ausrichtung auf die „eigene Landwirtschaft“, sei für sie prägend gewesen. „Das war Lebensalltag zu wissen, es gibt so diese Parallelproduktionen für die Bevölkerung, die das Ganze auch am Leben hält.“ Möglicherweise steht diese Sozialisation in einem Zusammenhang mit ihrer aktuellen beruflichen Orientierung, die sich als alternativ-ökologisch charakterisieren lässt. Sie sei in einem „sehr kritischen Haushalt“ aufgewachsen. Ihr Vater sei zwar SED-Mitglied gewesen, doch nur aus beruflichen Gründen. „Weil er schon irgendwo auch sich weiterentwickeln wollte, aber immer wieder gemerkt hat, es geht nur mit einem gewissen politischen Konsens, und wir sind wirklich auch so groß geworden, wir hatten unsere private Meinung zu Hause und wir hatten unsere Meinung für die Schule und für die Öffentlichkeit. Es war klar getrennt.“ Sie sei jedoch kritischer gewesen als ihr Vater, der aber immer hinter ihr stand. „Ich wusste, ein gewisses Mitschwimmen ist notwendig, ein gewisses Anpassen auch der Meinung ist notwendig, aber ich hab auch immer gewusst, wo meine Schmerzgrenzen sind.“ Sie äußert Sympathie für ein historisches Projekt DDR, welche in den Interviews nur selten anzutreffen ist: Mit dem heutigen historischen Abstand „würde ich mir trotzdem manchmal wünschen, dass die DDR damals nicht so schnell

aufgegeben hätte und sofort der Wiedervereinigung zugestimmt hätte, sondern ich hätte mir im Nachgang gewünscht, das System selbst zu verbessern und es nicht komplett aufzugeben. [...] Also ich glaube, unsere politische Führung hat viel zu schnell aufgegeben.“ Sie habe in der Oppositionsbewegung nicht mitgemacht, „weil wir BRD werden wollten, sondern weil wir hier was verändern wollten“. – Gegen Ende des Gesprächs formuliert E. eine eindrückliche Charakterisierung ihres Vaters: Er habe sich nie getraut, „über seinen eigenen Schatten zu springen, er ist immer im Dunstkreis seines Schattens geblieben, warum auch immer, aber das ist schwierig zu hinterfragen.“ Sie selbst gibt eine mögliche Antwort weiter vorne in dem Interview: „... eine ja, auch mit gewissen Privilegien natürlich verbundene Position in einem Betrieb zu haben, war meinem Vater immer irgendwo sehr wichtig.“

Kevin, 2000, augenblicklich Schüler, 11. Klasse des Gymnasiums. In Bezug auf die DDR sieht K. keinen Diskussionsbedarf. „Ich wüsste jetzt nicht, was es da an sich zu diskutieren gäbe, ich finde es wichtig, dass man sich darüber informiert, wie es früher war.“ Informationen der Schule seien „objektiv“ und die der Mutter und der Großeltern „subjektiv“. Positiv an der DDR sei, dass es keine Arbeitslosigkeit gegeben habe, negativ sei die fehlende Reisefreiheit gewesen und der Zwang, über eine Parteizugehörigkeit, Loyalität dem Staat gegenüber zu beweisen. (Inwieweit bei dieser Einschätzung das Beispiel seines Großvaters eine Rolle spielt, bleibt unklar.) Seiner Meinung nach sei die Wiedervereinigung zu „unorganisiert“ abgelaufen. K. charakterisiert sich selbst als politisch interessiert, hierbei versucht sein Großvater Einfluss zu nehmen, der ihn zu Veranstaltungen seiner politischen Partei mitnimmt.

3.2.6 Übersicht über die Familien

Abschließend wird eine zusammenfassende Übersicht über die 18 Familien unserer Stichprobe gegeben (Tab. 3.3).

| Familie | Großeltern | Eltern | Kind |
|---------|---|---|---|
| A | Veronika, 1935, Verkäuferin | Ellen, 1962, gelernte Verkäuferin, kirchliche Sozialarbeit | Katharina, 1987, Abitur, Auslandsaufenthalte, Studium, Journalistin |
| B | Martin, 1941, Studium, 1996 arbeitslos, verschiedene Beschäftigungen, 2002 in Rente | Elvira, 1970, POS, Lehrerin | Karsten, 1990, Abitur, Studium |
| C | Martina, 1928, nach Heirat ab 1958 Bürotätigkeiten, 1988 in Rente | Emil, 1955, Elektromonteur, bis 1992 in der Energieversorgung tätig, seitdem verschiedene Tätigkeiten und Selbstständigkeit | Julia, 1978, Abitur, Studium, Projektmanagerin |
| D | Viktor, 1936, Lehre, Diakonausbildung, bis 2001 in der kirchlichen Sozialarbeit | Elmar, 1963, POS, Lehre, Ausbildung zum Diakon, Beschäftigung im Rahmen der evangelischen Kirche | Kai, 1988, Abitur, Studium, selbstständige Tätigkeit |
| E | Marlene, 1943, Tätigkeit in der Verwaltung, Rentnerin | Elke, 1965, Musikausbildung, Studium, selbstständige Tätigkeit | Kerstin, 1986, medizinisch-technische Assistentin |
| F | Magdalena, 1939, Volksschule, verschiedene Tätigkeiten, seit 1999 in Rente | Erika, 1965, Studium, arbeitet seit 20 Jahren in der Verwaltung eines westdeutschen Bundeslandes | Katleen, 1987, Abitur, Studium |
| G | Martha, 1934, Verkäuferin, 1990 arbeitslos, Rentnerin | Ewald, 1955, Lehre, Arbeit in der Landwirtschaft, augenblicklich erwerbsunfähig | Karin, 1985, FH-Studium, Managerin |
| H | Magda, 1936, Haushaltshilfe, Rentnerin | Eva, 1954, Lehrerin, Arbeit in der Sonderpädagogik, Rentnerin | Jana, 1977, Studium der Theologie |
| I | Michaela, 1928, Volksschule, Näherin, mit der Wende Vorruhestand | Else, 1949, POS, Lehre, Tätigkeiten im Handel, seit 2013 in Rente | Jutta, 1976, Abitur, Studium, Tätigkeit in einem Unternehmen, seit 2013 selbstständig |
| J | Volker, 1934, Lehre, verschiedene Tätigkeiten, nach dem Umbruch Frühverrentung | Erik, 1958, POS, Studium, Leitungstätigkeit, mit dem Umbruch arbeitslos, berufliche Neuorientierung, Selbstständigkeit | Klaus, 1988, Abitur, Studium, kaufmännische Tätigkeit |
| K | Marianne, 1930, Hauptschulabschluss, Tätigkeit in der Landwirtschaft, seit dem Umbruch in Rente | Elsbeth, 1959, Krankenschwester, Hausfrau und Mutter, arbeitet in der Kinderbetreuung | Kristin, 1994, Abitur, Auslandsaufenthalt, Studium |
| L | Maria, 1930, Realschulabschluss, 1949 Heirat, Hausfrau und Mutter, später Kinderbetreuung | Elena, 1953, POS, MTA, nach dem Umbruch selbstständig | Janett, 1972, POS, Kauffrau, selbstständig |

| | | | |
|---|--|---|---|
| M | Max, 1936, Ausbildung, Fernstudium, leitende Tätigkeit, nach 1990 selbstständig, seit 1999 in Rente | Effie, 1959, Abitur, Krankenschwester | Jürgen, 1979, Abitur, abgebrochenes Studium, Managementtätigkeit |
| N | Maren, 1933, Abitur, Studium, Lehrerin, nach dem Umbruch Vorruhestand | Evi, 1960, POS, Lehre, nach dem Umbruch kaufmännische Fortbildung, arbeitet in einem Unternehmen | Jochen, 1979, mittlere Reife, Lehre, arbeitet in einem Gewerbebetrieb |
| O | Vera, 1918, mittlere Reife, verschiedene Tätigkeiten, schließlich Bibliothekarin | Ernst, 1948, EOS, Lehre, Studium, Arbeit in einem VEB und in leitenden Positionen auf Kreis- und Bezirksebene, nach dem Umbruch im Management tätig | Jan, 1978, Abitur, Lehre, Studium, Tätigkeit im Bereich der Politik |
| P | Mathilda, 1933, Volksschule, Angestellte bei der Post, zusätzlich in der Landwirtschaft tätig | Erwin, 1951, POS, Lehre, Weiterqualifikation, Ingenieurstudium, in verschiedenen Tätigkeiten vor und nach dem Umbruch | Janina, 1976, Abitur, Arzthelferin, |
| Q | Michael, 1926, Kriegsdienst, Studium, Arbeit in einem Forschungsinstitut, mit dem Umbruch in Rente | Elfriede, 1952, Studium, Arbeit in verschiedene VEB, nach dem Umbruch in einer Stadtverwaltung tätig | Jule, 1980, Hauptschulabschluss, Lehre, längere Auslandstätigkeit, seit einiger Zeit wieder in Ostdeutschland |
| R | Manfred, 1939, Lehre, Weiterbildung, leitende Tätigkeit in einem VEB, mit dem gesellschaftlichen Umbruch arbeitslos, Tätigkeit in einer Stadtverwaltung, jetzt Rentner, ehrenamtlich in einer politischen Partei tätig | Edith, 1970, EOS, seit 1990 Tätigkeiten in verschiedenen Betrieben, 2011/12 berufliche Umorientierung, Selbstständigkeit | Kevin, 2000, Schüler im Gymnasium |

Tab. 3.3:

Tabellarische Übersicht über die 18 Familien und die Familienmitglieder

3.3 Familiäre Kontinuitäten und Diskontinuitäten

Im Rahmen unserer Studie ist eine leitende Fragestellung, diejenige nach Kontinuität bzw. Diskontinuität politischer und historischer Weltansichten und Überzeugungen in ostdeutschen Familien. Damit wird nach der politischen Sozialisation in der Familie, nach Ähnlichkeiten oder Unähnlichkeiten solcher Weltansichten zwischen Familienmitgliedern gefragt.

Das ist ebenfalls der Ansatzpunkt von Karin Bock (2000, 2006), die mit Hilfe qualitativer Interviews, durchgeführt in den 1990er Jahren, solche Sozialisationsprozesse in ostdeutschen Familien nachgezeichnet hat. Das Erkenntnisinteresse die-

ser Studie war, wie in Drei-Generationen-Familien historische Ereignisse biografisch verarbeitet werden, welchen Stellenwert dabei die Interaktionsbeziehungen innerhalb der Familie haben und welchen Einfluss das auf die politischen Orientierungen der einzelnen Familienangehörigen hat.

Folglich beschreibt Bock die von ihr interviewten Familien in der Begrifflichkeit historischer politischer Generationen (vgl. Kapitel 3.1). Die von ihr interviewten Großeltern waren durch die Weimarer Republik, den Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegszeit mit der Gründung und dem Aufbau der DDR beeinflusst. Die Eltern hatten Kriegs- und Nachkriegszeiten als Kinder erlebt. Nach Bock (2006, S. 387) hatten sie den Sozialismus in der DDR nicht aufgebaut, sondern fanden ihn vor und mussten sich im Verlauf ihrer Lebens- und Berufswege mit seinen Strukturen und Begründungsbedingungen auseinandersetzen. Wir finden „hier eine gebrochene und sich nie völlig mit dem DDR-Sozialismus identifizierende Generation“ (Bock 2006, S. 387). Die Kinder ihrer Untersuchung wurden als die letzte Gruppe von DDR-Bürgern angesehen, die einen „biografisch relevanten Bezug im Hinblick auf den Beginn und den Verlauf ihrer Jugendphase“ hatte. Sie seien weder „Kinder der Wende“ noch ausschließlich die ‚letzten Kinder der DDR‘, sondern sie stehen genau dazwischen“ (Bock 2006, S. 388). Mit den erfassten Alterskohorten und der damit zusammenhängenden historischen Generationenordnung schreibt unsere Untersuchung Bocks Studie mit einem zeitlichen Abstand von 15–20 Jahren fort.

Die übergreifende Fragestellung bei Karin Bock (2006) ist diejenige nach ideologischen Kontinuitäten (bzw. Diskontinuitäten) über Großeltern, Eltern und Kindern hinweg. Sie reduziert ihr empirisches Material auf insgesamt sechs Muster, die sich noch enger zu zwei Typen zusammenfassen lassen. Diese Typen politischer Sozialisation werden von ihr als Ergebnisse diskontinuierlicher bzw. kontinuierlicher Prozesse angesprochen, in die die Familienmitglieder involviert sind. Bock unterscheidet zwischen Lossagung und Fortsetzung.

Beim ersten Typ politischer Sozialisation geht es primär um *Abgrenzung*, bei der „die jeweils jüngeren Familienmitglieder versuchen, sich durch eine eigene, individuelle Weltsicht von den anderen Mitgliedern der Familie abzugrenzen“ (Bock 2006, S. 391). Im zweiten Fall unterscheiden sich die Weltsichten kaum, „die politische Sozialisation verläuft kontinuierlich von einer Generation zur nächsten“ (Bock 2006, S. 392).

Im Gegensatz zu der Studie von Bock sind bei unseren Gesprächspartner die familiären Kontinuitäten über drei Angehörige einer Familie hinweg gering ausgeprägt. Werden idealtypisch die möglichen Überzeugungen

- sozialistisch,
- systemnah,
- oppositionell,
- opportunistisch und
- unpolitisch

unterschieden, bleiben nur die Familien O (sozialistische Tradition), D (christliche Opposition) und P (opportunistische Anpassung), die *Beständigkeit* in den Familien, wenigstens in Bezug auf einzelne Merkmale, illustrieren. Auf der anderen Seite stehen die Familien H (Radikalisierung der DDR-Kritik von Generation zu Generation), J (verblässerender politischer Elan, den die Aufbaugeneration an die nachfolgenden Familiengenerationen nicht vermitteln kann), Q (Aufgabe sozialistischer Ideen in der jüngsten Generation), R (Abgrenzung von der Anpassungsbereitschaft des Großvaters) und L (Bruch mit dem „christlichen Fundamentalismus“ der Großeltern), bei denen durchgängige *Diskontinuitäten* festgestellt werden können.

Die meisten dieser Fälle sind nicht eindeutig, weil sich beispielsweise ebenso die Kontinuität zwischen Mutter und Tochter in der Familie H herausstreichen ließe. Gleiches gilt für Vater und Sohn in der Familie J. In der Familie D standen Großvater und Vater in einer christlich fundierten Opposition zur DDR. Es war ein politisch gewendetes Christentum. Inwieweit dies für den Sohn Kai noch prägend ist, bleibt auf der Grundlage des Interviews unklar. Vater und Großvater standen in einer christlichen Tradition („eindeutig leben“), die unter den Bedingungen der DDR handlungsleitend war und in der Konsequenz Opposition bedeutete.

Eine christliche Prägung in den Familien ist hier zusätzlich als Charakteristikum aufgenommen worden, weil sie ‚quer‘ zu den genannten Überzeugungen verläuft, die sich auf die Sphäre der Politik beziehen (vgl. Tab 3.4). Etliche der Familien sind christlich geprägt, doch nur in wenigen bedeutete das eine politisch oppositionelle Einstellung. In den Interviews mit diesen Familien werden eher ein gesellschaftliches Außenseitertum oder Repressionen beschrieben. Bei manchen der Interviewpartner wurde eine oppositionelle Haltung bestärkt, dies gilt insbesondere für die Gruppe der Eltern, doch nur in Ausnahmefällen als familiäre Kontinuität. Anpassungsbereitschaft bei der Ausübung des Glaubens oder bewusste Abgrenzung gegen gesellschaftliche Zwänge wird manchmal mit der Dichotomie von „Ein-“ bzw. „Zweigleisigkeit“ umschrieben, die sich im Alltag in den Familien in der Entscheidung für die Jugendweihe *und/oder* die Konfirmation niederschlug.

Eine Erosion des handlungsleitenden Hintergrundes kann man auch für den Opportunismus der Familie P feststellen. Die Anpassungsleistungen, zu denen Vater und Großmutter bereit waren und an die sich die Tochter in Form von Kind-

heitsepisoden noch erinnert (mit der ALDI-Tüte zur Schule gehen, so etwas hätte sie nie gemacht) sind gegenstandslos geworden. Ob eine ähnliche Anpassungsbereitschaft an heutige Umstände, sozusagen als generelles familiäres Muster, unabhängig von gesellschaftlichen Umständen, vorliegt, lässt sich auf der Basis des empirischen Materials nicht entscheiden. Die Drei-Generationen-Perspektive auf unser empirisches Material vermittelt den Eindruck, dass kaum eine Familie sich *ausschließlich* durch Kontinuität bzw. Diskontinuität der Weltansichten auszeichnet.

Dies könnte an der Auswahl der Fälle liegen, insofern nämlich, dass die interviewten Familien unklare Strukturen und Muster aufweisen und dass bei einer anderen Auswahl von Familien sich eindeutiger Resultate ergäben. Doch darf man annehmen, dass die Datenerhebung Familien bevorzugt hat, die sich durch einen größeren Zusammenhalt auszeichnen, weil ein gewisser familiärer Konsens vorausgesetzt werden darf, um sich als Familie an der Studie zu beteiligen. Jeweils alle drei Familienmitglieder mussten in die Interviews einwilligen. Es lässt sich demzufolge argumentieren, dass, schon aufgrund der Modalitäten der Datenerhebung, relativ häufig familiäre Kontinuitäten beobachtbar sein müssten. Warum ist das dann etwa 25 Jahre nach dem Ende der DDR, offensichtlich im Gegensatz zu der Studie von Bock, die die Situation in den 1990er Jahren erfasste, nicht der Fall?

Wir vermuten, dass die Vorstellung einer Tradierung von Überzeugungen, *über* den gesellschaftlichen Umbruch von 1989/90 hinweg kaum haltbar ist, weil die Bedingungen sich vor allem für die interviewten Kinder durch den Systemwechsel gravierend verändert haben. Die Schwierigkeiten, solche, die Familienmitglieder übergreifende Muster in unserer Stichprobe zu entdecken, läge folglich daran, dass vor allem unsere jüngste Alterskohorte eine des gesellschaftlichen Umbruchs ist, die in der Untersuchung von Bock noch gar nicht interviewt wurde. Gerade wenn man historische Generationskonzepte zur Interpretation von Familieninterviews heranzieht, muss man – unter den Bedingungen des Wiedervereinigungsprozesses – davon ausgehen, dass die Kontinuitäten in den Familien abnehmen, weil die historische Zäsur die Altersgruppen unterschiedlich tangierte und die Rahmenbedingungen für die Ausbildung von Überzeugungen sich grundlegend veränderten. Indikatoren dafür sind, dass beispielsweise von Kindern in unserer Stichprobe angemerkt wird, die älteren Familienmitglieder verträten „verstaubte“ Ansichten oder seien „konservativ“; damit ist keine politische Verortung gemeint, sondern dass die Meinungen der Älteren unmodern seien; oder wenn seitens der Interviewten höheren Alters eine Entfremdung zwischen den Generationen angesprochen wird (vgl. a. Kapitel 6.1).

Damit liegt eine, zumindest partiell, widersprüchliche Situation vor, weil man vermuten muss – jedenfalls legen das sozialwissenschaftliche Untersuchungen nahe

(vgl. Kapitel 1) –, dass die Familien in Ostdeutschland eine wichtige Instanz für die Ausbildung politischer und gesellschaftlicher Weltansichten sind. Gleichwohl geht das in einer Drei-Generationen-Perspektive und der beschriebenen Zusammensetzung historischer Generationenordnungen ostdeutscher Familien häufig *nicht* mit empirisch bestimmbareren Kontinuitäten von Überzeugungen in den Familien einher.

Diese Konstellation und die Hypothese, dass mangelnde familiäre Kontinuität hauptsächlich an den Kindern liege, werden hingegen bestätigt, wenn *nur* die Großeltern und Eltern betrachtet werden. In diesem Fall zeigen sich Muster von Kontinuität und Diskontinuität viel deutlicher (Tab. 3.4). Es scheint, dass die Rahmenbedingungen der DDR solche auf die direkte Abfolge von Familienmitgliedern beschränkte Kontinuitäten bzw. Diskontinuitäten bestärkten.

Trotz des Einflusses der Familien ist also ein Ergebnis unserer Analysen, dass die Kinder häufig Überzeugungen der Älteren *nicht* übernehmen. Die Interpretation der Fälle legt eine Auswahl von Gründen nahe:

- Die Kinder *grenzen* sich bewusst gegen Eltern und Großeltern *ab*. Das kann sowohl zu positiveren als auch zu negativeren DDR-Bildern führen (Katharina A und Jana H).
- Sie suchen *eigenständige* Positionen im Gespräch mit den Älteren, aber auch durch die Rezeption zusätzlicher offizieller Informationen über die DDR. Diese stellen Herausforderungen, Ergänzungen und Korrektive familiärer Erzählungen dar (Karsten B, Julia C, Katleen F und Karin G).
- Die *Themen* vor allem der Eltern – Anpassung an das System, Widerspruch und Kritik – stellen sich für die Kinder nicht mehr, teilweise distanziert man sich bewusst davon, oder sie haben überhaupt an Bedeutung für die Gruppe der Kinder verloren. Die Mehrzahl der Interviewpartner, dies schließt die Kinder ein, plädiert *nicht* dafür, dass man die Vergangenheit ruhen lassen solle, sondern es gibt eine Gruppe von Kindern, die sehen das alles als nicht mehr sonderlich bedeutsam und entscheidend für ihr Leben an. Sollen sich doch diejenigen, die es interessiert mit dieser deutschen Vergangenheit beschäftigen – sie selbst wollen es nicht mehr und schweigen deshalb (Karin G, Klaus J, Kristin K, Kerstin E und Jule Q). Hier fällt auf, dass es sich hauptsächlich um Kinder handelt, die aufgrund des Alters kaum über eigene DDR-Erfahrungen verfügen.
- Es gibt anscheinend in den Familien, die sich durch ausgeprägte christliche Traditionen auszeichnen, merkliche *Säkularisierungstendenzen*. Die meisten Kinder aus einem christlichen Elternhaus thematisieren in den Interviews in keiner Weise ihren Glauben. Das heißt, für viele dieser Kinder aus christlichen DDR-Familien ist der Stellenwert des Glaubens, als lebensweltlicher Hintergrund auf

der Grundlage ihrer Äußerungen, nicht zu erschließen. Man kann sagen: Er ist ihnen, im Gegensatz zu ihren Eltern und Großeltern, ‚nicht der Rede wert‘. Ebenfalls hat die Kirche als Arbeitgeber in diesen Kreisen an Bedeutung verloren. So bleibt es nebulös, inwieweit christlich fundierte Sichtweisen, die eine starke familiäre Bindekraft für Großeltern und Eltern unter den restriktiven gesellschaftlichen Bedingungen der DDR hatten, zudem insbesondere mit der Frage Jugendweihe und/oder Konfirmation häufig identitätsstiftend waren und dem Staat DDR gegenüber entfremdend wirkten, weitergegeben werden (Kai D, Jutta I, Kristin K und Janett L).

Die deutlichsten familiären Kontinuitäten sind solche eines *unpolitischen Verhaltens*, der bewussten Abgrenzung von der Politik, insbesondere auch bei den Kindern (Kerstin E, Jutta I, Janina P, Jule Q, Klaus J, Janett L, Jürgen M und Jochen N). Damit mag zusammenhängen, dass die dominierende Bewertungsbasis der DDR-Vergangenheit für unsere Interviewpartner die eigene oder die familiär vermittelte Lebenswelt und den Alltag umfasst, die in der Distanzierung von der Sphäre des Politischen oder von der Diktatur gesehen werden. Die *Kontinuität des Unpolitischen* ist für die meisten Interviewpartner das einigende Band in den Familien. In Hypothesenform formuliert: Falls es ideologische Kontinuitäten jenseits des Unpolitischen in ostdeutschen Familien während der Existenz der DDR gab (insbesondere sozialistische Überzeugungen, Systemnähe, Anpassung und Widerspruch), hat der gesellschaftliche Umbruch deren Grundlagen nachhaltig zerstört. *Für die Basis des Unpolitischen gilt das eben nicht.*

In den Interviews gibt es nicht viele Hinweise auf *offene Konflikte* über die Einschätzung der DDR-Vergangenheit in den Familien. Doch hat man als Interpret der Erzählungen unserer Interviewpartner häufiger den Eindruck *latenter* Konflikte vor allem zwischen Eltern und Großeltern, die aus verschiedenen Gründen nicht (mehr) ausgetragen werden. Die versteckten Disharmonien, die in den Interviews manchmal aufscheinen, gehen u.a. um Anpassung, deren Notwendigkeit, um Kritik, um deren Beweggründe sowie um Widerspruch und Opposition. Diese Diskussionen von Eltern und Großeltern illustrieren die These, dass sich in der Generationenlagerung der DDR eine zunehmende Entfremdung der nachwachsenden Generationen einstellte. Man kann es so zuspitzen, dass manche Interviews eine (unterschwellige) Kritik der Eltern an den Großeltern wiedergeben, diese hätten eine zu große Anpassungsbereitschaft gezeigt. Unterschwellig oder latent bleibt diese Kritik, weil sie anscheinend nicht ausgesprochen wird, wahrscheinlich im Familienkontext ohne Verletzungen auch nicht ausgesprochen werden kann und weil sie nach dem Ende der DDR überhaupt an Bedeutung für das heutige Leben verlo-

ren hat. Sie ist zur Geschichte geworden. (Das Thema Schweigen in der Familie wird in den Kapiteln 4.3.1 und 6.2 vertieft.)

In einem Interview wird noch ein anderer Aspekt von Geschichtlichkeit angesprochen. Es geht um „Tabuthemen“ in der Familie. Die Interviewpartnerin Elfriede Q äußert dies in der Weise, dass es *durch* die zeitliche Distanz gerade möglich werde, in der Familie nicht behandelte Dinge zur Sprache zu bringen. Dieser interessante Sachverhalt wird aber nur von dieser Gesprächspartnerin erwähnt.

Schließlich gibt es in den Interviews auch Hinweise darauf, dass man die Heterogenität der Überzeugungen *innerhalb* der Familien, zwischen deren Mitgliedern, nicht unterschätzen sollte. So berichten verschiedene Eltern und Großeltern darüber, wie unterschiedlich ihre Töchter und Söhne in Bezug auf die Themen, die in den Interviews angesprochen wurden, waren und sind. Oder es wird beispielsweise seitens der Kinder über Meinungsunterschiede zwischen Mutter und Vater berichtet. Das legt den Schluss nahe, dass mit der Variation der Interviewpartner sich andere Eindrücke von Kontinuität bzw. Diskontinuität ergeben hätten.

| Familie | Kontinuitäten von Großeltern und Eltern | Einordnung des jeweiligen Kindes |
|---------|--|---|
| A | Christliche Prägung | Katharina grenzt sich ab |
| B | Anpassung und opportunistisches Verhalten | Karsten sucht eine eigenständige Position, u.a. auch in Auseinandersetzung mit seinem Großvater Martin |
| C | Systemnähe | Julia sucht eigenständige Positionen |
| D | Lange christliche Tradition, die den Urgroßvater einschließt, ein politisch gewendeter Glauben in bewusster Opposition zur DDR | Es ist unklar, inwieweit die christliche Tradition von Kai weitergeführt wird |
| E | Die DDR als soziales Projekt (gleichzeitig ist die Mutter Elke ein unabhängiger „Freigeist“) | Kerstin ist relativ unpolitisch |
| F | Verwirklichung eines ungestörten unpolitischen Familienlebens | Katleen sieht sich kritischer eingestellt zum Thema DDR als die älteren Familienmitglieder |
| I | Christlich, angepasst und unpolitisch | Jutta ist auch unpolitisch, inwieweit sie noch gläubig ist oder welchen Stellenwert der christliche Glaube für sie hat, bleibt unklar |
| K | Christliche Prägung | Für Kristin ist Christentum kein Thema mehr, es wird in dem Interview nicht angesprochen |
| O | In einer sozialistischen Tradition | Der Sohn Jan setzt die familiäre Tradition fort |

| | | |
|----------------|--|--|
| P | Unpolitische Anpassung und ein gewisser Opportunismus | Die Tochter Janina ist auch unpolitisch |
| Q | Sozialistische Überzeugungen vom Großvater und von der Mutter | Für die Tochter Jule besitzen sozialistische Vorstellungen keinerlei Relevanz mehr |
| Familie | Diskontinuität | Einordnung des jeweiligen Kindes |
| H | Zunehmende politische Opposition, politische Abgrenzung der Mutter von der Großmutter | Die Tochter Jana spricht eine radikale DDR-Kritik aus, es besteht eine Kontinuität mit ihrer Mutter Eva |
| J | Verblässender politischer Elan der Aufbaugeneration (Volker), der vom Vater Erik nicht weitergeführt wird | Der Sohn Klaus ist ähnlich unpolitisch wie sein Vater |
| M | Latente Konflikte um die Anpassungsbereitschaft der Großeltern, die Mutter Effie kritisiert implizit den Großvater Max | Der Sohn Jürgen ist unpolitisch und desinteressiert |
| N | Konflikte um Anpassungsbereitschaft, Kritik von Evi an der Großmutter Maren, die an den als übermächtig empfundenen gesellschaftlichen Zwängen zur Anpassung und zur institutionalisierten Lüge gelitten hat | Jochen ist eher unpolitisch und desinteressiert |
| R | Die Anpassungsbereitschaft der Mutter ist deutlich geringer als die des Großvaters | Kevin ist politisch interessiert |
| Familie | Starke innerfamiliäre Konflikte, die gesellschaftliche Einflüsse überlagern | Einordnung des jeweiligen Kindes |
| G | Anpassung und Durchsetzung eigener Interessen als Thema, insbesondere des Vaters Ewald gegenüber seinem dominanten und tyrannischen Vater | Karin ist von dem Thema ihres Vaters anscheinend nicht tangiert, sie betont stattdessen, dass man sich heute anders verhalten müsse, Auffallen anstelle von Anpassung, Abgrenzung von der Großmutter |
| L | Die Mutter Elena distanziert sich vom „christlichen Fundamentalismus“ ihrer Eltern, die Familie steht in einer unpolitischen Tradition (aufgrund der Familienkonflikte Ähnlichkeiten mit der Familie G) | Die Tochter Janett ist unpolitisch, inwieweit christlich geprägt, ist unklar |

Tab. 3.4:
Kontinuitäten und Diskontinuitäten zwischen Eltern und Großeltern sowie die getrennte Beschreibung des Kindes in den jeweiligen Familien, auf der Grundlage der 54 Interviews

Zum Abschluss geht es noch um eine zweite Art inhaltlicher *und* argumentativer Kontinuitäten, denn in den Familien lassen sich insbesondere zwischen Eltern und Kindern in einem erstaunlichen Umfang solche Ähnlichkeiten feststellen. Es gibt Hinweise in den Interviews auf *familiäre Argumentationsmuster*, die implizit den

Stellenwert des Familienzusammenhanges für die Ausbildung von Sichtweisen auf die DDR insbesondere für die Gruppe der Kinder belegen. In der folgenden Auflistung werden nur Zusammenhänge mit den Kindern berücksichtigt, wobei die Eltern generell wichtiger sind als die Großeltern. Beispiele hierfür sind:

- keine Veränderung der Sichtweise auf die DDR und Kriminalität als aktuelles gesellschaftliches Problem (Familie C);
- die DDR wird inzwischen kritischer gesehen (M);
- Relativierung der Einschätzungen sowohl der DDR als auch der BRD nach dem gesellschaftlichen Umbruch (L);
- Thematisierung wirtschaftlicher Probleme in ähnlicher Weise (O);
- Zufriedenheit mit dem Leben in der DDR (N);
- Fleiß als essenzielle Lebensmaxime (J);
- die Thematisierung wirtschaftlicher Probleme in der DDR, die „grundfalsche“ Vorstellung, nicht alles sei schlecht gewesen, weil „eben immer [alles] mit einem kleinen Haken hinten dran [war]“, den dürfe man jedoch nicht ausblenden, sowie das Asylrecht als wichtiges gesellschaftliches Problemfeld heute (H);
- positive Einschätzungen der DDR (G);
- sozialer Zusammenhalt als positiver Aspekt des DDR-Alltags (E);
- ähnliche Argumentationen, beispielsweise Geschichtsschreibung sei immer eine der Sieger sowie Betonung von Unterschieden zwischen Ost- und Westdeutschen (B).

Zusätzlich bestehen für die Großeltern und Eltern ähnliche Argumentationsmuster in den Familien F (man habe gerne in der DDR gelebt und man solle die DDR-Geschichte ruhen lassen) sowie I (Thematisierung der Entvölkerung ländlicher Regionen in Ostdeutschland). Das heißt, dass sich solche argumentativen Kontinuitäten bei 12 von insgesamt 18 Familien feststellen lassen.

Mit der Darstellung argumentativer Kontinuitäten in den Familien wurde ein erster Einblick in die thematischen Analysen der Interviews gegeben. Dies wird in den folgenden Kapiteln 4–6 vertieft.

4. Themenanalysen der Interviews

Um einen Überblick über die Themengebiete der Interviews zu geben, werden im Folgenden Antworten nach der Gliederung des Interviewleitfadens aufgeführt. Dazu werden sie zu sechs Bereichen zusammengefasst:

1. Sichtweisen auf die DDR,
2. Einschätzungen der heutigen Berichterstattung über die DDR,
3. Gespräche in den Familien,
4. Vergangenheitspolitik,
5. Einschätzungen des heutigen Lebens,
6. politische und ehrenamtliche Aktivitäten.

In der Darstellung wird teilweise nach Kindern, Eltern und Großeltern unterschieden. Die Namen verweisen zudem auf die entsprechenden Transkripte, und über die Vornamen sind die drei Gruppen von Interviewten zu identifizieren.

4.1 Sichtweisen auf die DDR

4.1.1 Charakterisierung des Lebens in der DDR

Die Einstiegsfrage in den inhaltlichen Teil des Interviews lautete: „Wenn Sie es auf den Punkt bringen: Wie würden Sie das Leben in der DDR beschreiben?“ Die Antworten sind sehr vielfältig, doch sie lassen sich für die drei Familiengenerationen auf bestimmte Themenschwerpunkte reduzieren.

Großeltern

Bei einigen der Großeltern wird der Entstehungskontext der DDR mitreflektiert: „Wir waren eben immer ein bisschen Außenseiter“ aufgrund von Vertreibung und Verwandtschaft im Westen (Mathilda P), oder die eigene Mitarbeit beim Aufbau des Sozialismus in der DDR und die Lernprozesse nach dem Krieg werden erwähnt

(Vera O, Volker J). Exemplarisch für die Aufbau-Generation der DDR ist die Aussage von Michael Q: „Ich habe ja dann erst lernen müssen '45, was es bedeutete, einen neuen Weg zu finden“, der für ihn in der Mitarbeit am Entstehen einer gerechtem Gesellschaft bestand.

Meist wird aus dem eigenen Erleben heraus das Leben in der DDR *positiv* charakterisiert: Man hatte eine gute Arbeit, für die man auch Opfer in Form von Anpassungsleistungen brachte (Maren N); man konnte sich qualifizieren und arbeitete in interessanten Berufen (Martin B); es war ein schönes und angenehmes Leben mit viel Freizeit und Urlaub (Max M, Martina C); man hat ruhig und angenehm gelebt (Magda H).

Eine sehr persönliche Charakterisierung seines Lebens in der DDR gibt Manfred R. Er habe mit seiner Familie „in einer Nische gelebt“. Wenn man diese *Nische* beschreiben sollte, ist es ein Innenraum der Freiheit, der begrenzt wird durch äußere Zwänge, denn der Gesprächspartner schließt gleich an seine Aussage, wo er gelebt habe, mit dem Satz an: „Also wir haben uns eingeordnet in eine gewisse Grundrichtung, man wusste, was man durfte und was man nicht durfte.“ Dieses Thema der Anpassung taucht in vielen Interviews in ganz unterschiedlichen Variationen auf. So prägnant und eindrucklich äußert sich jedoch nur Manfred R.

Häufig werden *Vergleiche mit dem heutigen Leben* gezogen und damit Aspekte der Beschreibung der aktuellen Situation im wiedervereinigten Deutschland vorweggenommen: das Leben war einfacher (Martha G); es war leichter (Magdalena F); man brauchte, im Gegensatz zu heute, keine Angst insbesondere vor Kriminalität zu haben (Martina C).

Nur selten werden *negative* Beschreibungen gegeben: Materielle Einschränkungen charakterisierten das DDR-Leben, aber man brauchte nicht zu hungern (Marianne K). Häufiger werden Positiv-Negativ-Aufzählungen hinsichtlich der DDR, bezogen auf den Interviewleitfaden, vorgezogen (vgl. Kapitel 4.1.2).

Unklar bleiben Beschreibungen wie: nicht ganz schlecht (Michaela I), nicht ganz schlecht, aber viele Kontrollen bei der Arbeit (Veronika A).

Eltern

Vergleiche mit heute, bei denen das DDR-Leben positiver abschneidet, finden sich genauso bei den Eltern: Es war einfacher, geregelter, nicht hektisch (Ernst O, Evi N). Man hat sich abgefunden, und es ging gut (Elsbeth K). Es gab Möglichkeiten der beruflichen Qualifikation und viel Freizeit (Erik J); man brauchte sich keine Angst um den Arbeitsplatz zu machen (Else I). Das Leben war geordnet, und wenn

man sich anpasste, konnte man sich auch verwirklichen, es war ein sorgloses Leben mit vorgegebenen Meinungen (Ewald G). Man lebte ein bodenständiges, einfaches Leben, das insgesamt menschlicher und lockerer war als das heutige (Elke E); man habe als Familie (auf diese Einschränkung wird Wert gelegt) gut gelebt (Elmar D). Es war besser als heute, es gab weniger soziale Ungleichheit (Emil C); es war einfach nur schön (Elvira B) oder auch: Man habe sich damals genauso wohl gefühlt wie gegenwärtig (Erika F).

Relativ selten kommen *negative* Äußerungen vor wie: man lebte in einer kapputten, dreckigen Stadt, das Leben war langweilig und eintönig (Effie M). Es war lahm, es gab keine Veränderungen, es zeichneten sich zudem keine Möglichkeiten der Veränderung ab (Eva H).

Unentschieden bleiben Beschreibungen des DDR-Lebens als irgendetwas zwischen beschaulich und anstrengend (Elmar D); oder: es war zwar einfacher, aber vieles war vorgegeben (Ellen A).

Kinder

Bei der Kindern überwiegt eine *positive* Sicht auf das Leben in der DDR, was von vielen Interviewpartnern selbst in Zusammenhang gebracht wird mit ihrem Alter, dass sie nämlich die DDR, wenn überhaupt, nur als Kinder bewusst erlebt haben und dass ihre Erinnerungen an diese Kindheit zum weitaus überwiegenden Teil schön, unbeschwert, problemlos seien (Jochen N, Janett L, Jutta I, Jana H, Karin G, Katleen F, Julia C). Jule Q zieht wieder einen impliziten Vergleich mit heute, bei dem sie ihr eigenes Kind vor Augen hat. Sie sei „freier, ungezwungener“ aufgewachsen als es heute möglich wäre.

Manchmal wird diese sehr positive Sicht durch Vermutungen relativiert, dass man in der Pubertät oder als Erwachsener wahrscheinlich ein anderes Bild von der DDR gewonnen hätte, das nicht mehr so positiv gewesen wäre, weil man dann die einengenden und repressiven Seiten dieser Gesellschaft kennengelernt hätte. Ähnlich wie bei den anderen Gruppen von Interviewten wird häufig der aktuelle Vergleich gesucht: Man sei zufriedener gewesen, weil man wusste, dass die Möglichkeiten beschränkt sind (Janina P); es war ein gesichertes Leben, geselliger als heute und nicht so abgeklärt (Karsten B). Es sei ein einfacheres Leben gewesen (Kai D). Die sozialen Unterschiede seien geringer und die Gleichberechtigung von Männern und Frauen sei stärker verwirklicht gewesen (Katharina A).

Es gibt nur eine eindeutig *negative* Beschreibung in dieser Gruppe: Ein Interviewpartner bezeichnet sein Leben in der DDR, vor allem aufgrund seiner Schuler-

fahrungen (er schildert ein traumatisches Schulerlebnis), als beschränkt und repressiv (Jürgen M).

Unentschieden sind Charakterisierungen wie: in den Konsummöglichkeiten eingeschränkt, aber alles habe irgendwie geklappt, die Eltern waren zufrieden (Kristin K, Klaus J). Man selber habe keine Erinnerung, doch die Mutter sei mit der Kinderversorgung sehr zufrieden gewesen (Kerstin E); und es war alles ganz anders als heute (Kai D). Großeltern und Eltern werden häufig als Gewährspersonen genannt, weil man selber keine Erinnerungen oder Erfahrungen habe.

4.1.2 Was war positiv, was war negativ an der DDR?

In den Antworten auf die Frage, was positiv und was negativ an der DDR gesehen wird, gibt es Häufungen von Antworten zu einzelnen Gesichtspunkten. Als *positiv* werden genannt:

- *Kinderversorgung, Schule* (Michael Q, Mathilda P, Max M, Michaela I, Marlene E, Ernst O, Elsbeth K, Else I, Ellen A, Janina P, Jutta I, Kerstin E, Julia C, Katharina A), in dem Zusammenhang wird auch die Familienpolitik positiv erwähnt (Klaus J, Katleen F, Julia C); typisch ist eine Aussage wie: „Also mir wurden bis jetzt, ich sage mal, mehr die positiven Sachen gesagt von meinen Eltern und Großeltern. Ja, also es war ruhiger. Wenn ich jetzt so den Vergleich sehe, wie meine Kinder aufwachsen, meine ich so mit ‚stressfrei‘, vor allem es gab nicht so einen Druck, so einen Leistungsdruck und so einen Zeitdruck. Also ich finde das jetzt bei meiner Tochter“ (Jutta I).
- *Sozialer Zusammenhalt*, sich gegenseitig helfen, beispielsweise auch Subbotniks (Maren N, Volker J, Marlene E, Martina C, Veronika A, Effie M, Elena L, Erik J, Else I, Elke E, Emil C, Jutta I, Karin G, Julia C).
- *Geselligkeit, Freizeit* mit Freunden und Bekannten, Vereinsleben (Maren N, Michaela I, Magda H, Magdalena F, Else I, Jutta I, Karin G, Julia C), ein „menschlicheres Miteinander“ (Edith R).
- *Reisen und Erfüllung materieller Wünsche* (Max M, Janett L, Julia C).
- *Soziale Absicherung* (Max M, Maria L, Magda H, Elfriede Q, Else I, Eva H, Ewald G, Elke E, Emil C, Klaus J, Kerstin E), in dem Zusammenhang wird auch das Kümern um sozial Benachteiligte genannt (Kai D).
- *Keine Arbeitslosigkeit* (Marianne K, Michaela I, Magda H, Erwin P, Effie M, Eva H, Kevin R, Kristin K, Klaus J).

- *Infrastruktur* und Lebensmöglichkeiten auf dem Lande (Michaela I, Veronika A, Else I).
- Persönliche *Qualifikationsmöglichkeiten* (Manfred R, Martin B, Erwin P, Karina G, Katleen F, Kerstin E, Julia C).
- Das *Gesundheitssystem* (Erwin P, Effie M, Julia C).
- Weniger *Ängste*, insbesondere vor Kriminalität (Erika F, Kristin K).
- Eine höhere *Wertschätzung* von Konsumgütern, weil sie schwieriger zu bekommen waren (Edith R).
- Eine große *Kreativität*: „... naja jetzt bin ich schon wieder bei was positivem, so wie das war, hat es eigentlich Kreativität gefördert [...]. Wir haben genommen, was da war, und haben was Schönes daraus gemacht. Und waren auch sicherlich eher zufrieden mit einfachen Dingen“ (Elke E).
- Nur eine Person zieht sich auf den Standpunkt zurück, *keine richtige Erinnerung* zu haben (Jan O).
- Während einigen *nur Positives* einfällt: „Uns ging es hier nicht schlecht. Und wie gesagt, wir hatten ja alles. Wir hatten das Haus, wir haben eine Arbeit gehabt, wir hatten Freundeskreis, so dass wir auch da immer unseren Spaß hatten. Es war/ich muss sagen, ich habe die DDR-Zeit nicht als negativ empfunden“ (Evi N). – Und: „Aber ich, ich weiß nicht, ich find nicht so viel Negatives, außer das, was wir jetzt besprochen haben mit diesen Stasischeiß“ (Erika F).

Negative Nennungen beziehen sich auf:

- *Eingeschränkte Versorgungsmöglichkeiten*, den Konsum, die DDR-Mangelwirtschaft (Michael Q, Mathilda P, Maren N, Maria L, Marianne K, Volker J, Michaela I, Martha G, Marlene E, Veronika A, Erwin P, Effie M, Elena L, Elisabeth K, Erik J, Else I, Elke E, Ellen A, Jan O, Jürgen M).
- *Anpassungszwänge* (Maren N, Max M, Marianne K, Eva H, Jutta I, Kai D, Karsten B).
- Die Mechanismen der *Planwirtschaft* (Manfred R).
- Die *Notwendigkeit zu lügen*: „Naja, so ein bisschen wurde man eben auch zum Lügen animiert. Zum Beispiel eben mussten ja auch die Lehrer Parteilehrjahr machen, da musste jeder hin, ganz gleich, ob Mitglied oder nicht. Und da musste man ja auch Stellung nehmen, nur die Wahrheit hat da auch keiner richtig gesagt. Da hat sich keiner sagen trauen, die haben immer alle nur das gut gefunden, was uns vorgegeben wurde. Das war eben dieses Einengen, ja, die eigene Meinung, die musste man eigentlich für sich behalten“ (Maren N). – „Naja, es/man hatte zwei Gesichter, nicht. Man durfte ja gar nicht genau sagen,

was man gefühlt hat, auch gab es ja keine wirklich offene Kritik, die wir dem Staat entgegenbringen können, so wie wir heute“ (Elena L auch Eva H, Jan O, Veronika A).

- *Reisebeschränkungen* (Max M, Marianne K, Volker J, Martha G, Marlene E, Martina C, Martin B, Edith R, Erwin P, Elsbeth K, Elke E, Jürgen M, Kristin K, Kai D, Julia C, Karsten B, Kevin R).
- *Lebensbedingungen* alter Menschen in Heimen (Viktor D).
- *Meinungsterror*: „Und da bin ich der Meinung, das war eben die größte Schwäche [in der DDR]. Dass man eben nicht in der Lage war, die Leute [die oppositionell eingestellt waren] trotzdem reden zu lassen“ (Max M, ähnlich Maria L, Eva H, Ellen A, Karsten B).
- Staatliche *Repressionen* (Maria L, Jan O, Katleen F, Karsten B).
- *Fehlende Berufswahlmöglichkeiten* (Ellen A).
- Ein Befragter ist sich nicht so sicher, ob verschiedene Gesichtspunkte *positiv* oder *negativ* sind: „... was viele sagen, es wird herausgestellt, dass das Gesundheitswesen kostenlos war, an manchen Stellen war es auch dementsprechend. Es gab keine Arbeitslosen. Das stimmt nicht, es gab verdeckte Arbeitslosigkeit. Wie viel haben wir rumgegammelt, weil einfach keine Arbeit da war. Es gab eine allseits rundherum Behütung, Krippe, Kindergarten, kaum bürokratischen Kram, Wohngeldanträge, Hartz-IV-Anträge [sic!], das wurde einfach alles geliefert. Das Negative daran ist, dass die Bürger unmündig gemacht wurden. Ist das nun positiv oder negativ?“ (Elmar D).
- Das wird zu der Aussage verdichtet: „Es gab viel Gutes, aber die DDR war eine Diktatur“ (Elmar D). Ähnlich argumentiert auch eine andere Gesprächspartnerin (Jana H): „Und, gut das wichtigste Negative ist für mich natürlich aus heutiger Sicht, dass es eine Diktatur war, die keinen Widerspruch geduldet hat. Und keine Kritik an der Verfassung. Und ich sag immer, alleine schon überhaupt die Verfassung, die man nicht anklagen konnte. Weil da, es gab ja keine gesetzliche Stelle, also kein, wie nennt man das, wenn man einen, Ver/ also Vergehen an der Verfassung irgendwo anzeigt? Also Bundesverfassungsgericht oder?“
- Doch einige Interviewpartner können gar nichts Negatives finden: „Nein, eigentlich gar nicht. Vielleicht bin ich da zu unkritisch. Ich habe nichts bemerkt. Nee, also ich sag mal so, das, was jetzt hier alles hochkam mit den Erschießungen an der Grenze. Sicherlich haben wir davon nichts gehört, aber andererseits, es war klar. Es war verboten, es war klar. Da brauche ich mich nicht zu wundern, wenn da irgendetwas passiert. Das muss ich jetzt mal so knallhart sagen“ (Elvira B). – Aus der damaligen Perspektive resümiert eine Person der Kinderstichprobe (Jan O): „Positiv. Eigentlich alles. Negativ könnte ich auch

nicht sagen. Wie gesagt, ich war noch Kind. Das hat man alles noch nicht so wirklich mitgekriegt.“

4.1.3 Die DDR: ein Knast?

Als Diskussionsanreiz wurde im Interview gefragt, wie die Gesprächspartner zu der Aussage stehen: „Das Leben in der DDR vor der Wende bedeutete für die Menschen lebenslanger Knast.“ Die Antworten auf diese Frage lassen sich zu *vier Mustern* verdichten:

- a) Nein!
- b) Nicht direkt, aber ...
- c) Ja, in gewisser Weise schon ...
- d) Unklar.

Besonders häufig wird das verneinende Muster vertreten, mit dem Rekurs auf das private Alltagsleben, die anderen Argumentationsmuster tauchen weitaus seltener auf.

Zu a: „Absolut nicht. Ich habe gerne in der DDR gelebt“ (Vera O). – „Absoluter Quatsch“ (Michael Q). – „Ich meine, wenn sie dann auch immer so reden, dass sie im Gefängnis waren und mein Gott, ich versteh das nicht. Nein, das versteh ich nicht. Also ich fühlte mich nicht gefangen“ (Magdalena F). – Elfriede Q sieht es ähnlich: „Das war für mich überhaupt kein Knast, im Gegenteil, wenn ich so in der Retrospektive sehe, das was ich in der DDR geworden bin, wäre ich heute sicher nicht [...]. Ich glaube, die ganzen Bildungsmöglichkeiten und Freizeitmöglichkeiten, die ich in der DDR gehabt hatte und die ich als Kind wahrnehmen konnte, die hätte ich jetzt nicht.“ Die anderen Interviewpartner, die ähnliche Auffassungen vertreten sind: Maren N, Max M, Michaela I, Magda H, Ewald G, Marlene E, Viktor D, Martina C, Martin B, Veronika A, Mathilda P, Ernst O, Evi N, Effie M, Elena L, Elsbeth K, Erik J, Else I, Ewald G, Erika F, Elke E, Emil C, Elvira B, Ellen A, Jürgen M, Janett L, Klaus J, Jutta I, Karin G, Katleen F, Julia C.

Zu b: „Direkt Knast kann ich nicht sagen, aber man war eben eingeschränkt“ (Mathilda P). – „Und wir waren da mit dem Zug 48 Stunden unterwegs. Dann kommen wir wieder in Dresden an und dann geht es in den Zug [nach Y] und nach zehn Kilometer Y, ,Guten Tag, hier ist die Transportpolizei. Allgemeine Personal-

ausweiskontrolle.‘ Und da habe ich so gedacht, ihr Experten, ihr. Man reist 48 Stunden durch die Welt und jetzt sind wir in dieser kleinen DDR wieder angekommen, die Angst hat, dass ihre Bürger eventuell über Y hinaus reisen bis nach [der nächsten Stadt in der BRD]. Das war DDR. Aber das Lebensgefühl, ich war nicht eingesperrt“ (Elmar D). – Edith R macht den Aspekt innerer Freiheit stark: „Ich habe mir sicherlich als kritischer Mensch in der DDR auch Chancen vertan und sicherlich nicht immer die Entwicklung nehmen können, die ich hätte haben können, wenn ich besser mitgespielt hätte, aber als Knast, nein, definitiv nicht.“ Ähnlich äußern sich auch Mathilda P, Maria L, Marianne K, Eva H, Elmar D, Jan O, Kristin K.

Zu c: „Ja, in gewisser Weise schon“ (Janina P). Häufig wird argumentiert, dass man selbst nicht so gedacht habe, dass es aber schon Personen in der DDR gab, die solche Empfindungen hatten. Es fällt auf, dass in dieser Personengruppe, die derart argumentiert, nur Kinder vorkommen.

Zu d: Unklar: „Ja, ich sehe das auch so. Was heißt Knast? Ich sehe das nicht so, aber wenn ein Staat seine Leute reisen lassen will, dann muss auch die materielle Basis da sein. Das heißt die Devisen, die wir nicht hatten und die bei uns angeblich so knapp waren, die muss ich dann auch zur Verfügung stellen für die Reisenden“ (Volker J und Karsten B).

4.1.4 Hat sich die Sichtweise auf die DDR mit der Zeit verändert?

Die Bejahung bzw. Verneinung dieser Frage, die auf den Wandel von Sichtweisen abhebt, hält sich für die drei Familiengenerationen ungefähr die Waage und in jeder Gruppe von Familienmitgliedern gibt es zwei bis drei Fälle, die unklare Antworten geben. Auffällig ist, dass nur bei den Kindern vier Personen ihre negative Antwort nicht weiter begründen (Janina P, Jochen N, Kristin K, Kerstin E). Bei den Interviewpartnern kommen viele verschiedene Erklärungen für ihre Antworten vor, die sich wie folgt gruppieren lassen:

Ein häufiges Antwortmuster kann in der Aussage zusammengefasst werden: *Ja, die DDR wird kritischer gesehen*. Einige Äußerungen in den Interviews sind: „Also ich war so enttäuscht, ich wusste gar nicht, was ich mein/muss man sich mal vorstellen, ich war nur Lehrer bei meinen Schülern, habe zum Teil auch Marxismus-Leninismus gelehrt aus den Büchern heraus, war also relativ überzeugt und musste dann denen erzählen, dass das alles Schwindel war oder zum Teil eben nicht so

verwirklicht wurde, wie es eigentlich theoretisch geschildert war. Ich meine, Karl Marx ist ja nun weltbekannt mit seinen Schriften und Ideologien, ist ja nicht gleichzusetzen mit dem Kommunismus oder mit dem Stalinismus oder Leninismus, was die praktisch aus diesen Lehren gemacht haben. So muss man das sehen, ja“ (Max M). Der zitierte Interviewpartner sowie die beiden Personen Volker J und Veronika A sind die Einzigen aus der Gruppe der Großeltern, die in dieser Weise argumentieren.

Äußerungen der anderen Familiengenerationen sind: „Auf jeden Fall [habe sich die Sichtweise] relativiert, sonst wäre ich nicht/also mir hat das nicht gefallen, die Demokratie und dieser demokratische Zentralismus, wie es bei uns hieß. Das war er nicht in dem Sinne. Es war immer nur die dirigistische Meinung einer Partei, das hat mir nicht gefallen. Wobei die anderen Blockparteien waren keineswegs anders“ (Ernst O, der Mitglied in der SED war).

„Also jetzt nach der Wende hat sie [ihre Sichtweise] sich wirklich eher negativ noch verändert. Seitdem ich wirklich weiß, was da an Unrecht passiert ist, ich hab viele Bücher gelesen darüber, Filme gesehen und persönliche Lebensgeschichten gehört über Gefängnisse, Freikauf. Und mich interessiert das halt sehr und ich bin auch mit Jugendlichen jetzt schon an solchen, mal in so einem Stasi-Gefängnis gewesen, hab mir diese, hab da Führungen mitgemacht und durch diese ganzen persönlichen Lebensgeschichten der Menschen, da, ja da hab ich erst mal erfahren, was da wirklich losging. Weil wir wurden ja, es wurde ja alles abgeschirmt“ (Ellen A).

„Also, wie gesagt, diese Glocke, die zuvor da über die Bürger gesetzt worden ist in Sachen nichts sagen und ‚Das hab ich nicht gehört‘ und ‚Das darf ich nicht weitersagen‘, diese Verschwiegenheit, was bestimmte Themen angegangen ist und diese Spionage untereinander, was dann nach und nach rausgekommen ist, das hat mich dann schon ein wenig erschüttert. Thema Stasi-Akten. Also das hat mir dann erst die Augen geöffnet, was für ein kranker Verein das letztendlich war“ (Jürgen M). Ähnlich auch Ewald G, Jutta I, Jana H, Katleen F, Kai D.

Das konträre Muster *Ja, die DDR wird heute positiver gesehen* taucht nur dreimal auf. Einmal ist es ironisch gebrochen. „Eigentlich nicht, nein. Im Gegenteil. Wenn ich manchmal so richtig den Rand voll habe und auf Arbeit, ja, wie gesagt, ich arbeite teilweise zehn, elf Stunden und die Jüngste bin ich auch nicht mehr. Wenn ich dann manchmal so richtig die Nase voll hab, oh, ich wünsche mir manchmal die alten Zeiten zurück“ (Evi N).

Jule Q kommt wieder, wie an einigen Stellen in ihrem Interview, auf ihre heutige Mutterrolle zu sprechen: Sie sei inzwischen der Meinung, „dass es in der DDR gar nicht so schlecht gewesen ist [...]. Alleine jetzt schon, dadurch dass ich jetzt auch

ein Kind habe, denke ich wahrscheinlich auch anders.“ Die Kinderbetreuung sei für sie aktuell als Alleinerziehende ein großes Problem.

Karin G berichtet, dass bei ihr ein Bewusstseinswandel stattgefunden habe. Jetzt vertrete sie die Auffassung, dass nicht alles schlecht gewesen sei in der DDR.

Die Interviewpartnerin Marlene E aus der Gruppe der Großeltern bejaht die Frage auch, doch mit der Betonung auf der *Lebenssituation heute*: „Ja, verändert, ich gehe mal davon aus, dass es uns hier in Deutschland gut geht. Insgesamt.“

Bei den Negationen gibt es ein Antwortmuster in der Art *Nein, keine veränderte Sichtweise, weil man gerne in der DDR gelebt hat*: „Nein. Ich sag ja, im Gegenteil, jetzt schneidet die DDR noch besser ab, als wie jetzt Deutschland“ (Martha G).

„Nein. Genau noch so wie früher, ich fand das schön. Die Zeit jetzt gefällt mir nicht“ (Magdalena F). Vergleichbare Antworten finden sich auch bei Mathilda P, Vera O, Erika F, Emil C, Elvira B, Julia C.

Eine extreme Sicht hat Elke E, die ihre wohlwollende Einschätzung der DDR selbst in ihrer Stasi-Akte bestätigt findet: „Also ich sage mal so, negativer ist es [ihr DDR-Bild] nicht geworden. [...] Ich habe auch später mal meine Stasi-Akte durchgesehen. [...] da habe ich es auch wieder andersrum entdeckt, in meiner Stasi-Akte waren ein paar Sachen, wo ich gemerkt habe/wo man mir hätte/also ich habe schon, wie gesagt diese Hochschule [...], wo ich da studiert habe, da durften wir halt keine Westkontakte haben, ich hatte aber welche. Und das ist auch bekannt gewesen, da hat irgendjemand, den ich nicht kannte, einen Haken drunter gemacht und hat gesagt, ‚Ach komm, lass doch die Kleine.‘ Da habe ich es eher positiv [gesehen], da war auch dieser menschliche Aspekt wieder [den sie an der DDR schätzt], den ich ja nicht wusste, aber im Nachhinein in meiner Akte ist es ganz klar zu ersehen gewesen“ (Elke E).

Das gegensätzliche Antwortmuster *Nein, man war schon immer kritisch eingestellt* findet sich nur bei einer Befragten (Eva H): „Nein, ich habe nur auch versucht, meine Kinder da nicht einzubinden. Ich wollte Sie auch nicht in Gewissenskonflikte bringen und, ich meine so als Kinder waren sie denke ich/haben sie eine glückliche Kindheit gehabt so insgesamt. Und die Probleme fingen dann an, wie gesagt, bei meiner Tochter so in der Schule, dann so in der vierten, fünften Klasse wurde es schwierig. Und dann haben sie auch Schwierigkeiten gekriegt, als sie dann an den Demos teilgenommen haben hier in M. [...] Aber da habe ich sie dann auch unterstützt. Und ja, ich denke/also da haben wir jetzt nicht so viel drüber gesprochen, wie gesagt, ich wollte sie nicht beeinflussen, dass sie keine Schwierigkeiten kriegen. Aber ich habe sie auch nicht besonders jetzt in ihrem Klassenstandpunkt gefördert, sagen wir mal (lacht). Sondern sie durften sagen, was sie wollten zu Hause“ (Eva H).

Einige Interviewpartner *reflektieren* bei dem Diskussionsanreiz des Interviewleitfadens, ob bestimmte Entwicklungen wirklich positiv oder negativ sind: „Ich weiß nicht, inwiefern Sie sich jetzt/ Ich weiß es gab damals Gutes und es gibt heute/ Die Freiheit ist natürlich wunderbar, aber unsere Kinder wie die heute erzogen werden, unsere Enkelkinder, sie haben alles, sie kennen gar nicht, dass Sie sich einschränken müssen, das war für die Kinder viel gesünder. Unbedingt“ (Maria L).

Eine Befragte (Else I) berichtet über einen anderen Aspekt. Eigentlich könne sie sich gar kein Auto mehr leisten. „Aber ich brauche es ganz einfach, weil bei uns keine Möglichkeiten, bei uns wir haben keinen Arzt mehr, wir haben keinen Pfarrer mehr, wir haben kein Kreditinstitut mehr, müssen wir bis A eine Stunde laufen. Und da brauchst du das [Auto] ganz einfach, geht gar nicht. [...] Nein verändert kann ich nicht sagen, ist halt so. Es ist halt so gekommen, es war vielleicht auch richtig so, es ging ja auch so nicht weiter, denke ich, aber. Die Wende war ja auch sehr anstrengend. [...] Das ist halt alles ein bisschen, die Wende war, vielleicht war es gut so. Ein bisschen übereilt würde ich sagen.“ Ähnlich Elsbeth K, Karsten B, Kevin R.

Es wird auch berichtet, dass sich nicht nur die Sicht auf die DDR verändert habe: „Ich glaube schon, wenn die DDR geblieben wäre, hätten wir ja sicherlich nicht so ein offenes Internet und solche Informationsquellen im Internet zur Verfügung [...]. Ich denke aber auch und das zeigt eigentlich die Zeit. Wir schimpfen immer alle, wir wurden überwacht, wir wurden abgehört, wir wurden sonst was. Wenn ich mir heutzutage die Nachrichten angucke und ich meine egal wann. Es ist eigentlich kein bisschen anders, nur dass es nicht der eigene Staat ist, sondern weiß ich die USA oder wer auch immer da hinten dranhängt. Eigentlich hat sich nichts verändert“ (Janett L). Ähnlich Elena L und Katharina A.

4.1.5 Inwieweit lässt man sich in seiner Meinung nicht beirren?

Es wurde weiterhin nachgefragt, inwieweit man sich in seinen Einschätzungen der DDR nicht beirren lasse. Es können wieder vier Muster aufgrund der Häufung von Antworten unterschieden werden:

- a) Einmal beziehen viele Interviewpartner ihre Antworten auf ihr *Leben* in der DDR, das sei positiv gewesen, man war zufrieden und darin lasse man sich nicht beirren!
- b) Eine andere Sichtweise ist, dass *allgemeine Gesichtspunkte* (Probleme und Defizite) der DDR-Gesellschaft angeführt werden, deren Einschätzung nega-

- tiv ausfällt: Die DDR war in verschiedener Hinsicht schlecht und darin lässt man sich nicht beirren!
- c) Die DDR war *schlecht*, das musste oder konnte man aber erst nach der Wende zur Kenntnis nehmen und akzeptieren.
 - d) Beim vierten Meinungsmuster wird seitens der Gesprächspartner betont, dass man durchaus seine/ihre Meinung *revidieren* könnte, weil man nur über einen eingeschränkten Erfahrungsschatz verfügt.

Zu a: „Die DDR war unsere, unser Aufbau und da weiß ich nicht. Das war eben so das Leben bei uns hier. Das war nicht schlecht“ (Martha G).

„Ja, ich möchte sagen, das kommt vielleicht darauf an, wie es jeder erlebt hat. Oder wenn, ja und um welche Situation es geht und so weiter. Es gibt, ich möchte sagen, meine Meinung zur DDR, uns ist es nicht schlecht gegangen, wir haben unsere Arbeit gehabt“ (Martina C)

Elfriede Q lässt sich in vielem mit ihrer positiven Einschätzung nicht beirren, wobei immer der Vergleich zu Bewertungen der heutigen Situation gezogen wird: „Also ich lasse mich im Bildungswesen nicht beirren, das ist katastrophal gerade; ich lasse mich in der Kinderbetreuung nicht beirren, die zum Teil Aufbewahrung ist, was ich bei meiner [Enkelin] im Kindergarten so an Beschäftigung [Fachkräftemangel und Verpflegung der Kinder sehe], was schrecklich ist. Ich lasse mich mit Pionierorganisation oder FDJ nicht beirren“, die sinnvolle Freizeitangebote machten und sie zählt noch die Frauenemanzipation auf.

„Ja, ich würde sagen, es war, es war einfach und bequem damals zu leben und das hat damals nicht so viel Anstrengung gekostet wie heute, dass heute [ist] anstrengender. Die damalige Zeit, gut ich, ich sehe das jetzt ein bisschen romantisch. Man hat die Kinder groß gezogen und das lief alles ziemlich geradeaus“ (Ewald G). Ähnlich Magda H, Magdalena F, Martina C, Evi N, Effie M, Erika F, Elke E, Ellen A, Julia C; es ist überwiegend ein Meinungsmuster älterer Gesprächspartner.

Zu b: Die Interviewpartnerin Eva H lässt sich nicht beirren: „Wenn jemand die DDR glorifiziert. Solche Sätze, ‚Es war doch nicht alles schlecht‘, finde ich eigentlich total daneben. Weil, wie gesagt, das was gut war, hatte aber einen ganz anderen Hintergrund, als wir heute etwas Gutes ansehen würden. Gut war, ja gut, dass niemand arbeitslos war, aber das lag auch daran, dass die Betriebe überhaupt nicht wirtschaftlich arbeiten mussten. Da ist es einfach, allen Arbeit zu geben. Oder natürlich war es gut, dass die Mieten so niedrig waren, aber das lag auch daran, dass die Häuser nicht saniert wurden. Wenn ich mein Haus nicht saniere, kann ich natürlich eine preiswerte Miete leisten. Und was weiß ich, gut war natürlich auch,

dass die Kindergartengebühren nicht so hoch waren wie heute. Das heißt, wir haben ja damals glaube ich gar nichts bezahlt, aber dafür wurden die Kinder eben auch von Anfang an infiltriert. Das heißt also, ich habe dann immer gleich ein Aber für das, was gut war“ (Eva H). Ähnlich Maria L, Marianne K, Volker J, Jürgen M, Jana H.

Zu c: Max M beschreibt seine veränderte Sichtweise mit den Worten „... waren wir beide [seine Frau und er] wahrscheinlich die einzigen immer, die so ein bisschen stärker die DDR verteidigt haben als alle anderen. Aber wir mussten uns ja im Prinzip nach der Wende geschlagen geben, denn die Leute hatten im Innersten ja Recht.“.

„Also ich sehe es einfach so, dass, dass es nicht weiter so gegangen wäre, über, egal was geworden wär, wenn jetzt nicht so die Wende gekommen wäre, aber dieses ganze Leben so mit den ganzen Subventionen und so, das wäre nicht, nicht viel länger gegangen. Denke ich, das war schon grenzwertig. Und da kann ich das einfach auch jetzt nicht, manche die sich das zurückwünschen und/oder sagen ‚Mensch, wie gut ist es uns damals gegangen‘ und so. Das, da sag ich einfach, und ich weiß auch, dass es damals nicht so war, das viele anders, aber wie es immer so ist, das Schöne behält man und das Andere vergisst man und ja, ja“ (Elsbeth K). Auch Janina P.

Zu d: Vor allem die Kinder sind konzessionsbereit bei ihren Einschätzungen, was häufig verbunden wird mit dem Hinweis, dass ihr Erfahrungshintergrund eingeschränkt sei. Symptomatisch ist eine Aussage wie: „Ich glaube man ist als Wendekind, kann man fast sagen, man hat es nicht wirklich miterlebt, von daher ist es sowieso schon schwierig sich eine Meinung zu bilden. Außerdem ich bin nie so ein Fan von der späten deutschen Geschichte gewesen, also mich hat es als Pubertierende nicht großartig interessiert“ (Katleen F). Ähnlich Jan O, Jochen N, Kristin K, Kerstin E, Kai D, Karsten B und Jule Q.

4.2 Einschätzungen der heutigen Berichterstattung über die DDR

Ein anschließender Fragebereich in den Interviews bezog sich auf die heutige Berichterstattung über die DDR. Ist sie zu viel und wird sie als zutreffend angesehen?

In Bezug auf die Frage, ob *zu viel* über die DDR berichtet werde, zeichnen sich keine eindeutigen Antwortmuster ab. Die Meinungen decken ein weites Spektrum

ab. Beispiele sind: „Nein, eher zu wenig. Wobei ich da, vor ein paar Jahren, auch noch anders dachte. Also jetzt/ Ich weiß nicht/ Also wenn hier etwas kommt, sagen wir mal von Sachen, die wir als DDR-Bürger nie erfahren haben. Sagen wir mal die/Nehmen wir jetzt so ein ehemaliges Stasi-Gefängnis. Machen sie eine Doku darüber. So etwas gucke ich mir heute noch an. Weil das sind Sachen, die haben wir/selbst wir ja nicht erfahren“ (Effie M).

Eine völlig entgegengesetzte Auffassung vertritt Elmar D: „Eigentlich nein, aber es interessiert kein Schwein mehr.“

„Also im Moment, also mittlerweile eigentlich nicht mehr finde ich. Es gab mal eine Zeit, da kamen da ziemlich viele Sendungen und Musik und was weiß ich alles aus der DDR, das, ja ist für mich ehrlich gesagt nicht so interessant, weil ich mich damit nicht identifizieren kann, und ja sowas gucke ich auch und dann ist mir das zu viel“ (Marlene E).

„Ja, also das ist manchmal für die Leute, die hier gewohnt haben, ist das beleidigend. Laufend DDR und wie gesagt und das ist auch übertrieben, ob gerade Filme gedreht werden, das ist übertrieben. Und das ist immer wieder wird man eben, jetzt ist Jahrestag, der 25. Jahrestag und das und dann. Also das ist übertrieben, das sollte man/ Man beleidigt die Bürger irgendwie durch die Übertreibungen. Durch Übertreibungen werden die Bürger beleidigt“ (Volker J). Es wird in dem Interview jedoch nicht deutlich, worin eigentlich nach Meinung des Interviewten die Übertreibungen bestehen.

„Ja, so viel Schlechtes. Denn alles war doch nicht schlecht“ (Magdalena F).

Einen völlig neuen Gesichtspunkt, der in keinem anderen Interview auftaucht, spricht Manfred R an: „... jetzt bringt man ja sehr viel vom MDR rückblickende Sendungen, die aus DDR-Zeiten, Musik, und, und, und [bringen]. Da sage ich zu meiner Frau: ‚Die Dinge kennen wir fast nicht, weil wir nur Westen geguckt haben.‘“

Die Großeltern stimmen der Aussage, dass *zu viel* berichtet werde, etwas stärker zu.

Gewünschte *Schwerpunkte* bei der Berichterstattung sind eindeutiger zu identifizieren: Der *Alltag jenseits der Politik*, das ‚normale Leben‘ *fern der Sphäre des Politischen* solle stärker berücksichtigt werden, denn durch eine Konzentration auf „Konfliktthemen“ werde die DDR schlechter dargestellt als die Mehrheit der Interviewten sie in Erinnerung habe. „Also es wird sehr viel quasi über die Stasi berichtet. Dann wird weniger, meiner Meinung nach, dargestellt wirklich wie das private Leben in der DDR war. Es wird vielmehr eher auf diese ganzen Konfliktthemen angesprochen, zum Beispiel politische Verfolgung und so weiter oder auch die Stasi. Ich fände es vielleicht gut, wenn man auch ein bisschen her-

vorhebt, dass es an sich ein guter Ansatz war in der DDR, dass die Menschen mehr miteinander geteilt haben, mehr Solidarität hatten“ (Katharina A).

„Naja, Berichterstattung [...]. Eigentlich denke ich, man kann das auch irgendwann mal ruhen lassen, weil das ist jetzt 25 Jahre her, also es gibt viele Filme über die DDR, die sind zum Teil richtig und zum Teil nicht richtig. Also ich glaube zum größeren Teil nicht richtig, ja, ich sage mal so ein bisschen die rote Ecke ange/dieses politische. Aber man/also man lebt ja so vor sich hin, man lebt ja jeden Tag, man denkt ja nicht jeden Tag an Politik und man ist ja auch nicht jeden Tag in Politik involviert“ (Elke E).

„Also zu mindestens eben das, was das eben für den ganz normalen DDR-Bürger vielleicht auch wichtig war. Dieses durchaus auch familiäre und Freundschaft. Man hatte große Freundschaften, denke ich mal, die wurden sehr gepflegt. [...] das, was uns zusammengehalten hat, darüber wird wenig berichtet, denke ich mal“ (Elena L).

„Man sollte vielleicht mal so eine Reportage machen“, merkt Jule Q an, „was man alles in der Nachzeit [sic!] schlecht geredet hat, was in der DDR dann vielleicht doch gut war.“

Ob die Berichte *zutreffend* sind, wird kontrovers gesehen: „Weil so viele kennen auch nicht, die Journalisten oder so, wer nicht da gelebt hat, der kann es auch gar nicht so sagen, die können sich zwar erkundigen, aber so nachvollziehen kann das nur jemand, der das früher erlebt hat. Sonst würde ich sagen, kann das niemand. [...] Aber ich muss sagen von der Politik halte ich mich ein bisschen raus, ob das jetzt ist oder früher, dann schalte ich immer weiter. Ich guck mir das nicht an, muss ich ganz ehrlich sagen“ (Else I). Wenn das zuträfe, wäre jede Geschichtsschreibung von Nachgeborenen und Ausländern obsolet.

Die Berichterstattung sei „zu sehr Mainstream, also zu wenig eigentliche Diskussionsmöglichkeit. Das ist mir alles zu einseitig gefärbt. [...] Naja, wenn sich jetzt jemand hinstellt und sagt, das und das war gut in der DDR, eigentlich hatten wir die und die Sache doch richtig [gemacht] oder wir waren doch auf einem guten Weg, wenn er auch vielleicht nicht richtig umgesetzt wurde, aber alles was irgendwo positiv ist, wird man entweder sofort als rote Socke oder als rückschrittlich oder keine Ahnung habend [dargestellt]“ (Edith R).

„Also von Seiten der Journalisten, ja. Da habe ich also wenig anzumerken. Wenn ich natürlich bei uns in der [Zeitung] manchmal so Wortmeldungen und so Leserbriefe lese, dann bin schon manchmal erschrocken, dass manche wirklich noch total in dieser DDR-Mentalität drinstecken“ (Eva H).

„Naja, es ist sicherlich sehr unterschiedlich, nicht? Also die DDR kriegt immer ihr Fett weg. Das geht mir schon manchmal auf die Nerven, wo ich dann denke

„Ja, jetzt ist doch gut!“ Wie gesagt, wir kommen immer wieder auf diese Stasi-Sachen zu sprechen und ja, wie gesagt, in meinem Leben hat das nicht stattgefunden. [Obwohl sie nach der Wende feststellen musste, dass sie eine Stasi-Akte hat und zeitweise mit einem IM liiert war.] Ja, wo ich dann denke „Ja ist doch gut, der Westen hat genauso schlimme Sachen.“ Andererseits hier habe ich dann im Nachhinein, habe ich mich mal im Internet kundig gemacht, wie so Kinderheime und so in der DDR waren. Also da haben mir die Haare zu Berge gestanden“ (Elke E).

„Na entweder, es werden lauter Leute interviewt oder es kommt irgendwas, die erzählen, wie gut doch die DDR war und es werden Ostprodukte beworben und wie schön das alles war. Oder es wird halt nur, gerade im kirchlichen Umfeld nur die Phase der, vor der Revolution quasi betrachtet. Wo alles ganz furchtbar war“ (Jana H).

„Nein, also in, in, in manchen Filmen und so finden wir uns dann wieder. Das finden wir doch sehr interessant. Dann gucken wir uns das auch sehr gerne an. Ich meine manches ist überzeichnet, aber vieles finden wir schon, dass es so realistisch dargestellt wird, und das ja, ist schon mal schön wieder so zu sehen“ (Elsbeth K).

„Es wurde alles schlecht geredet, ist ja gar nicht so. Alles kann man nicht schlecht reden, weil, es war nicht alles schlecht. Weil dann können wir ja auch wieder sagen, was jetzt ist, da gibt es auch schlechte Sachen. Ja, ist doch so“ (Erika F).

4.3 Gespräche in den Familien über die DDR

4.3.1 Schweigen und/oder Gespräche in den Familien

Der Journalist Robert Ide, 1975 im sächsischen Marienberg geboren, schreibt, dass die Emanzipation seiner Generation von den Eltern in Ostdeutschland in den 1990er Jahren kein Protest, kein bohrendes Nachfragen gewesen sei, wie es von den westdeutschen 68ern und ihren Nachfolgern überliefert werde. „Es ist ein stilles, beharrliches Andersleben, ein Selbermachen ohne Erklärung“ (Ide 2007, S. 145f.). Er sieht historische Wurzeln dafür, denn das „Schweigen, um keinen Schaden anzurichten“ (S. 80), das habe man als Schüler in der DDR schnell gelernt, und bis in die Gegenwart werde es im Verhältnis zu den älteren Mitmenschen angewendet. „Tante, warst du bei der Stasi?“ (S. 139), das werde nicht gefragt, weil man sich vor den Konsequenzen fürchte. „Denn was wäre wenn? Moralische Urteile wären zwar schnell bei der Hand, aber fällt man sie auch über jene, die einem am nächsten stehen? Darf man sich wirklich eine Meinung bilden über Ent-

scheidungen, die unter Umständen getroffen wurden, die man zu Schulzeiten bestenfalls erahnen konnte?“ (S. 140). Es werde gegenüber den Eltern aus Rücksicht geschwiegen. „Um sie nicht zu verletzen, lernte man, Befindlichkeiten zu meiden, Diskussionen gar nicht erst aufkommen zu lassen. Die doppelte Sprache aus DDR-Zeiten, auch das Schweigen über offensichtliche Dinge – nun waren sie wieder nützlich“ (S. 145), um unliebsame Themen und nicht beherrschbare Konflikte in den Familien gar nicht erst aufkommen zu lassen. Dabei hätten sich die Generationen voneinander entfernt, weil Diskussionen als Bedrohungen empfunden würden.

Wir haben die Vermutung Ides als Diskussionsanreiz in den Interviews verwendet. Das Zitat über das *Schweigen* in ostdeutschen Familien wird häufig von den Gesprächspartnern nicht richtig als Schonung der Älteren verstanden. So wird zustimmend geäußert, die Jüngeren *sollten schweigen*, weil sie aufgrund fehlender Erfahrungen *gar nicht mitreden können* (Maria L). Oder es wird betont, dass es keine Diskussionen zwischen den Familiengenerationen gebe, doch die Gründe dafür bleiben im Dunkeln: „Also die haben ihre eigenen Probleme und da wird über die Vergangenheit gar nicht gesprochen. Bei uns nicht“ (Magdalena F, ähnlich auch Martha G).

Das Schweigen in der Familie wird teilweise auch nicht als ein Phänomen der Wendezeit identifiziert, sondern es wird als allgemeines familiäres Charakteristikum der DDR-Zeit genommen. „Also wir haben da auch nie irgendwie/was hätte man ändern können, wären sie damals abgehauen oder. Also solche Gespräche sind da nie aufgekommen. Es war eben einfach, die [Eltern] haben sich wohl gefühlt, ja. Es war halt so“ (Evi N).

„Nein, nein. Weil wir auch wenig Zeit hatten. Wir haben nach Feierabend noch Tiere gehalten und da haben wir noch so vieles gear/um noch ein bisschen Geld dazuverdienen und so. Und da hatten wir auch gar nicht so viel Zeit für Gespräche gehabt, wissen Sie?“ (Marianne K).

Eine Person (Ewald G) umschreibt die fehlenden Diskussionen in seiner Familie kurz und im Kontext der Familiengeschichte (vgl. Kapitel 3.2.2) sehr prägnant: „Nein, es wurde, es wurde ausgeschwiegen.“

In einer Familie, in der der Großvater Michael Q heute das Fehlen einer Diskussionskultur als gravierenden Mangel der DDR schildert, wird das von seiner Tochter Elfriede Q in gewisser Weise lebensweltlich illustrierend bestätigt. Obwohl ihr Vater manche „politische Eskapaden in der DDR“ mitgemacht habe (was das bedeutet, wird nicht näher ausgeführt), war vieles durch ihre Eltern „gesetzt“. „Was vom Staat oder was offiziell in der Schule geboten oder verkündet wurde, das wurde jetzt nicht diskutiert Zuhause, wie in manchen Familien. Das war im

Prinzip gesetzt, also da gab es keine unterschiedliche Auffassung. [...] Das war halt das Land und das war das System und da hatten meine Eltern jetzt auch nicht die Absicht uns mit irgendwelchen Dingen, die sie vielleicht im Kopf gehabt haben, was ihnen nicht gefallen hat, vor uns zu diskutieren.“

Außerdem liegen in den Interviews Hinweise dafür vor, dass es schon Themen gibt, die Ide gerade mit seinem Votum im Sinn hat, über die aus welchen Gründen auch immer, in den Familien bis in die Gegenwart geschwiegen wird. Beispiele hierfür sind:

- Äußerungen einer Person, die eine IM-Tätigkeit nahelegen, die anscheinend die anderen Familienmitglieder nicht kennen.
- Die Vermutung einer Person, dass ein enges Familienmitglied IM gewesen sein könnte (es wird auch ein konkreter Anlass geschildert, der diesen Verdacht stützt), und diese Person deshalb davor zurückschreckt, ihre Stasi-Akte zu lesen. „Ich tu mich auch schwer meine Akte anzufordern, um dann vielleicht wirklich nachzulesen, dass X da Informant war.“
- Die Mutmaßung das eigene Kind sei „wohl“ in der Partei gewesen, die man so interpretieren muss, die interviewte Person (selbst SED-Mitglied!) weiß es nicht oder vielleicht will es auch gar nicht wissen. Auf jeden Fall wurde wohl bis heute nicht nachgefragt.
- Der Wunsch eines Interviewpartners, mal die Stasi-Akte von Familienmitgliedern zu lesen, und die Annahme, dass das Familienmitglied Y „in der Partei“ war, „anders kann ich mir das nicht erklären“. Doch davon solle man im Interview mit Y bloß nichts erzählen.
- Die Aussage einer Person, dass sie von einer Westreise nicht in die DDR zurückkehren und damit ihre Angehörigen, samt Kind, verlassen wollte. Sie konnte nur durch vehementes Zureden von Verwandten davon überzeugt werden, ihren Wunsch nicht zu verwirklichen. Davon wisse nur eine, inzwischen verstorbene Person in der Familie, die anderen haben bis heute nichts davon erfahren. (Aus naheliegenden Gründen wird an dieser Stelle auf jegliche identifizierenden Hinweise auf die Interviewpartner verzichtet.)

In den Äußerungen wird Ides Zitat häufig genutzt, um über unterschiedliche *Formen des Schweigens* zu reflektieren, beispielsweise das Schweigen, weil die DDR schon so lange verschwunden sei und insbesondere die Jüngeren kaum mehr berühre. „Ich sage mal, es wird gerade jetzt auch nicht mehr groß über die DDR gesprochen, weil das einfach auch zu lange her ist“ (Jutta I).

„Ja es wird mal eins erzählt über die DDR, aber wie gesagt ich halte mich da meistens raus, weil ich bin mehr so ein Mensch, ich blicke in die Zukunft. Klar die DDR gab es auch mal und ich habe es auch mal gehabt, ich habe es mir auch alles angesehen und so weiter, aber dann war es das auch.“ Doch es folgt noch eine Begründung, die nicht die Schonung der Älteren in den Blick nimmt, sondern die Vermeidung von Konflikten: „Also ich mische mich bei solchen Diskussionen auch nicht ein, weil ich finde meine Großeltern denken manchmal zu konservativ und deswegen halte ich mich da meistens raus bei solchen politischen Themen“ (Klaus J).

Übereinstimmendes schildert ebenfalls eine Interviewpartnerin. Bestimmte politische Themen bespricht Eva H mit ihrer Mutter nicht mehr, um sie zu *schonen* oder um Diskussionen zu *vermeiden*. Ähnliches erwähnt auch die Tochter Jana H.

Über eine verwandte Vermeidungsstrategie berichtet ein anderer Befragter: „Na ja, es wird dann doch aufgegriffen ‚In der DDR war alles besser‘ und da werden dann die Themen wieder heraus gekramt. Zum Beispiel meine Cousins haben keine Jobs beide oder haben einen Job und manchmal wieder nicht. Damit ist dann wieder dieses Jobthema da: ‚Damals in der DDR war alles besser.‘ Na ja und so. Und dann weiß ich mittlerweile, dass ich mich da einfach heraushalte und das ist gut, weil ich brauche mich eh nicht aufzuregen, weil ja. Wahrscheinlich liegt es auch meistens am eigenen Fleiß ein bisschen“ (Klaus J).

Aus der Sicht der Großeltern erzählt Mathilda P einen vergleichbaren Sachverhalt etwas drastischer: „Das stimmt! Die Jugend, die wollen das gar nicht mehr wissen. Ja. Die sagen dann immer: ‚Oma, das sind alte Kamellen, die kannst du stecken lassen‘“ (Mathilda P).

Auch wird konstatiert, dass das Thema einfach *generell* an Interesse eingebüßt habe: „Relativ selten [wird in der Familie darüber geredet]. Also mittlerweile finden mehr so aktuelle politische Diskussionen statt“ (Klaus J).

„Ich sage mal, es wird gerade jetzt auch nicht mehr groß über die DDR gesprochen, weil das einfach zu lange her ist. Ich sehe immer meinen Vati, seit seinem Unfall [...] der kann sich sowieso an nichts erinnern, also wenn ich den jetzt zu früher irgendwas frage, der weiß von nichts. Aber ich sage mal nach der Wende, es wurde eben eher sage ich mal über das Neue gesprochen. Dass eben eher wirklich, was neu ist, wo man auf einmal hinreisen kann, ja, das ganze Leben wurde ja neu“ (Jutta I).

Acht Großeltern, zwölf Eltern und elf Kinder berichten hingegen von *Gesprächen* innerhalb der Familien und betonen, dass über *alles* diskutiert werde: „Ja, wir haben über alles gesprochen“ betont der Interviewpartner Emil C. Und seine Stieftochter sagt: „Das Gespräch geht schon ab und zu auch in die Vergangenheit.

Ich kann nicht bestätigen, dass man das mit Absicht irgendwie tot schweigt. Weil, wie gesagt, ich habe positive Erinnerungen und wenn es denn negative geben würde, könnte ich mir schlecht vorstellen, aber, dass man vielleicht ungern drüber redet oder so und dass man, wenn man weiß, okay, der andere hat auch negative Erlebnisse gehabt, dass man das vielleicht auch nicht so anspricht oder so. Aber das kann ich jetzt für unsere Familie eigentlich nicht bestätigen“ (Julia C).

„Also in unserer Familie wird sehr viel über die DDR gesprochen, also besonders meine Mutter ist jetzt sehr interessiert zur Zeit an der ganzen Thematik, denn sie sagt: Ja sie hat früher, als sie in der DDR gelebt hat, viele Dinge einfach nicht erfahren können, weil darüber nicht berichtet wurde, wie zum Beispiel diese politische Verfolgung. Das war einfach kaum möglich, damals Informationen darüber zu bekommen. Und deswegen möchte sie jetzt, im Nachhinein wenigstens, alles wissen was wirklich passiert ist in der DDR. Mein Vater ist ein bisschen ausgewogener würde ich sagen“ (Katharina A). Die Mutter selbst erklärt: „Man, man kann das nicht verschweigen und man muss den Kindern schon erzählen, wie das wirklich war, wie man das erlebt hat. Naja, woher sollen sie das sonst wissen und also es muss, muss einfach mehr darüber gesprochen werden, um damit halt auch die Demokratie bewahrt wird und nicht wieder abgeleitet“ (Ellen A).

Jule Q versteht das Zitat von Ide gar nicht: „Wenn ich meiner Mutter Fragen gestellt habe über die DDR, warum sollte ich sie da verletzen irgendwie? Nein, das war bei uns nicht so.“

Die folgende Äußerung kann man auch als Reflexion über historisch-politische Dialoge in der Familie ansehen, weil es darum geht, ob es sich um eine ‚Bring-‘ oder eine ‚Holschuld‘ handelt: „Also ich glaube schon oder beziehungsweise ich habe im Laufe der Jahre gemerkt, je älter man wird, desto mehr fragt man irgendwie. Das vieles mir meine Eltern noch nicht erzählt haben, aber nicht weil sie nicht wollten, sondern weil ich einfach nicht nachgefragt habe“ (Katleen F). Die Mutter Erika F stellt es so dar: „Wir haben über früher gesprochen und über jetzt. Und total zwanglos.“

Michael Q kommt zu dem Fazit: „Was sollte man verschweigen und was nicht? [...] es weiß jeder von mir, wie ich politisch gedacht habe und denke und ich kann das vor meinen Kindern durchaus formulieren.“ Seine Tochter Elfriede Q sagt zu Gesprächen mit ihrem Vater: „Im politischen Sinn [...] unterhalten wir uns eigentlich heute viel mehr als früher – muss ich sagen.“ Sie habe in ihrer Jugend andere Interessen gehabt.

Weitere Beispiele von Familien, in denen, übereinstimmend von unterschiedlichen Familienmitgliedern, Dialoge erwähnt werden, sind Elena L, Janett L; Kars-

ten B, Elvira B, Martin B; Vera O, Jan O; Max M, Jürgen M; Elke E, Marlene E; Jule Q, Elfriede Q, Michael Q; Kevin R, Edith R, Manfred R.

Anlässe für Gespräche sind einerseits Familienfeiern, aber auch einfach gemeinsame Mahlzeiten oder aber Schulaufgaben: „... wenn ich im Unterricht Staatsbürgerkunde gerade irgendwas hatte, was ich nicht richtig verstanden hatte, wusste aber, dass da früher oder später eine Arbeit drüber geschrieben wird oder wenn ich selber mit mir im Zwiespalt war. Ich hatte diese Meinung für mich zu einem Thema, aber mein Vater hat gesagt: ‚Nein, das stimmt so nicht. Das war ganz anders. Und das ist alles ganz schlecht.‘ Ja, was machst du denn. Dann bin ich zu irgendjemand hin, meistens war es meine Mutter und habe nachgefragt: ‚Mutti, wie siehst denn du das? Ist es denn so?‘ ‚Nein, dein Vater übertreibt wieder maßlos.‘ Das war dann meistens die erste Antwort und dann hat meine Mutter mit ihrem Halbwissen und so haben wir uns gemeinsam denn so durchgewurschtelt“ (Janett L).

Die Kinder erwähnen den *Einfluss* der Älteren, bei der Ausbildung ihrer Meinungen: „Meine Eltern hatten eigentlich immer großen Einfluss“ (Janina P).

Es gibt aber auch Aussagen, dass der Einfluss nicht sehr groß gewesen sei: „Ich sage mal, oh Gott ja, also besonders hat mich eigentlich gar keiner beeinflusst. Ich habe viel von meinen Eltern und Großeltern darüber gesprochen, aber ich habe mich auch nicht so wirklich beeinflussen lassen meistens. Ich habe auch eine eigene Meinung so ein bisschen. Eigentlich keiner, also keiner der wo ich jetzt sagen würde unbedingt das war mein Vater oder meine Mutter oder das war meine Oma, das waren eigentlich alle so ein bisschen“ (Klaus J).

„Ja [die älteren Familienmitglieder haben], schon einen sehr starken Einfluss. Gerade jetzt als die Geschichte [des Familienbetriebes] nochmal so aufkam, mit der Enteignung. Also letztendlich fühl ich mich der ganzen Sache auch ein Stück weit, ja verpflichtet dazu, also ja wie ist es jetzt wirklich gewesen. Also sie haben schon einen starken Einfluss auf mich, ja. [...] Da würde ich meine Eltern drüber setzen, also Position eins. Und danach dann auch so die Freunde, quasi Gleichaltrige und danach sowas wie Schule und genau. Aber die Medien sind an Position drei zu setzen“ (Karin G).

Als *Bezugspersonen* von Erzählungen werden immer wieder die Eltern und die Großeltern genannt. „Beim Mauerfall war sie [seine Mutter] 19, genau und Vereinigung dann 20. Und tja, ich weiß nicht, ich wollte dann eher so die Meinung meiner Großeltern hören, weil sie halt länger da gewohnt haben. Weil, sie haben halt wirklich so für mich den größeren Überblick gehabt, über das Ganze. Deswegen rede ich darüber dann lieber mit meinen Großeltern. Wie ich über das Studium zum

Beispiel lieber mit meiner Mutter rede, weil das einfach mehr, für mich bessere Informationen bietet“ (Karsten B).

„Also wenn ich frage, habe ich eher immer meine Eltern gefragt, als meine Großeltern. Und zwischen meinen Eltern? Ich glaube hauptsächlich rede ich sowieso mit meiner Mutter darüber. Und Unterschiede zwischen meinen Eltern gibt es da nicht. Die Erzählungen ähneln sich da schon sehr“ (Katleen F).

„Ach [ich] denke ja, also meine Mutter hatte ein wesentlich kritisches Bild und hat das auch an uns übertragen. Und mein Bruder, also mein Bruder ist zwei Jahre älter als ich, und der hatte schon Staatsbürgerkunde, ich hatte das nicht mehr, und der ist wohl gleich aus der ersten Stunde rausgeflogen, weil er gesagt hat ‚Die DDR ist ein Unrechtsstaat‘, oder irgend sowas. Also das sind schon Dinge, die uns von zu Hause nicht mitgegebenen wurden, aber die uns also, das war halt einfach nicht so, dass es verboten war, das zu sagen. Und wenn, ich hatte einen Klassenkameraden, den ich eigentlich sehr mochte, aber mit dem durfte ich nicht viel Kontakt haben, weil der Vater irgendwo in der Parteispitze war“ (Jana H).

„Nein. Ich muss auch zugeben, mit meinen Großeltern habe ich am wenigsten über die DDR gesprochen“ (Kristin K).

Als *Themen* der Gespräche werden hauptsächlich wieder Gesichtspunkte des alltäglichen Lebens erwähnt. „Aber da sind das, da sind das keine politischen Fragen, das sind höchstens, ja vielleicht in Ackerbau und Viehzucht“ (Martha G). Aussagen wie die folgende treten eher selten auf. „Ich habe gesprochen, warum die Mauer kam oder wieso von einem Tag auf den anderen die Familie getrennt war, denn eigentlich nur die Familie mütterlicherseits blieb hier und die ganzen Geschwister meiner Großmutter sind alles entweder Westberliner oder in Westdeutschland, die Familie war ja strikt getrennt. Ich wollte wissen, was die Ursachen und Gründe dafür waren und wenn alles so schlecht war, wieso es dann so viele Leute gab, die die DDR wollten“ (Janett L).

Seltener werden explizit politische Themen, wie in der folgenden Erzählung angesprochen. „Ja, zum Beispiel Wahlen, das hat mich damals schon interessiert. Ich bin dann mit meiner Mutter zur Wahl gegangen und meine Mutter hat mir erklärt, das ist gar keine richtige Wahl. Das war auch eine relativ gefährliche Information. Als Kind, als neunjähriges Kind. Und erklärte mir, dass das eine Straftat ist, weil man kann eh nur das eine Kreuz eigentlich setzen“ (Jana H).

Typischer sind Äußerungen wie zum Beispiel: „Also wie gesagt, ähnlich wie die Eltern auch. Also im Prinzip, wir haben über die positiven Dinge gesprochen eigentlich und es wurde nicht irgendwie geschimpft, nicht jetzt da. Also wir waren im Prinzip aus meiner Sicht waren wir eine zufriedene Familie und so und da wurde

im Prinzip auch nicht auf den Staat oder wie auch immer geschimpft. Das kann ich im Prinzip so berichten“ (Julia C).

„Ja. Ja ich habe viel mit meinen Eltern darüber gesprochen. Ich hatte unter anderem auch an der Universität mal ein Seminar, das hieß ‚Das Leben in der DDR – Die Kinder von Karl Marx und Coca-Cola‘ hieß das. Genau und da ging es vorrangig auch um den Lebensalltag, über die Arbeitswelt und so weiter und ja, das hat mich einfach interessiert das mehr zu verstehen“ (Katharina A).

4.3.2 Was wurde an die nachwachsenden Familiengenerationen vermittelt?

Im Interview wurde gefragt: „Wenn Sie einmal zurück denken, als Ihre Kinder zwischen 10 und 18 Jahre alt waren; welche guten Ratschläge haben Sie ihnen gegeben, wie sie sich im Alltag verhalten sollten?“ Die *Ratschläge* oder auch Lebensweisheiten, die zwischen den Familiengenerationen vermittelt wurden, sind zum großen Teil klassische bürgerliche Tugenden, die jedoch im Kontext der DDR manchem Interviewten u.E. zu Recht erklärungsbedürftig erscheinen. Zum Beispiel wird die Tugend, stets die Wahrheit zu sagen, mit den folgenden Ergänzungen erwähnt: „Nicht schwindeln. Das ist zwar blöd, das zu sagen jetzt, weil wir mussten ja alle schwindeln in der DDR, aber das war ein anderes Level irgendwie, wissen Sie, wie ich meine? Das war/das wusste jeder. Das wusste einfach jeder, das war/dass das nicht ernst ist, was du da erzählst“ (Erwin P).

Andere Tugenden, die erwähnt werden, sind:

Etikette: „Ja, höflich sein, keine Frage. Also eigentlich das Althergebrachte. Höflich, freundlich, hilfsbereit, so, ja das ist noch alles DDR“ (Emil C, auch Ernst O).

„Was gibt man so den Kindern mit. Bleibt schön sauber, haltet euch von allem anderen fern. Ich sage mal, meine Kinder, da war das ja noch nicht alles so mit den Drogen und alles. Bei uns hier jedenfalls war das noch nicht so. Da brauchte man eigentlich keine Angst zu haben“ (Mathilda P).

Ehrlichkeit: „... was ich meinen Kindern beigebracht habe ist, und das ist eines meiner Prinzipien: ‚Verhalte dich so, dass du dich morgens im Spiegel angucken kannst.‘ Dann war/ Bei uns war [das] eine meiner Erziehungsoptionen: Ehrlichkeit. Meine Kinder haben mich glaube ich nie angeschwindelt. Das brauchten sie nicht, weil, ich war selber mal jung. Ich war sehr bewusst jung. Und das war noch gar nicht so lange her. Ich kannte auch sämtliche Tricks und Ausweichmanöver“ (Effie M).

Fleiß: „Das läuft auf das hinaus, was ich eben vorher sagte, aus der Erziehung heraus fleißig, fleißig, fleißig, arbeitsam zu sein, sparsam, das Geld zusammenzuhalten, aber auch sich was leisten und eben den negativen Dingen, die es also jetzt [gibt], gar nicht erst Raum zu geben“ (Max M).

Insbesondere von den Großeltern werden solche Tugenden propagiert. „Ja, ich hab immer gesagt: Immer ehrlich sein. Und arbeiten muss man können. Nicht auf der faulen Haut liegen und dann kommt man auch weiter im Leben. Ich weiß noch wie mein Sohn in der/ das hieß Gegenwartkunde und da sollte der einen Aufsatz schreiben naja über die Politik so und da hat er zu mir gesagt: ‚Was soll ich denn da schreiben?‘ Und da hab ich gesagt: ‚Das was du erlebst und denkst. So wie die Pionierarbeit ist und alles das kannst du schreiben.‘ Also der wusste gar nicht richtig so, was mit Politik anzufangen, weil bei uns in der Familie das kein Thema ist“ (Magdalena F).

Auf sich selber hören: „Also prinzipiell haben wir unseren Kindern immer gesagt, sie sollen auf sich selber hören. Das ist natürlich schwierig, weil man immer von draußen irgendeine Botschaften kriegt. Also das meine ich auch mit bodenständig“, was Elke E an der DDR gut findet. „Also lieber mal selber was anfassen, selber mal was kochen und dann kannst du immer noch mitreden. Und dann immer, wenn es Schwierigkeiten gab – egal ob das in der eigenen Beziehung war, mit Freundschaften, in der Schule, ob das Schwierigkeiten mit Lehrern waren – haben wir immer gesagt, ‚Guck genau hin und fühle rein in die Situation, guck immer die zwischenmenschlichen Dinge an.‘ Weil das ist das, worauf es im Leben eigentlich ankommt. Wenn immer was anderes, die Botschaft heißt ja immer ‚Jaja, das Leben ist so und so, du musst nur was lernen.‘ Auf dem Standpunkt stehe ich nicht. Ich glaube, die eigenen Fähigkeiten, dass man wirklich aus sich schöpfen kann, dass man wirklich die Situation erkennen kann und dass man auch was daraus machen kann. Das ist glaube ich das Wichtigste im Leben.“

Anpassung, nicht anecken, was oft eine mehr oder minder explizite Kritik der Eltern an ihren Eltern beinhaltet, wegen zu großer Anpassungsbereitschaft. Effie M wollte nicht in FDJ eintreten und wurde nicht nur von der Schule, sondern auch von ihren Eltern unter Druck gesetzt. Sie sollte nicht „dagegen reden“. „Ich habe jetzt gerade erst wieder mit meiner Chefin so eine Diskussion gehabt in der Mittagspause. Die hat auch gesagt: ‚Na, wie doof warst du denn damals? Diesen ganzen Terz auf dich zu laden, das war Dummheit.‘ Nein, das war für mich Konsequenz. Also ich habe nicht darüber nachgedacht, ob das dumm oder schlau ist. Das war für mich konsequent und wenn ich/ Ja, wenn ich das eine ablehne, kann ich das/zu dem anderen nicht ja sagen. Ja? Also so jetzt mal grob ausgedrückt.“ Es folgt eine Passage, die man durchaus als Kommentar zum Verhalten zumindest ih-

res Vaters (wenn nicht ihrer Eltern) lesen kann. „Weil ich habe schon immer die Parteigänger gehasst, die wirklich nur wegen der Vorteile da eingetreten sind. Und wie viele waren das? Es waren ja fast alle.“

„Ja, ich, ich würde sagen, das war, das war vieles noch auf Anpassung bedacht und auch die eigene Meinung doch nicht so durchzusetzen“ (Ewald G).

„Und jedenfalls sollten sie [die Kinder] ihre Meinung selber suchen und vertreten und sich nicht nur immer an andere anpassen“ (Vera O).

„Also meine Großmutter hat mich schon gelehrt, dass man nicht alles sagen darf, was man denkt“ (Janett L).

Edith R drückt das Prinzip der „Zweigleisigkeit“ aus: „Wir hatten unsere private Meinung zu Hause und wir hatten unsere Meinung für die Schule und für die Öffentlichkeit.“

Überwiegend habe man den Erzählungen der älteren Familienmitglieder *geglaubt*: „Prinzipiell. Habe ich auch meinen Eltern mehr geglaubt. Also wenn ich heute/ja, die Aussage ist so: In der DDR habe ich prinzipiell mehr geglaubt als jetzt, also ich weiß das heute in den Schulbüchern zum Beispiel noch mehr rumgesponnen wird, in den Medien wird noch mehr rumgesponnen als früher, mag ich schon gar nicht mehr gucken“ (Elke E).

„Ja, das habe ich größtenteils schon geglaubt. Ich sage mal, natürlich muss man auch, auch sage mal, je mehr Zeit da vergeht seit der DDR natürlich auch schon an Sachen zweifeln. Ich sage mal, auch das Bild meiner Eltern oder meines will ich da gar nicht rausnehmen, verändert sich natürlich auch teilweise und man neigt dazu, Sachen auch zu vereinfachen oder Dinge vielleicht auch schön zu reden. Klar, da gibt es auch Sachen, die ich dann vielleicht angezweifelt habe“ (Jan O).

„Ach du liebe Zeit. Ich glaube, die Familie hatte einen höheren Stellenwert. Weil natürlich, sicherlich fand ich die Berichterstattung im Westen ehrlicher, aber natürlich war die DDR ein wenig schlechter dargestellt als es vielleicht wirklich war“ (Janett L).

„Sicherlich hat man den Eltern mehr vertraut oder gedacht, dass die das vielleicht besser wissen als der Lehrer, der da irgendwas erzählt. Also ob das direkt, ich kann mich jetzt nicht erinnern, dass ich bei irgendwas einen Gewissenskonflikt gehabt hätte, dass ich nicht wusste, wem ich glauben soll“ (Jutta I).

„Ja, definitiv hab ich [den Aussagen von Eltern und Großeltern vertraut]. Letztendlich einfach auch aus dem Aspekt heraus, dass das ja meine engsten Vertrauten sind und ich von denen natürlich auch erwarte, dass sie mir eine ehrliche Antwort geben“ (Karin G).

4.3.3 Meinungsverschiedenheiten

Über *Meinungsverschiedenheiten* in den Familien wird nicht häufig berichtet. Handfester Streit, wie im Folgenden erwähnt, tritt nur selten auf: Jana H berichtet von Kommunikationsproblemen, die sie mit ihrer Großmutter hatte. „...wenn heute das Ganze [das Leben in der DDR] so glorifiziert wird. Also das ist für mich so ein großes Problem. Also das hab ich ja auch selbst mit meiner Großmutter, wenn wir drüber reden. Wir waren irgendwann mal im Urlaub zusammen, haben wir uns echt gestritten deswegen. Weil diese Plattitüden, [...] alle hatten Arbeit damals und allen ging es gut. Wie gesagt und ich ihr nicht erklären konnte, dass das aufgrund eines Unrechtssystems so war und einer absolut nicht funktionierenden Wirtschaft. Es hatte halt jeder Arbeit, damit jeder Arbeit hatte und keinen Unsinn gemacht hat. Aber die Probleme, die damit zusammenhingen, die waren quasi nicht erklärbar.“

Es wird seitens der Kinder ebenso gerade *gegenteilig* argumentiert. „Ja. Also was ich manchmal schwierig finde, ist, dass meine Mutter so sehr fixiert ist auf die Gräueltaten der DDR. Das wäre manchmal besser auch zu differenzieren, dass nicht alles schlecht war in der DDR. Ich glaube es kann leicht heutzutage die Gefahr bestehen, dass man den Blick verliert für das, was wirklich auch gut gelaufen ist in der DDR. Und ich gerade heutzutage, wo wir im Kapitalismus doch leben, sieht man auch, dass der Kapitalismus nicht perfekt ist. Deswegen sollte man auch dann rückblickend im Sozialismus das Gute noch erkennen“ (Katharina A).

Mancher Streit bezieht sich, wie schon erwähnt, auf das Ausmaß der *Anpassungsbereitschaft*. „Und ich habe mich dagegen gewehrt. Hatte natürlich mächtig Probleme. Die wollten mich nicht zulassen für die Abiturklasse. Und in jedem Zeugnis stand, dass meine gesellschaftliche Tätigkeit oder meine gesellschaftliche, oder meine gesellschaftliche Gesinnung/ Ja, wie haben die sich gleich immer ausgedrückt? Warten Sie mal. Ihre gesellschaftliche Gesinnung nicht den Anforderungen entspricht. Aber ich bin trotzdem jedes Jahr versetzt worden. Ich habe trotzdem mein Abi gemacht. Aber das war ganz schön, ja man wurde ganz schön/ Immer wieder zu begründen. Meine Eltern haben mehrere Hausbesuche gekriegt. Dann gab es hier ja so einen Oberschulrat vom Kreis und so weiter, das war ja alles ordentlich gegliedert. Jeder/ Jedes Gremium hatte wieder ein übergeordnetes Gremium und solche Fälle wurden gemeldet. Das blieb ja nicht beim Direktor. Der Direktor musste so etwas melden. Und ja, aber ich habe mich dann durchgesetzt. Ein Dickkopf war ich ja schon immer“ (Effie M).

Und mancher Streit hat sich mit der Zeit erledigt. „Nein, früher eigentlich nicht. Da haben wir eigentlich mehr über Kinder und alles Mögliche und sowas, also was

so das familiäre betrifft. Nein, irgendwann habe ich dann auch gemerkt, konnte ich mit meinen Eltern auch über meine Haltung nicht mehr reden. Und war für mich auch kein Problem. Ich habe ja weit weg gewohnt und habe hier mein Leben geführt“. Ihre Eltern hätten „... naja nur Positives. Die haben das also alles nur positiv gesehen“ (Eva H).

Manche Meinungsverschiedenheiten bezogen sich auf Jugendmode und Äußerlichkeiten. „Ja, aber nicht so, war nicht so verrückt, nicht so, wie es mit der Tochter eben war die Zeit. Jetzt die Enkel, die sind da eigentlich auch nicht so wegen Haare und so weiter. Also die Tochter hat mehr aufbegehrt in dem Alter, als jetzt die Enkel. Die hatte mehr, naja, mehr Mode im Kopf“ (Maren N).

Auch Elfriede Q berichtet, dass in ihrer Jugend „Klamotten“ und die damalige Jugendkultur Streitpunkte waren: „Also ich habe mich da mit [sic!] meinen Eltern gerieben, wegen der Musik. [...] Westfernsehen und sowas war ja sowieso schwierig und nicht möglich. [...] das war klar, dass bei uns das so nicht funktionierte mit der Antenne [für das Westfernsehen] und mein Vater auch eine gewisse Position aus meiner Sicht heute hatte, wo das auch nicht gut gewesen wäre. [...] Ja, das fand ich auch nicht so toll, aber ich war da auch nicht fanatisch, dass ich jetzt arge Probleme damit gehabt hätte.“

20 Interviewpartner können nur negative Aussagen treffen und über *keine* Meinungsverschiedenheiten in der Familie berichten.

4.4 Vergangenheitspolitik: wie heute mit der DDR-Geschichte umgehen?

Im Interview wurden die Gesprächspartner mit der Aussage konfrontiert: „Viele Leute sagen: ‚Es wäre am besten, die DDR-Vergangenheit ruhen zu lassen, weil man ja doch nichts mehr ändern kann.‘“

Die Mehrheit der Interviewpartner ist sich einig, sie wollen die Vergangenheit *nicht ruhen* lassen. *Gegensätzlich* äußern sich elf Befragte, davon fünf Personen, die der Gruppe der Großeltern angehören. Typisch für diese Personengruppe sind Aussagen wie: „Ich finde auch, man sollte das ruhen lassen. Man sollte nicht immer wieder was und gerade solche daran ’rum diskutieren, die gar nicht dabei waren. Das kann gar nicht, das kann nie Recht sein“ (Maria L).

Oder: „Was heißt begründen? [Das ist der Wunsch des Interviewers, die Aussage zu begründen.] Es ist doch alles vorbei. Soll ich jetzt da noch was aufrühren oder machen, das bringt doch alles nichts. Ich selber bin ein Mensch, der in Frieden

leben möchte und jetzt nicht irgendwo hier Unfrieden stiften“ (Mathilda P). Auch Magda H, Martha G, Magdalena F, Erika F.

Zwei Interviewte, die der Kindergeneration angehören, machen den Aspekt der *Zukunft* stark, der wichtiger sei als die Beschäftigung mit der Vergangenheit: „Ja finde ich gut. Ich bin ein Mensch, der in die Zukunft blickt und finde ich gut das Zitat“ (Klaus J). Ähnlich Kerstin E.

Jule Q hat eine klare Position: „Die DDR ist vorbei. Ja, das sollte man auch so dabei belassen.“

Zwei Interviewte beziehen sich bei ihrem zustimmenden Votum explizit auf die Aufarbeitung der *Stasi-Unterlagen*: „Ich denke auch, diese Vergangenheit sollte man ruhen lassen. Und ich finde es nicht wichtig, auch nicht zur Aufarbeitung der DDR-Geschichte, ich weiß nicht wie viele, 14 Millionen Säcke Schnipsel noch zu sortieren. Bestimmte Dinge da ist einfach so viel Zeit verstrichen, das sollte man ruhen lassen. Ich möchte einfach nicht mehr wissen, ob mein Lehrer, mein Onkel, den ich sehr mag, bei der Stasi war und mich vielleicht ausspioniert hat. Wenn es bis heute kein Thema mehr war, dann sollte es einfach auch keins mehr werden.“ Stattdessen solle mithilfe von Zeitzeugen Alltagsgeschichte geschrieben werden. „Und ich denke langsam schwindet die Zeit, dass man genug Zeitzeugen findet.“ Solche „Berichte“ könnten nach den Vorstellungen der Interviewten jedoch nur „Ossis“ verfassen, die am besten auch keine Wissenschaftler sein sollten, weil sie denen misstrauen (Janett L).

„Na, ist ja meine Rede“, sagt ein anderer Interviewpartner. So wie bei manchen Politikern heute nicht thematisiert werde, dass „sie früher im Staatsapparat waren“, solle man gleichfalls die Stasi-Geschichte ruhen lassen. „So, genau aus der Sicht bringt heute nichts mehr. Es wäre, es wäre sogar ökonomisch diese ganze BIRTHLER-Behörde und wie das alles da, GAUCK-Behörde und was es alles gibt, das kostet alles ohne Ende Geld. Und nur um Leute zu diffamieren“ (Emil C).

Diejenigen, die die Vergangenheit *nicht* ruhen lassen wollen, führen in ihren Begründungen zum Teil ebenfalls die Zukunft an: Nur indem man seine Vergangenheit kenne, ließen sich Fehler vermeiden, dies sei gerade für die nachwachsenden Generationen wichtig.

Andere Argumentationen sind: Die Vergangenheit sei Teil des eigenen Lebens, die kann und darf man nicht vergessen; es müsse über alles geredet werden, sowohl über das Gute als auch das Schlechte und die DDR-Geschichte solle genauso behandelt werden wie andere historische Epochen. Zwölf Großeltern, 14 Eltern und 14 Kinder äußern sich in dieser oder einer vergleichbaren Weise.

Exemplarische Aussagen sind: „Naja, dass man auch drüber sprechen soll und sich äußern soll, so wie ich es jetzt auch getan habe. Dass man über diese Vergan-

genheit spricht, was nicht gut war. Ja, das soll man den Kindern sagen“ (Marianne K).

„Also. Natürlich kann man die vergangene Zeit nicht mehr ändern. Man kann aber seine Sicht darauf immer noch verändern. Und ich denke mal auch/ Ich bin jetzt nicht der Typ, der den Kindern vorjault: ‚Ach, wie schwer wir das doch damals hatten.‘ Zu dem Zeitpunkt haben wir es nicht als so schwer empfunden. [...] Aber ruhen lassen/ Das wäre ja genauso, wie ich nicht der Meinung bin, dass man den Zweiten Weltkrieg ruhen lassen sollte“ (Effie M).

„Ja, ruhen lassen. Ist ja schon fast geruht, muss ich sagen. Es wird ja nicht mehr so sehr viel berichtet, aber ich muss sagen, du hast ja eine Vergangenheit und wenn wir da irgendwie zusammen sind, da kannst du ja über die Vergangenheit reden und das muss ja nicht ruhen. Dafür kannst du ja dein Leben dann mit 42 anfangen mit der Wende und das finde ich ja überhaupt nicht in Ordnung. Du hast eine Vergangenheit, ob die gut oder schlecht war, das muss jeder selber einschätzen“ (Else I).

„Naja wie gesagt, also es gibt ein paar Sachen, da denke ich, das waren echt Schweinereien. Also was ich vorhin gesagt habe, was in den Kinderheimen abgegangen ist, und es gab ja auch DDR-Jugendknast und so, also das fand ich fürchterlich. Also das sollte man aufarbeiten“ (Elke E).

„Nein, also ich sage nach wie vor, man muss sich damit auseinandersetzen, man muss sich gerade auch mit der jüngeren Generation auseinandersetzen, aber wie gesagt, in einem vernünftigen, wissenschaftlichen und differenzierten Rahmen“ (Jan O).

Ganz grundsätzlich argumentiert Karsten B: „Also das ruhen lassen, kann man nicht. Der Mensch, wenn man in die philosophische Anthropologie geht, der Mensch, das Einzige was er hat, ist halt die Geschichte, nur darin kann sich der Mensch selbst erkennen in seinen Taten und daraus kann er dann auch Ableitung für die Zukunft treffen und die Zukunft ist das einzig Ungewisse. Nur die Gewissheit der Geschichte bringt halt den Menschen dann voran, indem er halt sagt: ‚OK, das war gut, das war nicht so gut.‘“

Einige Interviewpartner gehen davon aus, dass im historischen Kontext mit dem Verschwinden der Zeitzeugen von der Episode DDR kaum etwas bleiben werde: „Na ich nehme an, das wird wohl mit der Zeit dann immer mehr verblassen. Ist doch klar, dass die Jüngeren, die wissen viel [sic] und wenn dann keiner mehr groß davon spricht, da verblasst das doch“ (Veronika A).

Elena L argumentiert mit einem noch weiteren zeitlichen Rahmen: „... in hundert Jahren ist das sowas von Geschichte. Die DDR war einfach viel zu kurz in ihren 38 Jahren oder wie lange die Mauer stand. Es ist einfach/nein, die hat ja we-

niger gestanden, 36, die hat ja nur 28 Jahre gestanden, die Mauer? Das ist nicht mal ein Wimpernschlag in der Geschichte. Ja? Das ist eine Fußnote, wenn die überhaupt mal je erwähnt wird. Ich glaube, dass das in zwei-, drei-, fünfhundert Jahren kein Mensch mehr erwähnt. Es ist nichts, es ist ein Nichts.“

4.5 Einschätzungen des heutigen Lebens in Deutschland

4.5.1 Aussagen zum Kapitalismus

In den Interviews sollten die Gesprächspartner ihre Meinung zu der Aussage bekunden: „Es war nicht alles falsch, was in den DDR-Schulen über den Kapitalismus gelehrt wurde.“

Die Einschätzungen, ob Lehrbuchaussagen zum Kapitalismus zutreffend waren oder nicht, sind eindeutig. Nur eine Minderheit kommt zu *negativen* Bewertungen. „Es war Hetze auf den Kapitalismus immer. Also es war immer eine völlig überzogene Hetze. Ich weiß, dass es ja damals diese Sendung ‚Der schwarze Kanal‘ gab. Aber den habe ich nie gesehen, weil meine Eltern den auch nicht gesehen haben. Also ich kann mich nicht erinnern, dass der überhaupt mal in meinem Elternhaus lief. Demzufolge/ Und über Politik wurde auch mit uns Kindern, also von meinen Eltern aus, mit uns Kindern nicht gesprochen. Gar nicht. Nein. Wir hatten eine West-Oma. Wir hatten West-Tanten. Wir kriegten ab und zu unsere Pakete, darüber waren wir glücklich und ja, das war es. Mehr, glaube ich, habe ich als Kind nicht gedacht: ‚Oma hat ein Paket geschickt.‘ Ja, und dann war gut. Also wenn ich mich jetzt so zurück erinnere, weiß ich, dass immer gehetzt wurde und dass auch noch gehetzt wurde in den Lehrplänen meiner Kinder. Zumindest meines Großen. Die Kleine hat das glaube ich ja nicht mehr so gehabt“ (Effie M).

Grundsätzlicher ist die Sichtweise von Elmar D: „Das Schwarz-Weiß-Denken war das Schlimmste. Und aus meiner christlichen Sicht heraus konnte es auch nichts werden, weil das Menschenbild von Marx nicht stimmt.“

„Naja, also, nein, ich fand dieses eben wirklich auch falsch, was da besprochen wurde. Und ich glaube auch, dass viele Schüler gar nicht so ernst genommen haben, dass gar nicht so geglaubt haben, was so erzählt wurde, immer über, naja, wie toll eben die DDR und vor allem die Sowjetunion und alles, wie gut das war. Das stimmte ja nicht alles“ (Maren N).

„Naja, ich fand es nicht so sehr gut“ (Marianne K).

Dagegen sind einige typische *zustimmende* Aussagen der drei Familiengenerationen:

Großeltern

„Naja, das ist nach wie vor meine Meinung. Dass der Kapitalismus im Prinzip über Leichen geht. Da kennt der/das ist so wie irgendwer das mal gesagt hat, dass der auch nicht vor seiner Großmutter halt macht, wenn da Geld zu holen ist und die Menschen ausnutzt. Das sieht man in den Lohnkämpfen jetzt ganz deutlich, dass immer diejenigen, die am unteren Ende die Arbeit eigentlich machen, das Geld verdienen durch Herstellung und Schaffen von Waren, und das ist das Entscheidende, und alles was da drüber ist, dass sich ja in der Finanzwelt alles verselbstständigt hat und es praktisch keine Übereinstimmung mehr gibt zwischen Geldwerten und Warenwerten“ (Max M).

„Naja, also zum Beispiel, über die Arbeitslosen sind wir ja, zwar aufgeklärt worden, aber es hat uns nicht tangiert, weil wir ja nicht dazu zählten. Muss ich mal ganz ehrlich sagen. Wir wussten dass es das gibt, aber ansonsten. Naja und mit der größtenteils Privatisierung der Betriebe und so, damit hat sich wahrscheinlich bei uns auch keiner auseinandergesetzt. [...] Weil es uns eigentlich nicht interessiert hat. Es ging uns nichts an. Das ist nun mal menschlich verständlich“ (Marlene E).

„Ja, dass das Kapital vorherrschend ist. Und ich meine, das merkt man ja jetzt schon. Kapital, das Kapital beherrscht halt“ (Veronika A).

Manfred R weitet den Gesichtspunkt noch aus und führt die westdeutsche Entnazifizierung nach dem Kriege an: „... dass verschiedene mittlere Nazi-Größen gar nicht weggeschoben wurden, die wurden ja dann unter Adenauer in mittlere Beamtenstellen übernommen. Und das hat damals die DDR, ich weiß das noch, sehr stark kritisiert, man hat das von unserer Seite [er meint sich selbst] nie so ganz geglaubt, aber in einigen Dingen, da hatten sie auch nicht ganz unrecht.“ Bei diesem Zitat fällt die strikte Gegenüberstellung von „*sie*“ und „*wir*“ auf, wobei offen bleibt wer „*sie*“ ist. Man kann nämlich argumentieren, dass Manfred R *selbst dazu gehörte*, weil er nicht abseits stand, sondern SED-Mitglied war. (Dieser Aspekt wird im Kapitel 7 vertieft.)

Eltern

„Das sehe ich genauso. Also die Analyse des Kapitalismus, wenn ich mal bei Marx bleiben kann, ist ja absolut zutreffend und findet heute ihre totale Bestätigung“ (Ernst O).

„Jetzt guckt man nach dem Geld. Jetzt muss man [es] ständig, wie es halt im Kapitalismus ist. Jetzt muss man gucken, wo man was sparen kann und vergleichen und tun. In Ostzeiten war das nicht so. Da gab es den Preis und fertig“ (Evi N).

„Ich muss sagen, umso älter ich werde, muss ich sagen, also die haben es ja nicht getan, um, sagen wir mal, damit wollten sie sich ja aufwerten und die anderen abwerten und so. Aber letztendlich, sagen wir mal so, wie heute die großen Konzerne, sag ich mal, wie Weltkonzerne, ja und so in diese Richtung. Das ist/was da auf uns zukommt, ist wirklich verheerend. Ja? Die wollen, dass es kein Schwein gibt noch ein, was weiß ich, gibt und versuchen, auf alles Patente zu kriegen, was lebt und weiß ich wie was. Also das ist schon vom Feinsten, muss ich mal sagen. Und insofern denke ich mal, hatte vielleicht Marx oder so gar nicht so Unrecht“ (Elena L).

„Naja klar, der Kapitalismus an sich ist schon nicht sehr menschlich, aber der Sozialismus war es auch nicht (lacht). Ja na klar, also was heute natürlich schon ist, dass ein bisschen viel das Geld regiert und viele Dinge eigentlich vom Geld abhängig gemacht werden. Also das ist schon schade. Und es gibt ja heute auch so Tendenzen, dass Leute wieder sagen ‚Nein, wir wollen lieber leben und wollen nicht so viel verdienen‘ und solche Dinge“ (Eva H). Ähnlich Edith R.

„Ja, wenn es auch, wenn es jetzt auch ein bisschen staatstragend von der Partei war, es dann über den Kapitalismus eben nur diese eine Meinung [gab], ja. Aber, die Grundzüge waren, sind schon so“ (Ewald G).

Kinder

„Ja. Natürlich, ich sage mal, ich bin ein Linker und natürlich hat man auch grundlegende Lehren von Karl Marx und über den Kapitalismus natürlich auch schon versucht in der Schule zu vermitteln. Klar gab es aus meiner Sicht auch Sachen, die einfach falsch oder vereinfacht waren. Ich sage mal, so nach der Formel, es ist alles böse, was da drüben ist, so einfach ist die Welt natürlich auch nicht. Aber gut, ich sage mal, Lehren über das Funktionieren des Kapitalismus, über seine Höhen und Tiefen, über die Gefahren, über Armut, die natürlich auch eng damit verbunden ist, mit, auf der anderen Seite, dem Erfolg weniger, klar, das war definitiv nicht falsch, aus meiner Sicht“ (Jan O).

„Das stimmt vielleicht, dass, ich weiß nicht was da in der DDR gelehrt wurde [weil er zu jung ist], aber wie gesagt, kann ich mir schon vorstellen, dass nicht alles falsch war, das ist richtig, weil im Kapitalismus geht es immer darum wer am meisten Geld hat und wer am meisten Geld hat, dem geht es nun mal am besten, das ist

nun mal so und das war vielleicht schon teilweise richtig, da kann man schon so zustimmen“ (Klaus J).

„Ja, stimmt. Also ich sag mal, wenn ich daran denke uns wurde ja in der Schule immer so erzählt, im Westen das ist alles schlecht die Betriebe beuten ihre Leute aus. Da gibt es keine Kollektive, da gibt es keinen Zusammenhalt. Und letzten Endes muss man sagen also diese Ansichten stimmen“ (Jutta I).

„Nein, war nicht alles falsch. Also ich meine, auch Marx hat nicht unrecht, was er in seinem Kapital schreibt, so kann man das nicht sehen, aber die Art und Weise und die Intention mit der es gelehrt wurde, die war falsch“ (Jana H).

Insbesondere Angehörige der Kindergeneration betonen jedoch, dass sie die Frage schlecht beantworten können, weil sie *keine Kenntnisse* über das Lehrbuchwissen besitzen. „Woher soll ich jetzt spontan wissen, was die gelehrt haben über Kapitalismus? Keine Ahnung“ (Katleen F).

„Ich bin halt einer, der eine ziemlich objektive Beurteilung braucht. Aber über den Kapitalismus habe ich nichts gehört“ (Karsten B).

Aus der hypothetischen Richtigkeit der Analyse resultieren jedoch *keine politischen Alternativen*, das ist übergreifender Konsens unserer Interviewpartner über alle Altersgruppen hinweg. „Naja, aber ich denke unmenschlicher als der Sozialismus ist der [Kapitalismus] auch nicht“ (Eva H).

„Naja, ich mein wir leben ja jetzt in der Marktwirtschaft und in diesem ganzen Druck und so. Aber andererseits, wir haben ja im Sozialismus gelebt, wo zum Beispiel eben keine Konkurrenz war und haben wir auch gemerkt, wie das läuft, da kümmert sich gar keiner, ist jedem alles egal. Nun, ich krieg ja trotzdem mein Geld, und das funktioniert auch nicht. Ich denke halt, der Mensch ist halt in seinem Grund egoistisch und ja kann man nicht ändern und das kann man auch nicht durch so eine sozialistische Gesellschaft irgendwo, das war halt zwar ganz gut gemeint dieser Gedanke, aber es hat ja auch nicht funktioniert“ (Elsbeth K).

„Ja, aber jetzt nicht sagen, jetzt haben wir den bösen Kapitalismus und ist damals 89, ist das Volk auf die Straße gegangen, die wollten ein anderes System und aus beiden das Gute nehmen geht auch nicht“ (Ewald G).

Aus seinem christlichen Glauben heraus argumentiert Viktor D: „Ja, da ist sicher was Wahres dran gewesen zum Teil. Natürlich ist es überspitzt gesagt worden, weil man seinen Sozialismus voranbringen musste. Aber ich denke auch, dass der Kapitalismus nicht das Wesentliche ist.“

Auffällig ist, dass selbst bei demjenigen Interviewpartner, der besonders stark die Notwendigkeit der Kritik am Kapitalismus betont, eine sozialistisch gelenkte

Wirtschaft jegliche Anziehungskraft verloren hat. Ihm falle keine bessere Wirtschaftsform als die kapitalistische ein, die „sozialistische war es nicht“ (Ernst O).

Die dezidierteste Meinung *pro* Marktwirtschaft hat die zweitjüngste Interviewpartnerin. „Das ist nun mal, also, das ist nun mal der Markt, der da/also, das Geld, das der Hauptbestandteil unseres Lebens ist. Natürlich wäre es schöner anders. Aber es geht nun mal nicht. Und ich empfinde es nicht als den Teufel. Ich empfinde es einfach als die einzige Möglichkeit, eine Gesellschaft zu formen“ (Kristin K).

4.5.2 Beschreibungen des heutigen Lebens

Ähnlich wie bei der Frage nach der DDR wurden die Gesprächspartner am Ende des Interviews gebeten, ihr heutiges Leben in Deutschland zu charakterisieren und zu benennen, was als positiv bzw. negativ angesehen wird.

Bei den *positiven* Beschreibungen des heutigen Lebens stehen im Vordergrund:

- *Freiheiten*, auf ganz unterschiedlichen Ebenen. „Ja, das gibt es und zwar, sagen wir mal, ich bin jemand, der sich sehr befreit hat. Wie gesagt, ich schaue keine Nachrichten, ich gucke dies nicht. Ich bin trotzdem dem Staat sehr dankbar, dass ich, sagen wir mal, hier in meiner Haltung das leben kann. Das wäre sicherlich/und die Bücher, die es hier gibt, die ich mir kaufen kann, die ich lesen kann, ja? Die hätte ich zu DDR-Zeiten meiner Meinung nach nicht/nur unter größten Schwierigkeiten beschaffen können. Ich bin eine große Leserin und ich lese wirklich sehr viel und durchaus auch die/also ich sag mal, der Staat hält auch aus, dass wir durchaus auch kritisch ihm gegenüber sind. Das hält dieser Staat meiner Meinung nach besser aus als der DDR-Staat, ja. Und insofern bin ich dem Staat auch wirklich dankbar, dass ich so sein kann, wie ich bin, sag ich einfach mal. Aber wie gesagt, im Grunde genommen braucht es aber Menschen, die eine große innere Stärke haben, um hier gut leben zu können. Ja? Die Schwachen, denen wird es nicht so gut gehen, denke ich einfach mal“ (Elena L). „Ja, natürlich. Ich sage mal, ich habe natürlich erst einmal grundsätzlich die Freiheit meine politische Meinung zu äußern, mich politisch zu engagieren, auch kritisch zu sein und so ganz theoretisch habe ich auch die Freiheit der Presse alles zu sagen, auch wenn die oft genug nicht das schreibt, was ich will, weil ich die dann auch oft nicht so ganz für frei halte, weil die ja auch irgendwie gewissen Leuten gehören, die daran interessiert sind, Meinungen zu bilden in ihre Richtung. Aber klar, wenn ich das Geld habe, habe ich auch die Freiheit

irgendwohin zu reisen, obwohl das nicht mein größter Ansatz ist. Ich sage mal, die Demokratie, was ich immer bemängele, was auch meine Partei immer bemängelt, die in der DDR halt nicht so existiert hat beziehungsweise nur ansatzweise, die gibt es hier, auch wenn man tagtäglich dafür streitet“ (Jan O).

„Es gibt so viele Möglichkeiten. Ob das jetzt um Einkaufen geht oder Verreisen. Das ist jetzt alles viel lockerer und viel angenehmer, viel schöner“ (Maren N). Edith R empfindet ihr heutiges Leben als „selbst bestimmter“.

Ähnlich Mathilda P, Elmar D, Kai D, Jürgen M, Ellen A, Jan O, Klaus J, Max M, Kristin K, Katleen F.

- *Freizügigkeit und Reisefreiheit.* „Und wenn ich heute noch losfahre in die Städte, zehn Kilometer Nürnberg oder, da sträuben sich immer noch die Haare, Sie glauben gar nicht, das hätte ich mir nie erträumen lassen, dass mal alles zu sehen. Dafür hat es sich schon gelohnt“ (Erwin P).
„... na ja, dass man reisen kann, ins Ausland reisen kann wohin man will und so, das finde ich sehr positiv. Das ist ein Riesenaspekt“ (Maria L).
„Ich finde es auf jeden Fall sehr gut, dass Familien aus den alten und neuen Bundesländern wieder zueinanderfinden konnten, das war ja während der DDR nicht gegeben. Ich glaube das hat auch viele Deutsche ein bisschen traumatisiert, dass man nicht Möglichkeit hatte, seine eigenen Verwandten zu sehen. Wir hatten auch einige Verwandte, die in der BRD gelebt haben. Genau. Das ist auf jeden Fall gut. Ja man kann einfach das ganze schöne Land entdecken, es gibt viele wunderbare Gegenden in Deutschland, die man bereisen kann. Das ist auf jeden Fall gut“ (Katharina A). Auch Erwin P, Else I, Elke E, Elvira B, Ellen A, Mathilda P, Maria L, Marianne K, Michaela I, Martina C, Veronika A, Janina P, Jutta I, Karin G, Katleen F.
- *Meinungsfreiheit.* „Positiv würde ich die Meinungsfreiheit sehen. Wobei man dabei sagen muss, damals [in der DDR] ist es wie gesagt mit der [Einschränkung der] Meinungsfreiheit übertrieben worden, also da sind Leute wegen eines Witzes eingesperrt worden, das ist wirklich dusselig gewesen und heute geht es mir mit der Meinungsfreiheit zu weit“ (Emil C). Ebenfalls wird die Meinungsfreiheit von Michaela I, Janina P, Jan O erwähnt.
- Eine gute *Gesundheitsversorgung*, die oft mit persönlichen Krankheitsgeschichten in Verbindung gebracht wird. „Ja, muss ich sagen, weil ich ärztlicherseits viel Hilfe erfahren habe. [...] und eigentlich dankbar [bin], dass es so, das Gesundheitswesen das so [seine medizinische Versorgung] unterstützt [hat]“ (Ewald G).

„Ich weiß nicht, ob es früher so, ich sag mal, ich sag mal speziell so mich betreffend jetzt wegen der Erkrankung, weiß ich nicht, ob ich vielleicht früher

dann diese Behandlung gekriegt hätte, so wie jetzt. Man weiß es ja nicht“ (Erika F).

„Ich bin nun dadurch mit der [Erkrankung], aber ich muss halt dankbar sein und bin es auch, dass das alles so geklappt hat“ (Erwin P).

- Eine gute *Infrastruktur*, Ernst O.
- Die *materiellen Möglichkeiten* der Versorgung und des Konsums. Häufig wird erwähnt, dass Wohneigentum erworben werden konnte, was man sich in der DDR nicht hätte vorstellen können. „Positiv ist natürlich, dass uns das ermöglicht wurde oder dass wir das durchziehen konnten, dass wir eben ein Haus bauen konnten“ (Erik J).

„Ja, dass ich mir jetzt das Haus, es ist ein kleines Häuschen, muss ich mal dazu sagen, gekauft habe, das ist positiv. Also mit dem Kaufen hab ich ja schon gesagt, kann man, alles was das Herz begehrt, kann man sich kaufen“ (Marlene E).

„Positiv fand ich, also nach der Wende, zu sehen, dass die Sachen, die man sich die ganze Zeit halt nicht holen konnte, kaufen konnte, etc., die es jetzt überall gab. Negativ, das man auch ziemlich schnell in diesen Trott gefallen ist, Wegwerfgesellschaft – weil es gibt ja jetzt alles“ (Jürgen M). Auch Effie M, Erik J, Else I, Maren N, Marianne K, Ewald G, Marlene E, Martina C, Jürgen M.

- Allgemein ein *besseres, sorgenfreies und materiell abgesichertes Leben*. „Es lässt sich eben heute besser leben als früher, auf jeden Fall“ (Maren N). Auch Kerstin E, Eva H.

Als *negativ* werden genannt:

- Soziale *Ungleichheit*, soziale *Unsicherheiten*. „Naja, na klar, es gibt schon Dinge, die mir nicht gefallen. Eben dass es Menschen gibt, die von 400 Euro im Monat leben müssen. Oder Mindestlohndebatte, so was verfolge ich natürlich auch mit großem Interesse und ich denke, es darf überhaupt nicht sein, dass jemand sein Gehalt aufstocken muss. Das ist die Seite, die unmenschliche Seite auch des Kapitalismus – wo irgendjemand genug verdient, kriegen die anderen dann halt ganz wenig“ (Eva H).

„... und das Negative ist natürlich die Unsicherheit, die Perspektive, die Zukunftsangst, sag ich jetzt mal. Was ist, wenn ich mich verletze. Okay, Berufsunfähigkeit, habe ich jetzt abgeschlossen, privat aber. Es ist im Prinzip ich bin da vor nichts gewahrt, wenn jetzt wirklich irgendwo ein größeres Unglück passiert, dass ich dann vielleicht schon in der sozialen Schiene dann nach unten rutsche auch in der jetzigen Zeit [...] diese Kluft zwischen Arm und Reich ist

einfach größer als früher. Man spürt das einfach viel mehr. Ich würde es auch zu den Negativpunkten dazu zählen, ja“ (Karin G). Auch Elfriede Q, Erwin P, Ernst O, Eva H, Ewald G, Volker J, Karin G, Kerstin E, Julia C.

- *Hektik* im Alltag. „... alles [ist] hektisch und es geht ja eigentlich auch schon beim Einkaufen, ja. Dann liest man die Zeitung und guckt, wo da irgendwo was in der Werbung ist, damit man da etwas sparen kann. Ja, das ist alles, es ist nicht mehr so ruhig und friedlich wie früher“ (Evi N).

„Also meine Schwiegertochter arbeitet im Krankenhaus und Feierabend kann man das nicht nennen, und ich finde das nicht schön, wenn man eine Familie hat und alles. Man ist froh, dass man Arbeit hat und trotzdem ist das eine Belastung irgendwie, weil man immer damit rechnen muss, morgen kann ich entlassen werden oder so. Das ist aber die heutige Zeit so, ja. Sehen Sie das ist stressig“ (Magdalena F).

„Na hektischer ist es“ (Michaela I).

„Hektisch würde ich sagen, zum großen Teil, denn hektisch schon dadurch, weil ja viele ihren Arbeitsplatz so weit weg haben, dass sie Kilometer fahren müssen, bevor sie überhaupt da sind, manche jeden Tag hin und her, andere sind die ganze Woche über weg durch ihre Arbeit, so dass das Familienleben eben gar nicht so stattfinden kann. Also es ist viel Ruhelosigkeit“ (Martina C). Auch Evi N, Elsbeth K, Michaela I, Martha G, Magdalena F, Martina C, Janina P.

- Ein *anstrengendes, stressiges Leben*. „Als anstrengend bezeichnen heute, ja. Dass man eigentlich in so einem Zustand versetzt wird von der Werbung und von der Gesellschaft, dass man sich ständig vergleicht und am Wochenende einen Haufen Werbung im Briefkasten hat“ (Ewald G).

„Anstrengend, individuell. Manchmal auch sehr einsam. Also ich kann jetzt nicht sagen, dass ich einsam bin in dem Sinne. Also es gibt Freunde, gerade auch seit dieser Zeit [der Trennung von ihrem Mann]. Vorher gab es halt nur die Familie, da hatten wir keine Freunde, weder er noch ich. Jetzt habe ich Freunde. Und ich denke, wenn ich da anrufe, würde ich auf alle Fälle auch Hilfe kriegen in der Zeit und das ist halt gut. Aber trotzdem, so dieses/ja, dieses, ich sag mal, solidarische Miteinander [in der DDR], auch wenn teilweise vom System her vielleicht ein bisschen auch konstruiert wurde. Das fehlt, beziehungsweise es sind nur bestimmte Schichten, die daran interessiert sind, die das versuchen zu leben“ (Elvira B).

„Nicht ganz so unbeschwert wie wir das hatten, denke ich immer, weil man das immer so mitbekommt. Die müssen arbeiten, viel mehr arbeiten und vor allen Dingen so jetzt zum Beispiel meine Schwiegertochter einen richtigen Feierabend

hat sie auch nicht. Das war ja zu DDR-Zeiten nicht. Da hatten wir unsere acht Stunden. Na gut, aber die müssen ja heute mehr arbeiten, denke ich jedenfalls“ (Magdalena F).

„Also ich fühle mich immer gestresst mit Arbeit, selbstständig, zwei kleine Kinder, Haus, Garten, Grundstück, also ich habe immer das Gefühl mein Tag könnte doppelt so lang dauern, dass ich auch mal eine Stunde Zeit für mich habe, ja Stress und ja eben auch dieser Druck, dieser Leistungsdruck, den ich irgendwie als Selbstständige auch ganz besonders spüre“ (Jutta I). Ähnlich Ewald G, Elvira B, Magda H, Martha G, Magdalena F, Jule Q, Jutta I, Katleen F.

- Eine *starke materielle Ausrichtung* des gesamten Lebens, die oftmals mit der Redewendung, „dass das Geld regiere“, umschrieben wird (hier werden auch Verbindungen zum Kapitalismusthema gezogen). „Nur ums Geld [gehe es]. So ist das. Und so ist das auch im Berufsleben in jedem Alltag. Jeder will den Preis drücken, jeder will hier noch und hinten rum werden Gehälter gezahlt, die jenseits von Gut und Böse sind. Das ist das große Problem. Geld“ (Erik J). „Heutzutage geht es ums Geld und damals gab es, das Ding ist, da ging es mehr um Zufriedenheit und so weiter. Heute steht das Geld im Mittelpunkt und damals war vielleicht die Familie sogar mehr. Weil heutzutage gehen auch zum Beispiel gerade hier in der strukturschwachen Region gehen auch viele Kinder weg, finden hier keine Jobs, weil es hier einfach keine Arbeit hier gibt in der Region, weil die Region wie gesagt strukturschwach ist. Die Kinder ziehen weg, die Familie wird dadurch so ein bisschen zerstört. Die Kinder kommen vielleicht einmal in acht Wochen wieder. Also das ist heute eher Geld und damals eher so die Familie“ (Klaus J). Ähnlich Elke E, Effie M, Emil C, Martha G, Janina P.
- *Ängste*. „Heutzutage. Ich denke mal/ Da rede ich jetzt nicht unbedingt für mich, aber ich denke mal, heutzutage ist Angst ein ganz großer Begleiter. Das gab es damals nicht. Angst vor vielen Dingen. Also vor Jobverlust, vor zu wenig Geld, vor nicht mithalten zu können, vor nicht gut genug zu sein, vor den Kindern nicht das bieten zu können, was das Nachbarskind hat. Also Angst an sich in ganz vielen Variationen, ist denke ich mal, heute etwas, was damals nicht war. Also ich denke mal nicht, dass ich Angst empfunden habe. Man hat eher Wut oder Enttäuschung empfunden, dass man bestimmte Sachen, die man sich so gedacht hat und vorgestellt hat, nicht erreicht hat. Aber Angst direkt. Nein, Angst hatte ich als DDR-Bürger wirklich nicht“ (Effie M). „... viele, viele Ängste. Andere, ich meine, wir hatten auch sicherlich andere Ängste, aber es sind andere Ängste. Also heutzutage sind die Ängste meiner

Meinung nach auch sehr, sehr groß. Und auch Leute, die im Arbeitsleben sind, die vielleicht ganz gut sogar im Arbeitsleben sind, die vielleicht dreißig sind. Aber die haben schon Angst, mit vierzig vielleicht rausgeschmissen zu werden. Also das ist ein hartes Leben. Sie feiern zwar auch doll und können was weiß ich wohin verreisen in die ganze Welt, aber es nützt ihnen nicht so viel. Sie werden immer wieder zurückgeholt in dieses harte Leben und das ist häufig/das ist angstbesetzt. Ja?“ (Elena L).

„Ja, nach der Wende, dass das Arbeitsleben dann schon mehr auf Unterordnung basiert und ja Existenzängste, die hat es auch gegeben, wo ich dann nicht wieder eingestellt wurde, also unser Betrieb hat [...] nicht so das Geld gehabt und da wurde auch mit den Arbeitsverträgen viel Schindluder getrieben, dass man die [Mitarbeiter] eben im Winter entlassen hat und man auch keine Rechte weiter hatte“ (Ewald G).

„Naja, so manche Sachen, sag ich mal, sprich jetzt diese Existenzangst, eben die man hat, die man früher nicht hatte. Das ist natürlich jetzt in der Beziehung nicht schön“ (Erika F).

Jule Q, Jahrgang 1980, spricht Ängste vor Altersarmut an: „Also das ist ja diese Unsicherheit, die man heutzutage hat, also kannst du dich später noch ernähren, kannst du dich am Leben erhalten? Oder diese Gespräche, noch bis 70 arbeiten zu gehen.“

- *Abwanderung*, Verödung von Regionen. „Nein, auf keinen Fall. Das hat sich total verschlechtert. Auch die Schule war für die Kinder einfacher, wir haben ja hier keine Schule mehr. Die Kinder haben sie früh abgeholt, sind zur Schule gegangen. Ich konnte auf Arbeit, gab ja überhaupt keine Probleme. Jetzt müssen die Kinder mit dem Schulbus fahren, dann stehen sie ewig an, eh die in den Schulbus einsteigen, bei uns im Winter sind die schon nass, haben die schon nasse Füße, dann beschießen sie sich, wenn Schnee liegt. Das ist schlimm, man sieht es ja manchmal, das gab es ja alles nicht. Die haben uns abgeholt. Es gab keine Probleme“ (Else I).

„Aber was negativ ist, ist das in vielen Regionen in Deutschland viel Abwanderung passiert ist, dass die Wirtschaft brach liegt, nicht nur in der ehemaligen DDR, sondern auch in der BRD gibt es Ecken, wo es einfach wirtschaftliche [Probleme] gibt. Das liegt dann aber wiederum auch an den Interessen des Marktes, also das eher Ballungszentren entstehen, wie Berlin, München oder Köln oder Ruhrgebiet oder so. Aber andere Regionen werden vernachlässigt und das ist eigentlich schade [...] das Leben auf dem Land sollte ja noch gefördert werden, finde ich“ (Katharina A).

- *Furcht vor Kriminalität*, besonders bei älteren Menschen. „Nein. Was eben schlimm ist, ist eben, dass die Kriminalität zunimmt, das ist ja extrem. Gerade bei uns hier in der Stadt“ (Mathilda P).

„Na ich will sagen, kriminalistisch gesehen ist es eben jetzt nicht schön“ (Michaela I).

„Ist schon das zweite Mal, dass sie da [in einem Laden in der Nähe] eingebrochen haben. Und das war eben früher nicht. Da haben wir ruhiger gelebt“ (Magda H).

„... und so auch von der Sicherheit hätte es besser sein können, mit Mord und Totschlag, also mit diesen Überfällen und so weiter das ist schlimm geworden, aber es geht noch. Also uns haben sie schon [einen Blumenkasten gestohlen] [...] morgens steht meine Frau auf, da fehlt ein Blumentopf, ein Blumenkasten 80 Zentimeter, gefüllt mit Blumen und Erde, komplett gestohlen. Einer ist noch da und der andere ist weg. Ja, das sind so Sachen, also ich weiß nicht“ (Volker J).
- *Das föderale Schul- und Bildungssystem*. „Aber [die Schulpolitik und vor allem die mangelnde Inklusion behinderter Kinder] hat mich auch zu DDR-Zeiten schon geärgert [...] Also ich stehe sehr für die Inklusion von Kindern auch mit Behinderungen und finde also das Verhalten teilweise von einigen Politikern dazu einfach nur unmöglich, vor allem auch CDU-Politiker, die an diesem dreigliedrigen Schulsystem, was 200 Jahre alt ist, festhalten und überhaupt nicht in der Lage sind, mal ein bisschen umzudenken. Also das stimmt, das ärgert mich wahnsinnig. Und da habe ich natürlich auch in den letzten Jahren hart daran gearbeitet, da was zu ändern, aber naja, ich hoffe jetzt auf die nächste Wahl und hoffe, dass die richtigen Leute gewählt werden und sich da vielleicht was ändert“ (Eva H).

„... diese Unmöglichkeit der Kinderbetreuung. Dass das nicht geklärt ist. Dass das in jedem Bundesland anders ist. [...] Also das sind Sachen heutzutage, die stören mich viel mehr. Das war anders in der DDR. Da war das alles ziemlich vorgegeben. Natürlich man konnte eben auch nicht nach links und rechts – aber es gab eben einen Weg. Das ist heutzutage schwierig, ja? Also ich sehe das jetzt an meinem Sohn. Der kommt nämlich nächstes Jahr in die Schule. Mir raucht der Kopf. Ich weiß weder: ‚Wo, wie, was, wohin?‘ Das war selbst bei meiner Tochter, als die in die Schule gekommen ist, noch einfacher, ja? Da war es nämlich klar, die geht auf eine Privatschule – fertig. Aber auch das ist heutzutage gar nicht mehr so einfach möglich. Und wenn, müssen Sie auch schon ein ganz schön dickes Portemonnaie heutzutage dafür haben, ja? Also die Sachen werden schwieriger. Und alles geht eigentlich nur noch über Kommerz, ja? Und das

finde ich furchtbar“ (Janett L).

„Was ich nicht so gut finde, ist der unterschiedliche, ja, diese unterschiedliche Bildungspolitik, die in den einzelnen Ländern betrieben wird. Also bedingt dadurch, dass ich ja zwei schulpflichtige Kinder habe und mich damit zwangsläufig beschäftigen muss, ist es tatsächlich“ (Julia C).

Jule Q überlegt, ob sie ihr Kind nicht auf einer Privatschule anmelden soll. „Also das ist das, was mir so sehr aufstößt, weil ich auch versuchen will, für mein Kind jetzt auch eine Privatschule zu suchen, weil ich einfach ein Problem habe mit [der Differenzierung der Schüler nach vier Schuljahren]“. Ähnlich Elfriede Q, Michael Q, Edith R.

- *Existenzkämpfe, Konkurrenz.* „Also diese Ellbogengesellschaft jetzt ja. Ja, sag ich mal so, sprich mein Bruder [über den sie vorher erzählt hatte], der so ein Weichei ist oder so. Wer das nicht schafft, sich durchzusetzen, der wird totgetrampelt“ (Erika F).

„Heutzutage denkt jeder nur an sich. Hauptsache mir geht es so einigermaßen“ (Magda H).

„Existenzkampf ohne Gleichen, weil man sieht es ja, ich sehe es ja auch an meinen Kindern, also die, gerade mein Sohn und meine Schwiegertochter waren zeitweilig Hartz IV, haben mal wieder gearbeitet, meine Schwiegertochter. Mein Sohn schon lange nicht mehr, der ist jetzt Anfang fünfzig und der kriegt auch keine Arbeit in seinem Beruf [mehr] und da ist das natürlich vorprogrammiert, ja, dass das keinen Spaß macht für die“ (Max M).

„Also heutzutage kämpft eigentlich jeder für sich selbst. So sehe ich es schon“ (Janett L).

„Na es geht ja heute alles nur höher, schneller, weiter, besser. So, also einer der heutzutage einer der nur einen achte Klasse Abschluss hat, alles nur mit vier und fünf. Naja, der kriegt keinen Job, das muss man einfach so sagen oder wenn dann wirklich nur einen absolut schlecht bezahlten. Es zählt halt nur Leistung und das geht wirklich bei den Kindern los, gut sind die Kinder, die die besten Noten haben, gut sind die, die sich vielleicht noch nach der Schule oder nach der Arbeit irgendwo engagieren und es ist ja so“ (Jutta I).

Zwei sehr unterschiedliche Interviewpartner Elmar D und Elke E – einmal stark christlich beeinflusst und einmal mit gewissen Sympathien für die DDR als ‚historischem Projekt‘ – kommen bei ihren Bewertungen der heutigen Situation zu durchaus vergleichbaren Einschätzungen.

„Ich beobachte, dass also [heute] Menschen von Arbeit und Kälte aufgefressen werden. [...] Von Arbeit und Kälte.“ Elmar D hält die oft erwähnte starke soziale

Kohäsion in der DDR für einen Mythos. Doch er sieht die sozialen Beziehungen, insbesondere im heutigen Arbeitsleben, sehr kritisch. „... ich denke mal, vor allen Dingen auch im Beruf, entweder Sie wollen den Job haben, dann machen sie sechzig Stunden die Woche, oder: ‚Wir haben da draußen noch jemanden stehen.‘ Also dass man so knallhart manchmal/Und ich kann das nie einschätzen, in der DDR ist man so nicht knallhart behandelt worden, da ist man hinten rum knallhart behandelt worden.“

Elke E sagt: „Naja es ist [heute] oberflächlich, konsumorientiert, verlogen. Vielleicht alles ein bisschen krass, aber, ja. Das wären vielleicht so die drei Worte. Also nicht unbedingt lebenswert, obwohl“, und da schimmert Hoffnung durch, „ich denke, die Skala ist nach oben noch offen, also da kann noch ein bisschen was gehen.“

Einige Interviewpartner betonen, dass ihnen *keine negativen Punkte* am heutigen Leben einfallen: „Also bei mir ist alles positiv gelaufen, ich kann keine negativen Dinge für mich persönlich da herausfinden“ (Max M).

„Ja, also ich würde es nur positiv [sehen]. Also ich kann nichts Negatives sagen“ (Marianne K).

„Naja, fällt mir jetzt so eigentlich nicht wirklich was ein, muss ich sagen. Also jetzt nichts so Großartiges, nein“ (Kerstin E).

4.6 Politische und ehrenamtliche Aktivitäten

4.6.1 Wie wurden die gesellschaftlichen und politischen Organisationen in der DDR empfunden?

Bei den Antworten auf die Frage, wie im Lebensumfeld die gesellschaftlichen und politischen Organisationen in der DDR erlebt wurden, lässt sich eine sehr große Bandbreite feststellen. Nur relativ wenige Interviewpartner berichten offen von einer SED-Mitgliedschaft, häufiger kommt es vor, dass Familienmitglieder widersprüchliches von Parteimitgliedschaften erzählen und sich der Wahrheitsgehalt der Äußerungen nicht klären lässt. Ein Gesprächspartner, Erwin P, spricht von einer Mitgliedschaft in einer Blockpartei. Selten sind Aussagen wie die von Magda H: „Ja. Ich war Abgeordneter und war in der Partei. Aber dazu hat mich doch keiner gezwungen oder was“. Mit ihrem zustimmenden Grundtenor ist es typisch für einen Teil der älteren Gesprächspartner aus der Aufbau-Generation.

Ein anderer Interviewpartner dieser Generation (Michael Q) schildert seinen frühen politischen Werdegang mit den Worten: Er habe einen sozialdemokra-

tischen Familienhintergrund, doch „ich war selbst leider überhaupt kein Sozialist, überhaupt nicht überzeugt, im Grunde genommen in den Krieg hineingestolpert wie viele auch und habe also dann begonnen mit politischem Denken in der Gewerkschaft. Ich bin im November 45 in die Gewerkschaft eingetreten. [...] im Grunde genommen ist die Gewerkschaft mein Mutterboden, der mich zum Parteidenken geführt hat und bin dann eigentlich erst 1946 in die Partei eingetreten.“

Die folgende Interviewpassage charakterisiert eher Intentionen jüngerer Interviewpartner (wenn sie sich überhaupt zu einer Parteimitgliedschaft äußern): „... ich war damals auch Kandidat der SED. Aber durch die Wende ist das dann nachher alles, ja, hat sich das dann erledigt gehabt. Aus heutiger Sicht vielleicht sogar gut, wobei ich sagen muss, dass so die Richtung nicht verkehrt ist“ (Elvira B).

Ganz anders stellt einer der älteren Interviewpartner (Ernst O) seine Parteimitgliedschaft dar. Er sei mit Stolz in die SED eingetreten und wenigstens zeitweise mit Begeisterung dabei gewesen. Auch ist er stolz darauf, nach der Wende nicht einfach „hingeschmissen“ zu haben „als SED-Mann“; wenngleich er Phasen erwähnt, die durch eine gewisse Entfremdung gegenüber der Partei gekennzeichnet waren. Während des Studiums, „... habe ich mein erstes [von drei] Parteiverfahren gekriegt für so eine Blechbüchse. [In seinem Zimmer im Studentenwohnheim stand eine westdeutsche Bierdose im Regal.] Dann habe ich auch gedacht, Mensch, in welchem Zirkus bist du hier gelandet.“

Ansonsten wird in den Interviews von FDJ- oder Pionier-Aktivitäten berichtet (Else I, Max M, Magdalena F, Ellen A, Jürgen M), von der DSF (Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft), Sport- und Karnevalsvereinen oder auch der Gewerkschaft, in der man Mitglied sein musste, um bei der Verteilung von Urlaubsplätzen berücksichtigt zu werden.

In der Interviewsammlung „Die volkseigene Erfahrung“ von Niethammer et al. (1991) finden sich im Anhang drei „Betreuerberichte“ von Mitarbeitern der Akademie der Wissenschaften der DDR, welche die Mitte der 1980er Jahre durchgeführten Interviews seinerzeit für „übergeordnete Organe der DDR“ zusammengefasst hatten. Insbesondere einer dieser Berichte trifft den Gehalt unserer aktuellen Interviews genau, obwohl er fast 30 Jahre alt ist und auf einer eingeschränkten Auswahl von Interviewpartnern in Eisenhüttenstadt vor allem der Aufbau-Generation basierte. Ungefähr zwei Drittel davon waren SED-Mitglieder.

Man kann u.a. nachlesen: Der Eintritt in die gesellschaftlichen Organisationen „wird selten als eine aus inneren Motiven vollzogene Entscheidung verstanden, sondern man tritt ein,

- weil man sich nicht entziehen kann (dem moralischen Druck, der Überredung durch Vorgesetzte...),
- weil es einem gleichgültig ist und man seine Ruhe haben will,
- weil man keine Gegenargumente hat und an sich dafür ist, allerdings nicht genau weiß, wofür die Organisation eigentlich steht,
- weil man irgendeine Gruppe braucht, der man sich zugehörig fühlt,
- weil man mithelfen will, sich beteiligen möchte,
- weil man glaubt, eine ‚gute‘ Sache zu unterstützen, deren Güte aber ungeprüft vorausgesetzt wird, indem man sich an bestimmte Führer/Repräsentanten hält“ (S. 628).

„Zu den öffentlichen, direkt politischen Formen des Zusammenlebens nimmt man vorwiegend ein Verhältnis der fatalistischen, dulddenden oder listigen Hinnahme, der pragmatischen, vorteilsbedachten Ausnutzung, einer gleichgültigen Mitläuferschaft ein. Man richtet sich in ihnen ein, nimmt soziale Angebote an (z.B. Fahrten, Feiern, kulturelle Veranstaltungen, ohne sich groß um ihren politisch-ideologisch Gehalt zu kümmern)“ (S. 630). „Verschiedenartige Anpassungshaltung“ sei am weitesten verbreitet. Und: Es „... ist die Tendenz zur Nichtpolitisierung [...] nicht zu übersehen; ein zwar systemkonformes, aber opportunistisches Vorteils-Nutzendenken, das partielle Identifikation und lauwarmes Arrangieren und Mitmachen ein-, jedoch aktives, konstruktiv-kritisches Engagement ausschließt, herrscht bei vielen Befragten vor“ (S. 632f.). Genau das, was hier beschrieben wird, lässt sich in unseren aktuellen Interviews finden.

„Ja, wenn ich jetzt das mal so sehe, mit ihrer FDJ und Pionier und so, das haben sie ein bisschen zu doll gemacht. Das fand ich ein bisschen zu übertrieben. Das fand ich ein bisschen übertrieben, ja“ (Erika F).

Elvira B gebraucht einen eindrücklichen Begriff, ähnlich einem gesellschaftlichen „Räderwerk“, von dem sie sich gleich wieder distanziert, um die Einbeziehung in politische Aktivitäten zu beschreiben: „Wir waren in/naja, Maschinerie ist jetzt ein blöder Begriff dafür, wir waren halt da drin. Also, Jungpionier, Thälmann-Pionier, dann FDJ und so weiter.“

Janett L war nach eigenem Dafürhalten nicht sehr aktiv. „Also ich würde es nicht als politisch aktiv bezeichnen. Aber ja, das bin ich dann gewesen. Ich war Jungpionier und ich bin Thälmann-Pionier gewesen. Und ich war auch FDJ-ler. Das volle Programm. Aber das stand auch gar nicht irgendwie zur Diskussion, dass man es nicht wird, ja?“

„... ich war kein Parteiangehöriger, mein Mann auch nicht. Also nicht SED und so was“, sagt Maren N, doch sie habe mitgemacht, „was sich eben gehörte“. Offen

bleibt, was sie mitgemacht hat und was sich gehörte. Das Tragische in diesem Fall ist, dass die Interviewpartnerin psychisch sehr stark an dem Mitmachen litt (vgl. Familienporträt Kapitel 3.2.3).

„Es gab innerhalb der Betriebe dann mal irgendeine Zusammenkunft, wo die Fam/ auch die Familienangehörigen, also die, der andere Teil mit eingeladen wurde, wo man auch mal das Umfeld also mit kennenlernen konnte, vom Ehepartner, es wurden bei uns Frauentagsfeiern durchgeführt beispielsweise, es war immer, ja und andere Zusammenkünfte, Tag des Bergmannes, Tag des Eisenbahners und so weiter, der dann auch recht, recht groß gefeiert wurde, möchte ich sagen“ (Martina C).

Else I erzählt, dass sie in der Gewerkschaft war, sonst hatte man keinen Urlaubsplatz. „Gewerkschaft, was gab es denn noch: FDJ, Junge Pioniere, dann die SED.“

„... war ich verantwortlich für Polit, das war sozusagen die Krönung davon [...] und dann haben wir am Ende fünf Minuten da dieses Offizielle gemacht, dann haben wir eine halbe Stunde, weil wir da so viel Zeit verbringen mussten, haben wir Skat gespielt oder Kaffee getrunken“ (Manfred R). Ähnlich fällt auch die Erzählung einer Sitzung einer Blockpartei aus (Erwin P, vgl. Kapitel 3.2.1), wo die ausschlaggebende Intention zu sein schien, „seine Ruhe zu haben“.

Einige Befragte berichten von *Druck* und *Zwang*, um bei FDJ-Aktivitäten mitzumachen oder sich zur Jugendweihe zu bekennen. Eva H sieht das anders: „Nein. Überhaupt nicht“, sagt sie. Sie sei in keiner Jugendorganisation gewesen. „Hätte ich jetzt auch gar nicht gewollt, muss ich ehrlich sagen. Also ich habe mal Kulturfunktionär gemacht. [Wie das unabhängig von der FDJ ablief, bleibt unklar.] Also ich habe Kulturveranstaltungen organisiert, das hat mir Spaß gemacht (lacht). Also Theaterbesuche, Gespräche mit Schauspielern oder Fahrten oder sowas. Was ich dann später als Lehrerin eigentlich auch viel gemacht habe für meine Schüler. Habe ich schon immer gern gemacht. Aber jetzt nicht mich politisch engagiert. Das hätte ich also zu DDR-Zeiten nicht gemacht. Das hätte ich auch gar nicht gekonnt. Soweit war ich ja auch wahrscheinlich gar nicht überzeugt, oder das hätte ich gar nicht geschafft, nein, nein.“

„Unsere Kinder waren natürlich nicht in den Pionieren, unsere Kinder waren auch nicht in der FDJ, unsere Kinder hatten natürlich auch keine Jugendweihe, das war natürlich alles ein Dorn im Auge und es gab keine Möglichkeiten Abitur zu machen, obwohl sie zum Teil die besten waren in der Schule“ (Maria L).

Es wird aber auch Erstaunliches aus einer ländlichen Gegend berichtet: „Politische Organisationen, hatten wir eigentlich, was so Partei ist, hatten wir keinen Kontakt, keine Ahnung, kein/wir wussten zwar, dass da irgendwelche Bewohner hier in der Partei sind, aber dass wir da Kontakt oder irgendwie Erfahrung, gar nicht. Und gesellschaftlich sind wir, naja in so Sportvereinen. Wir haben immer

versucht, irgendwo/ich war zum Beispiel, wie alt war ich denn da, vielleicht zehn, elf, da gab es bei uns in der Schule einen Fanfarenzug und das war eigentlich für mich immer was ganz tolles. Wir haben da ein- bis zweimal die Woche Training gehabt. Ich war Hochtrommler und bin eigentlich auch bis zur zehnten Klasse dabei geblieben und selbst jetzt haben wir immer nochmal so Ehemaligentreffen, das ist eben immer noch was Besonderes“ (Else I).

Solitär ist die Meinung, dass die Aktivitäten „auch nicht anders wie heute“ gewesen wären (Martha G).

Bei den Antworten finden sich manchmal Hinweise auf das bereits behandelte *Schweigen* in der Familie, wenn es um politische Aktivitäten geht. Man kann es so sehen, dass bei den Jüngeren gewisse Wissensdefizite oder wirklich Rücksicht gegenüber den Älteren vorliegen: Martina C erzählt: „Also die [Eltern und Großeltern] waren Mitglied der SED, das weiß ich.“ Was sich in den Interviews mit dem Vater und der Großmutter in dieser Familie aber nicht wiederfindet. „Aber dass ich jetzt, also so, ich sag jetzt mal, als aktiv würde ich das [Engagement älterer Familienmitglieder] nicht bezeichnen“ (Julia C). Und Kai D mutmaßt: „Ich weiß nicht, ob man Geschichtslehrer werden konnte in der DDR, wenn man nicht in der Stasi war“. Ähnlich sind auch die Vermutungen von Jochen N über seinen Großvater, der bei der Post gearbeitet hat (vgl. Kapitel 3.2.3).

4.6.2 Politische Aktivitäten heute

Die meisten älteren Befragten *befürworten politische Aktivitäten* der jüngeren Familiengenerationen, auch wenn sie dies nicht unmittelbar animieren würden. „Empfehlen würde ich es nicht, aber ich würde jetzt auch kein Problem sehen, wenn sich dazu jemand entscheidet. Also ich finde es auch gut, gerade mit unserer Einstellung, dass auch Christen in die Politik gehen, weil ich denke, aufgrund dieser Einstellung her, weil uns das wichtig ist, ist das auch gut, dass es da Menschen gibt, also ich würde da nie dagegen reden, aber ich jetzt auch keinen jetzt so ins Gewissen reden. Ich wüsste aber auch nicht, wer es von unseren Kindern da, man muss ja da auch ein bisschen eine Begabung dazu haben und so, wer das jetzt machen könnte, aber ich, ich hätte grundsätzlich nicht irgendwas dagegen oder könnte mir das gar nicht vorstellen, aber ja“ (Elsbeth K).

„Das muss sie [die Tochter] selber wissen, die ist alt genug. Da sag ich nichts. Wenn sie in die Partei irgendwie eintritt, dann muss sie eintreten. Da hab ich auch nichts gesagt, wo sie aus der Kirche ausgetreten sind. Ist dein Leben, das musst du selber wissen. Deshalb würde ich nie, würde ich nicht machen. Auf keinen Fall.

Wenn natürlich was ganz Verrücktes wäre: NPD oder so, dann tät ich schon sagen: ‚Das gefällt mir ja nun überhaupt nicht, aber machen kannst du auch nichts.‘ Aber das würde sie auch nicht machen, da kenne ich sie zu gut“ (Else I).

„Wenn sie [die Tochter] das möchte. Wenn sie das gut findet“ (Erika F).

„Ja, da würde ich nicht negativ dazu stehen. Das, also sie tun, das müssen sie selbst verantworten und dann glaube ich auch, dass das so wäre. Dass die dann, also dass sie das erst tun würden, wenn sie wirklich davon überzeugt wären“ (Martina C).

„Nein. Ich rede da nicht rein. Die müssen selber entscheiden“ (Marianne K).

Einige Befragte beziehen sich auf ihre *DDR-Erfahrungen*, um ihre ablehnende Haltung zu politischen Aktivitäten zu begründen: „Also ich habe mit der Wende eigentlich gesagt ‚Nie wieder‘. Nie wieder, sag ich mal, auf alle Fälle ist es dabei geblieben, also ich werde nie wieder einer Partei angehören. Weil, wenn ich denke, ich mach es richtig und wenn das dann abgeschafft wird und plötzlich gehör ich zu denen, die es wieder völlig gemacht haben. Also das kommt nicht noch mal vor, Sympathisant ja, aber mehr nicht“ (Emil C).

„Naja, weil es mir ja nicht gut bekommen ist. Das würde ich deshalb schon abraten“ (Maren N).

Elfriede Q würde nicht empfehlen, sich politisch zu betätigen, „weil sie eh keinen Einfluss haben. [...] Ob man sich betätigt oder nicht, das spielt keine Rolle.“

Und Edith R fragt sich: „Bin ich politisch aktiv? Ich würde jetzt sagen, ja, aber ich bin in keiner Partei und trotzdem halte ich mich für einen politischen Menschen. [...] Ich glaube sogar, dass es viele Menschen gibt, die viel politischer sind, weil sie sich nicht engagieren oder irgendwo integrieren in eine irgendwas.“

Zwei Sonderfälle älterer Interviewpartner stellen Manfred R und Ernst O dar: Der erste war SED-Mitglied, trat dort aber mit dem gesellschaftlichen Umbruch aus. Er engagierte sich dann zunächst als Parteilooser und später auch parteipolitisch sehr stark. Der zweite war auch SED-Mitglied, hatte aber zeitweilig Probleme mit der Partei, auf ihn war außerdem ein IM der Stasi angesetzt, wie er durch Akteneinsicht bei der Stasi-Unterlagenbehörde erfuhr. Nach 1990 setzte er im wiedervereinigten Deutschland sein parteipolitisches Engagement bewusst in der Nachfolgepartei der SED fort.

Für eine größere Gruppe von Gesprächspartnern, die sich aber nicht quantifizieren lässt und auf der Grundlage der Interviews auch inhaltlich nicht beschrieben werden kann, ist wohl anzunehmen, dass sie mit ihrem früheren politischen Engagement mit der Wende ‚heimatlos‘ wurden. Michael Q ist derjenige, der das offen ausspricht: „In dem Rahmen, in dem nun [1990 während des politischen Umbruchs] neu gewürfelt wurde, musste ich auch einen neuen Platz finden, habe ich

damals nicht gefunden. Ich bin dann nie wieder in einer Partei oder irgendeiner Gewerkschaft gewesen.“ Obwohl er hervorhebt, dass „das Herz links sitzt“.

Andere betonen ihr *fehlendes politisches Interesse*. „Naja, also, muss ehrlich sein, das ist auch bei uns in der Familie nicht unbedingt erforderlich oder, oder kein Interesse dafür“ (Michaela I).

„Nein. (lacht) Also politisch aktiv nie. Also heute würde ich immer sagen ‚Lasst bloß die Finger von jeder Partei, hier ist sowieso alles eine Soße und alles verlogen.‘ Aber gesellschaftlich aktiv schon. Also das, was ich jetzt am Runden Tisch mache zum Beispiel, der erklärt sich nach außen hin als politisch inaktiv, das stimmt zwar nicht so, aber wenn man sich in bestimmten Gremien, sich an der Uni zu engagieren oder im Freundeskreis zu engagieren oder sich gemeinnützig zu engagieren, das denke ich ist gut. Weil es einen auch selbst zeigt, wo man seine Stärken hat, wo man Schwächen hat und auch natürlich, dass man in Gemeinschaft immer besser dran ist“ (Elke E).

Auffällig ist, dass *parteipolitische Aktivitäten* bei den Kindern rar sind. Nur zwei Personen (Jan O und Kevin R) engagieren sich in einer Partei oder sagen, dass sie Parteiveranstaltungen besuchen. Wenngleich durchaus über Aktivitäten im Bereich der Asylpolitik (Jana H), des Tierschutzes (Katleen F) und der Hochschulpolitik (Katharina A) berichtet wird. Ansonsten wird erwähnt, dass man keine Zeit (Jürgen M) oder kein Interesse habe (Kristin K, Klaus J, Kerstin E, Jutta I, Karin G, Kai D) und deshalb nicht politisch aktiv werde. „Ich habe mit Politik eigentlich überhaupt nichts am Hut“, sagt Jule Q und bricht damit mit der sozialistischen Familientradition.

Es werden Vermutungen über die Politik und die Politiker geäußert, die einem Engagement entgegenstehen. „Ich gehe wählen. Und/ Also ich möchte nicht in der Politik mitmischen, weil ich also denke, dass da auch viel Lug und Betrug ist. Aber: Ich möchte schon Sorge dafür tragen, dass die richtige Partei an der Spitze ist, ja? Ja“ (Janett L).

„Also gar nicht, meine Mutti ist auch nicht politisch aktiv, also die schimpft nur auf die Politiker, dass das alles Verbrecher sind und die geht auch nicht wählen. Das interessiert die alles irgendwie nicht. Meine Oma gut, die geht wählen, aber ich glaube bei denen ist so 40 Jahre mitschwimmen in der DDR. Das hat sich auf uns alle in der Familie, denk ich auch einfach so übertragen [sic!].“ Man kann diese Passage so interpretieren, dass Jutta I selbst eine Kontinuität des Unpolitischen in ihrer Familie sieht (vgl. Kapitel 3.3). Sie fährt fort, „also wir leben hier und da ist auch keiner irgendwie aktiv. Also auch mein Onkel, meine Tante, meine Cousins. Ich kenne jetzt niemanden bei uns in der Familie von meinem Mann, der irgendwie sich da engagiert.“

Zum Teil verfestigt sich der Eindruck, der bereits anklang, dass Wählen inzwischen durchaus als politische Aktivität angesehen wird. Ein Interviewer fragt: „Also, genau, waren Sie eigentlich schon einmal politisch aktiv?“ Die Antwort lautet: „Ich war wählen“ (Karsten B).

5. Thematische Cluster der DDR-Erinnerung

Martin Sabrow hat 2009 einen Band über „Erinnerungsorte der DDR“ vorgelegt, in dem er das Zurückschauen auf den zweiten deutschen Staat historisch einordnet. Traditionell lassen sich während der Existenz der DDR drei Gedächtnisse unterscheiden. Das offizielle „herrschaftslogische *Traditionsgedächtnis*“, das danach trachtete „die politisch unerwünschten Erinnerungen mit den Mitteln der Zensur, der Indoktrination und der unverhüllten Repression zu überformen oder gänzlich zu unterdrücken“. Die Geschichte der DDR sollte als entwicklungsgeschichtlicher Reifungsprozess „veredelt“ werden. Diesem offiziellen Traditionsgedächtnis stand in Westen zunächst ein *Empörungsgedächtnis* gegenüber, das das „Bewusstsein vom Unrechtscharakter der SED-Diktatur“ wachhalten sollte. Als Basis einer deutsch-deutschen Politik führte diese Form des Gedächtnisses jedoch in eine Sackgasse. Es bildete sich, im Rahmen der neuen Ostpolitik seit den 1960er Jahren, ein *Akzeptanzgedächtnis* heraus, das die deutsche Teilung in Rechnung stellte und gleichzeitig versuchte zu einem geregelten Verhältnis zu kommen, das wiederum Entwicklungen in der DDR bewirken könnte (Sabrow 2009, S. 16f.). Das Motto dieser Politik war: Wandel durch Annäherung.

Keines dieser Gedächtnisse habe den gesellschaftlichen Umbruch 1989/90 und die anschließende Transformationszeit überlebt, sondern damals seien drei andere Gedächtnisse entstanden, die bis heute die Erinnerung an die DDR bestimmen, nämlich erstens: „Das *Diktaturgedächtnis*, das auf den Unterdrückungscharakter der SED-Herrschaft und ihre mutige Überwindung in der friedlich gebliebenen Revolution von 1989/90 abhebt“ (Sabrow 2009, S. 18). Sehr pointiert und klar für diese Form der Erinnerung äußerte sich der damalige Direktor des Münchner Instituts für Zeitgeschichte, Horst Möller, 2006 in einer öffentlichen Anhörung zu den Empfehlungen der Expertenkommission „Aufarbeitung der SED-Diktatur“: „In meinen Augen ist der Staatssicherheitsdienst charakteristischer für die DDR als die Kinderkrippen“ (Sabrow et al. 2007, S. 56).

Eine Extremposition mit einem ähnlichen Tenor vertrat auf der gleichen Veranstaltung die seinerzeitige Landesbeauftragte des Freistaats Thüringen für die Stasi-Unterlagen Hildigund Neubert: Bei der Erinnerung an die DDR gehe es nicht um eine historisch-kritische Betrachtungsweise, „was immer das sein mag“, sondern um die Durchsetzung des „Paradigmas der politischen Delegitimierung der DDR“.

Sie konstatierte, dass der „demokratische, antitotalitäre Konsens im Osten“ über diesen Sachverhalt allerdings noch hergestellt werden müsse (in Sabrow et al. 2007, S. 141f.).

Dies wird deutlich anhand des *Arrangementgedächtnisses*, „das vom richtigen Leben im falschen weiß“ (Sabrow 2009, S. 19). Diese Form der Erinnerung an die DDR sei bis heute in Ostdeutschland dominant. In diesem Gedächtnis gehe es darum, wie man sich mit den gesellschaftlichen Anforderungen und staatlichen Zumutungen in seiner Lebenswelt auseinandersetze. Wie man persönlich ein Arrangement fand, das vielleicht ein ungeliebter Kompromiss war. Doch die Erinnerung daran verbinde beispielsweise das Blauhemd der FDJ nicht nur mit der Parteimacht, „sondern auch [mit der] glücklichen Zeit der eigenen Jugend“, und der Einkaufsbeutel erinnere nicht nur an die Mangelwirtschaft, „sondern auch an den einstigen Wert der Dinge“. Genau solche Erinnerungen finden sich in den Interviews, die wir geführt haben, in ganz unterschiedlichen Lesarten und Gewichtungen wieder.

Das dritte Gedächtnis bezeichnet Sabrow als *Fortschrittsgedächtnis*, bei dem die DDR von ihrem Anfang her gedacht werde, als Versuch, eine gerechtere Gesellschaft aufzubauen. Zwar werde konzediert, dass dieser Versuch aus diversen Gründen gescheitert sei, doch als Bekräftigung der an sich guten Absichten, werden immer wieder Institutionen oder gesellschaftliche Umstände in der DDR genannt, die positiv gesehen werden müssten. Im Kapitel 4 hatten wir schon solche Formen der DDR-Erinnerung kennengelernt, rückblickende Vorstellungen „von einer geordneten DDR-Welt, in der der Mensch keine Ware war“ (Sabrow 2009, S. 18f.). Alle drei Gedächtnisse stehen bis heute nebeneinander. In ihrem Kräftefeld werde „die DDR-Vergangenheit täglich neu verhandelt“.

Unsere Interviews belegen empirisch die Thesen von Martin Sabrow. Ausschnittsweise gaben bereits die Interviewpassagen der vorhergehenden Kapitel 3.2 und 4 wieder, dass unsere Gesprächspartner sich auf die drei Gedächtnisse beziehen. Die Erinnerungen werden jedoch differenziert gewichtet und bewertet. Dabei grenzt man sich ab, bezieht sich auf Kennzeichen der DDR-Gesellschaft, die diese charakterisieren sollen.

Ankerpunkte der kollektiven Erinnerung werden als *Erinnerungsorte* bezeichnet. „Der Erinnerungsort“, schreibt Sabrow (2009, S. 22), „bildet die Komplementärfigur zum Zeitzeugen und schlägt wie dieser die Brücke zu einer früheren Zeit, die so unmittelbar wie möglich erfahren werden und zugleich unwiderruflich vergangen bleiben soll.“ Hinsichtlich der DDR werden in seinem Sammelband 49 Erinnerungsorte vorgestellt, vom Antifaschismus bis zur Universitätskirche Leipzig. Wir begnügen uns an dieser Stelle mit einer geringeren Anzahl von *Themen*, die

unsere Interviewpartner im Zusammenhang mit der DDR-Erinnerung ansprachen. Wir orientieren uns an der Ausstellung der Friedrich-Ebert-Stiftung Berlin, bei der zum ersten Mal im Jahr 2015 Ergebnisse unserer Studie vorgestellt wurden. Dabei illustrierten Interviewpassagen zusammenfassende *thematische Cluster*, die hier ergänzt und breiter dargestellt werden. Es handelt sich um die Erinnerungsorte

- Unrechtsstaat, Rechtsstaatlichkeit,
- Widerspruch und Kritik,
- Gemeinschaft, sozialer Zusammenhalt,
- soziale Sicherheit,
- Wirtschaft und Umwelt sowie
- Urlaub.

5.1 Unrechtsstaat, Rechtsstaatlichkeit

Die Delegitimierung der DDR, im Sinne des Diktaturgedächtnisses, wird oftmals mit dem Begriff des *Unrechtsstaates* zur Beschreibung der DDR verbunden. In der Untersuchung und in den Gesprächen haben wir diesen Begriff nicht verwendet, sondern er wurde durch unsere Interviewpartner eingeführt. Dabei fallen drei Gesichtspunkte auf:

- Der Begriff wird nicht sehr häufig verwendet (11 Nennungen).
- Die Bereitschaft, den Begriff für die Beschreibung der DDR zu benutzen, sinkt mit dem Alter.
- Es gibt eine große inhaltliche Verwirrung, was eigentlich gemeint wird. Das hängt damit zusammen, dass beispielhaft auf empirische Sachverhalte verwiesen wird, die Unrecht veranschaulichen sollen; damit handelt es sich aber nicht um eine Auseinandersetzung über Prinzipien des Staates, sondern es wird über die Präge- und Aussagekraft von Beispielen zur Beschreibung einer ganzen Gesellschaft diskutiert. Das ist aber das Problem, das die Diskussion über die DDR-Erinnerung kennzeichnet, und keine Lösung desselben (Sabrow et al. 2007).

Bei den Zitaten aus unseren Interviews werden jedoch, unabhängig von der Begrifflichkeit des Unrechtsstaates, *Missverständnisse über das Wesen eines Rechtsstaates* deutlich. Denn die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland illustriert, beispielsweise mit der Strafbarkeit homosexueller Handlungen oder mit der Entnazi-

fizierung, dass Rechtsstaatlichkeit Unrecht möglicherweise nicht verhindern kann. Doch sie stellt wichtige Strukturen und Institutionen zur Verfügung, um staatliches Handeln *im Prinzip* zu kontrollieren, Willkür vorzubeugen und Gesetze zu überprüfen. *Dieser* Unterschied zur DDR, Rechtsstaatlichkeit als Instrument gegen staatliches Handeln, ist vielen unserer Gesprächspartner nicht klar, die häufig auf einer lebensweltlich geprägten Ebene des eigenen Erlebens argumentieren. Das trifft aber kaum das Problem der Abwesenheit rechtsstaatlicher Strukturen.

Großeltern

Auffällig ist, dass die *Großeltern* die Begriffe „Unrecht“ oder „Unrechtsstaat“ *überhaupt* nicht verwenden. Das, was bei den anderen beiden Gruppen von Interviewten relativ breit und mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen diskutiert wird, taucht bei der ältesten Gruppe nicht auf. Dies ist ein erstaunliches Ergebnis, weil eine Einschätzung in der Literatur ist, dass sich die frühe Phase der DDR (die 1950er und 1960er Jahre) durch ein größeres Ausmaß von Unrecht und Repression auszeichnet als spätere Zeiten (Fulbrook 2011, S. 41ff.). Das Empörungsgedächtnis des Westens hatte ja gerade seine empirische Basis zum Beispiel im Stalinismus, der Zwangskollektivierung der Landwirtschaft oder den Grenzsicherungsmaßnahmen der DDR.

Eltern

Es zeichnen sich zwei extreme Positionen ab: Es gab Unrecht in der DDR in dem Sinne, das beispielsweise Willkür und inakzeptables staatliches Handeln vorkam, aber die Dimension dieses Unrechts war nicht so groß, dass es prägend für die ganze Gesellschaft gewesen sei und man deshalb von einem Unrechtsstaat reden könne. Um das obige Zitat modifiziert aufzugreifen: Für manche Gesprächspartner ist individuelles Glück charakteristischer für die DDR als staatliche Willkür. Zum Teil versucht man sich auch gegen die Begrifflichkeit abzugrenzen, weil der Begriff Unrechtsstaat politisch konnotiert sei und man diese inhaltlichen Zusammenhänge bewusst vermeiden möchte.

„Es gab, ich habe ihnen jetzt von Unrecht einiges erzählt [Geschichte eines Freundes, der im Stasi-Gefängnis saß]. Es war schlimmes Unrecht. Ich habe alle seine Stätten, ich bin nach Hohenschönhausen gegangen mit ihm [dem Freund] [...] und da könnte ich ihnen auch eine [andere] Episode erzählen, wie einer völlig un-

schuldig verknackt wurde. [...] Auch Unrechtsstaat. Natürlich gab es Unrecht. Ich habe Ihnen Beispiele genannt. Das ist nacktes Unrecht gewesen solche Verurteilungen. Das hätte mit einem ganz normalen Gespräch ab/hätte man abhandeln können. Warum solche Menschen Haftstrafen, damit produzierten sie ja auch Feinde. [...] Es gab Unrecht, das sage ich ja auch, aber ein Unrechtsstaat, auch wenn es völkerrechtlich nicht definiert ist, war es in dem Sinne nicht. War es nicht“ (Ernst O).

„Ja, zu mindestens so, wie die DDR dargestellt wurde, nicht. Sie wird ja eben als der absolute Unrechtsstaat dargestellt. Sicherlich gab es Unrecht, gar keine Frage. Aber hier lebten Menschen und die waren sehr individuell und die waren eben, wie gesagt, nicht unglücklich, das glaube ich nicht im großen Stil. Ich glaube, dass die Menschen im großen Stil heute ängstlicher geworden sind und eigentlich, sagen wir mal, Burnout [...], das gab es zu DDR-Zeiten nicht, ja“ (Elena L).

„Letztens hat jemand zu mir gesagt, ‚Ja, die DDR war ein Unrechtssystem.‘ Ja, habe ich nicht erlebt, kann ich nichts zu sagen. Ich habe zwar was gehört, wie gesagt der Kumpel mit dem Stasi-Knast, habe ich gehört, aber ich habe das nicht erlebt. Ich habe erlebt, dass man ‚nein‘ sagen konnte [...]. Ich habe schon gesagt, was ich dachte, aber ich habe nie irgendwie Widerstände erlebt. [...], also ich habe es auch erlebt, dass wir relativ frei waren in unseren politischen Äußerungen. Ich habe da nicht unbedingt ein Blatt vor den Mund genommen. Habe ich nicht so erlebt. Wie gesagt, ich konnte auch sagen: ‚Hier, ich gehe nicht in eine Partei.‘ War gar kein Hype, nein Unrechtsstaat kann ich in der DDR nicht sagen, ich fühlte mich auch nicht eingeknastet und das sage ich auch heute noch und heute wieder“ (Elke E).

Ellen A betont, dass ihr erst nach der Wende die Dimension des Unrechts deutlich geworden sei, doch es bleibt unklar, ob sie die DDR als Unrechtsstaat ansieht. „Seitdem ich wirklich weiß, was da an Unrecht passiert ist, ich hab viele Bücher gelesen darüber, Filme gesehen und persönliche Lebensgeschichten gehört über Gefängnisse, Freikauf. Und mich interessiert das halt sehr und ich bin auch mit Jugendlichen jetzt schon an solchen, mal in so einem Stasi-Gefängnis gewesen, hab mir diese, hab da Führungen mitgemacht und durch diese ganzen persönlichen Lebensgeschichten der Menschen, da, ja da hab ich erst mal erfahren, was da wirklich losging. Weil wir wurden ja, es wurde ja alles abgeschirmt. Man hat ja nichts erfahren, man wusste nur von sich selber, vielleicht noch ein ganz nahes Umfeld, aber was von diesen ganzen Gefängnissen und so, hat man ja alles nicht gewusst. Wie schlimm das da wirklich ist. Und von Freikäufen und so, also ich hab das nicht wirklich nicht gewusst. Und dadurch hat sich das alles eher jetzt noch negativ entwickelt und zum Beispiel war ich ganz erschüttert über den Jugendwerkhof in X,

was dort mit den Jugendlichen gemacht wurde und ich bin dort ein Jahr dran, immer mit dem Bus vorbeigefahren und hab das nicht geahnt, man wu/dachte es sind schwer erziehbare Jugendliche, hat man irgendwo mal gehört, aber was den Jugendlichen dort angetan wurde, an Unrecht, das, das schockiert mich heute noch viel mehr.“

Elmar D ist sehr dezidiert: „Ich möchte nicht mehr die DDR zurück haben, nie und nimmer. Das war eine Diktatur mit unrechtsstaatlichen Strukturen. Aber es war natürlich nicht alles schlecht.“

Die andere Position ist ein extremer Gesetzespositivismus, mit dem sich, wenn er denn zuträfe, jedes Unrecht und jede Willkür legitimieren ließe: „Naja, was wird das, was allgemein so erzählt wird, also dass wir alle, also, es war alles grau und trist und keine Abwechslung und was sollte man denn machen. Alle mussten sie leise sein und alle wurden sie bespitzelt und so in der Richtung. Polizeistaat, Unrechtsstaat, das sind die Sachen, die ja den Kindern auch in der Schule heute beigebracht werden. In der Schule, wenn wirklich über alte Zeiten gesprochen wird, dann wird ja jemand eingeladen, der in der DDR eingesperrt war, weil er vielleicht über die Grenze wollte und erwischt wurde und nicht etwa jemand, der Grenzer an der Grenze war. Die armen Schweine an der Grenze, die mussten auch ihre Befehle erfüllen, das war eben halt so. [...] Schon alleine die Diskussion Rechts- und Unrechtsstaat, reden wir nicht drüber. Macht keinen Sinn, weil ein Rechtsstaat ist ein Staat, der sich nach bestimmten Gesetzen richtet. Und das haben wir in der DDR auch gemusst. Sonst wäre nämlich nie jemand eingesperrt worden, wenn er nicht Gesetze verletzt hätte“ (Emil C).

Kinder

Die Kinder, die den Begriff „Unrechtsstaat“ verwenden, tun das zum großen Teil zustimmend: Jana H stellt ihre frühe Kindheitssicht der heutigen Erwachsenenperspektive gegenüber und kommt zu einer eindeutigen Einschätzung: „Also aus meinem damaligen Wahrnehmen [als Kind], war es ein völlig normales Leben. Also mir hat nichts gefehlt. Aus meiner heutigen Sicht war es natürlich ein Unrechtsstaat. Und mir hätte, wenn ich erwachsen gewesen wäre, glaub ich viel gefehlt. [...] Ja, dass die DDR grundsätzlich eine Diktatur und ein Unrechtsstaat war, der verfassungsrechtlich einfach nicht sauber gearbeitet hat [in dieser Meinung lässt sie sich nicht beirren]. [...] Wenn ich die Medienberichterstattung beeinflussen könnte, ich würde mehr aufklären darüber und ich denke, es ist vielen heute noch nicht klar, wie das politisch alles zu werten ist. Was da passiert ist. Also ich denke, dass

es ein Unrechtsstaat war und ich meine, man kann sich das alles anschauen, aber ich glaube, es ist noch nicht in die Köpfe aller DDR, ehemaliger DDR-Bürger gedrungen, dass es diese Gefängnisse gab, dass dort gefoltert wurde, wie dort gefoltert wurde.“

Kai D zieht für sich einige rote Linien in der Diskussion, wo er nicht mit sich reden lasse: „Und es gibt so ein paar rote Linien, also, dass es ein Unrechtsstaat war, dass es eine Diktatur war, dass es keine Freiheit für die Menschen gab, dass sie da doch sehr eingeschränkt waren, das ist für mich feststehend. Und da gibt es auch nichts, wo man drüber diskutieren kann. Das kenne ich dann aus Kreisen, die da Landwirtschaft in der DDR gemacht haben und denen ging es natürlich verhältnismäßig gut. Und dann beginnt natürlich auch an der einen oder anderen Seite schönes Gerede. Und das sind dann so die Momente, wo dann so die roten Linien da auch deutlich werden.“

Und Katharina A stellt ihre Auffassung in den Zusammenhang ihrer Sozialisation: „Also ich glaube, dass es wirklich stimmt, dass die DDR schon ein Unrechtsstaat war in dem Sinne, dass Andersdenkende verfolgt wurden und ich glaube das ist einfach mal eine Tatsache. [...] also ich glaube die sehen schon alle [bei ihr in der Familie], dass die DDR für sie ein Unrechtsstaat war. Aber es liegt auch wieder an diesem gemeinsamen christlichen Lebensverständnis.“ Demgegenüber haben wir bereits festgestellt (Kapitel 3.2.3 und 3.3), dass Katharina A sich ganz bewusst mit einem ihrer Ansicht nach differenzierteren DDR-Bild vor allem von ihrer Mutter abgrenzen möchte.

Jan O argumentiert ähnlich wie Jana H, indem er die Eindrücke von Kindheit und Jugend seiner heutigen Sicht gegenüberstellt, doch sein Votum lässt sich so interpretieren, dass Unrecht zur Beschreibung des ganzen Staates nicht taugt. „Ich habe es ja natürlich als Kind oder junger Jugendlicher erlebt, wo ich überwiegend positive Erinnerungen habe. Ansonsten muss ich natürlich auch aus heutiger Sicht sagen, es gab natürlich auch Unrecht und viele Sachen, die man einfach ablehnen muss. [...] Also ich habe schon den Eindruck, dass dort mit Einschätzungen über die DDR gerade zu solchen Jahrestagen wie 25 Jahre Wiedervereinigung oder der Mauerbau und so, dass dann doch ziemlich Politik betrieben wird und dann dort grundsätzlich DDR-Bilder gezeichnet werden, für die jüngere Generation, die das nicht so miterlebt hat, für Menschen, die aus den alten Bundesländern kommen, die das sicherlich immer ganz anders erlebt haben, die dann doch ein sehr einfaches Bild vermitteln wollen. Es war alles schlecht und es gab ja diese Debatte, der Unrechtsstaat, was natürlich immer schwer ist, das auf so einen Begriff zu verkürzen. Jeder von uns wird den wahrscheinlich anders definieren. Wenn man sagt, es war Unrecht, dass es natürlich dann keine unabhängige Justiz gab, klar, dann muss man

dem zustimmen. Auf der anderen Seite gab es natürlich auch Gesetze, da wird es dann schwierig zu sagen, das war nun alles Unrecht. [...] wo ich dann auch sozusagen mit meinem Vater mich dann auseinandersetze. [...] Er vertritt da dann manchmal auch eine, ich sage mal, deutlich schärfere Ansicht als ich, was die Geschichtsbeurteilung in der Presse anbelangt, und er sieht das oft so ein bisschen als Geschichtsglättung und ich versuche das dann so ein bisschen differenzierter zu sehen.“

5.2 Widerspruch in der DDR

Großeltern

Bei den Großeltern tritt Widerspruch nur als Bekenntnis zum Glauben und/oder Bekenntnis zum Staat auf. Dies zeigt sich daran, wie mit der Frage der Jugendweihe umgegangen wird. Durchaus üblich war ein Kompromiss, *sowohl* Konfirmation *als auch* Jugendweihe, um möglichen Ärger zu umgehen *und* seinen Glauben zu leben.

„Wir sind weiterhin in die Kirche gegangen. Die Kinder sind auch alle konfirmiert. Sie hatten zwar auch alle Jugendweihe, denn sie wollten ja dann auf die Oberschule und da mussten wir das schon machen. Wir haben eben immer den Mittelweg gesucht. [...] Weil es auch immer wieder zu bösem Blut kam. Zu Unstimmigkeiten kam es dann eben immer wieder. Man war ja praktisch gezwungen auf die Kinder/ sollte man nicht in die Kirche schicken und eben in die andere Richtung gehen und das haben wir auch nicht gemacht. Das haben wir uns auch nicht nehmen lassen. [...] Wir sind weiterhin in die Kirche gegangen. Die Kinder sind auch alle konfirmiert“ (Mathilda P).

Veronika A verweigerte sich indes dem „Mittelweg“: „Die Jüngste, die war da dann, zwar nur noch eine in der Klasse, da wurde schon in der 2. Klasse gefragt: ‚Bei wem kommt mal keine Jugendweihe in Frage?‘ Da war sie nur noch die Einzige in der Klasse, die es ausgestanden hat. Die hatten ja dann gar keinen Mut mehr. Und das finde ich nicht so schön. Die Lehrer waren ja gezwungen, dass, die wurden gezwungen dazu, dass nach Möglichkeit die ganze Klasse vollständig Jugendweihe hatte. Ich hatte zum Beispiel die eine Klassenlehrerin, die kam mal ins Geschäft [in dem V. arbeitete] und, und hat ein Brot [gekauft] und hat gefragt: ‚Wie ist denn das Frau A?‘, ich sag, ‚Bei uns da kommt nur die Konfirmation in Frage.‘ ‚Das hatte ich mir schon gedacht, aber ich musste ja fragen.‘ Die andere Lehrerin von der anderen Tochter hat gesagt: ‚Na warum machen Sie denn nicht beides, Jugend-

weihe und Konfirmation?‘ Ich sag: ‚Warum denn? Die Genossen machen doch auch nicht beides.‘“

„Naja, ich will mal sagen, meine Kinder, die sind, wenn sie aus der Schule gekommen sind, hatten wir Konfirmation oder Jugendweihe. Und das war damals, sollte jeder zur Jugendweihe gehen. Und ich mein, wir sind evangelisch und unsere Kinder, die wollten auch konfirmiert werden. Und da sind wir eben richtig unter Druck gesetzt worden, dass wir, dass die zur Jugendweihe gingen. Meine Tochter hat dann Jugendweihe und aber ein Jahr später noch zur Konfirmation gegangen. Und bei meinem Sohn, da haben wir es durchgesetzt, dass er zur Konfirmation ging“ (Michaela I).

Maria L grenzt sich ganz bewusst gegen ein politisch gewendetes Christentum ab: „Da wir eben überzeugte Christen immer waren und auch heute noch sind, wollten wir unsere Kinder nicht von dem Staat erziehen lassen. Ich habe also meine Kinder/ Ich bin also nicht dann arbeiten gegangen, sondern wir haben die Kinder selber zu Hause erzogen. [...] Na ja es war schon schwierig, aber ich meine, weil wir eben Christen waren, haben wir uns nicht mit dem befasst, was die übrigen Menschen, dass sie nun gegen den Staat, gegen den Staat also. Das haben wir nicht zu/ Allerdings hatten es unsere Kinder in der Schule natürlich schlecht. Und es konnte keiner ein Abitur machen. [...] Also es gab immer treue Christen, die sich zu ihrem Herrn und Gott, zu ihrem Jesus Christus als ihrem Erlöser hielten und solche, die das eben nur von der politischen Seite aus gesehen haben, und wir haben das eben nie von der politischen Seite aus gesehen, sondern von der christlichen Seite aus. Wir haben das eben aus Gottes Hand genommen, dass wir hier wohnten und haben so gelebt.“

Die entgegengesetzte Position, christlicher Glaube als politische Opposition, vertritt dagegen Viktor D: „Ja, also, wir Kinder waren ja schon etwas gezeichnet, weil [schon sein] Vater Pfarrer war und naja da waren wir schon etwas Außenseiter, haben uns aber unter dem Dach der Kirche auch ganz wohlgeföhlt. Und hatten dann so viel Kraft auch gegenüber, ich hatte es an, an dem Punkt der Wahl deutlich gemacht, so viel Rückgrat zu haben, zu sagen, ‚Nein, also so unterstützen wir euch nicht.‘“

Eltern

Bei den Eltern gibt es auch die Frage Jugendweihe oder Konfirmation, doch gleichzeitig geht es darum, verweigert man sich gesellschaftlichen Organisationen, nutzt man die offiziellen Kanäle für Kritik (das Eingabewesen), riskiert man Wider-

spruch oder, gegen Ende der DDR, offene Opposition? Gegenüber den Formen, wie von den Großeltern Widerspruch angesprochen wird, sind die Äußerungen der Eltern um einiges vielfältiger.

„Ich muss Ihnen auch ehrlich sagen, ich habe meine Eingaben gemacht an die Regierung. Ich habe meine Schreiben wegen der miserablen Wirtschaft gerichtet an hohe Leute im ZK, da habe ich mich überhaupt nicht geschaut. Die habe ich natürlich in meinem Brief mit Genosse angeschrieben. [...] Ich habe, wie gesagt, meinen Ärger mit der Partei gehabt und das drei Mal [drei Parteiordnungsverfahren] und das drastisch und habe mich aber lieber angelegt und wenn Leute sagen, man konnte nicht streiten in der DDR, man konnte seine Meinung nicht sagen, auch das halte ich für Geschwindel. Also die haben ihre Meinung nicht gesagt, weil sie geduckmäusert haben oder weil sie glaubten, sie haben Nachteile davon. Sie haben mögliche Nachteile geschaut, das würde eher zutreffend sein“ (Ernst O).

„Mein Exmann war überhaupt nicht zu bewegen, überhaupt in der Richtung [Opposition] nachzudenken und schon gar nicht zu handeln. Und da bin ich alleine/ Wir waren immer Dienstagabends/ Das werde ich nie vergessen. Da bin ich durch halb X-Stadt im Zickzack getigert, um bis zur Kirche zu kommen. Ganz einfach aus Angst: ‚Dich verfolgt einer. Und der sieht, dass du direkt den Weg von deiner Wohnung zur Kirche runtergehst.‘ Da bin ich rechtzeitig losgegangen, um noch fünf Schleifen zu laufen, um dann da zum Friedensgebet zu gehen“ (Effie M).

„Wir waren in unserer Abiturklasse [Ende der 1980er Jahre] hier in H die erste Klasse, und das wurde uns damals böse angekreidet, wir waren die erste Klasse, wo sich niemand als Kandidat der SED hat bereit erklärt. Eine Abiturklasse, wo niemand sagt, ich verpflichte mich schon im Vorfeld, in die Partei einzutreten. Wir wurden oft zur Direktorin zitiert oder zum Direktor und mussten da Rede und Antwort stehen und wieso und weshalb und warum, aber es hat sich eben so ein ja, ein gesellschaftlicher, eine gesellschaftliche Grundstimmung eingestellt, wo man eher sich getraut hat auch öffentlich Farbe zu bekennen oder kritischer zu werden oder Dinge zu hinterfragen und nicht alles einfach nur so selbstverständlich hinzunehmen“ (Edith R).

„Ja, weil das/also mein Klassenstandpunkt [wurde offiziell während des Studiums] in Frage gestellt, weil ich nicht zum Kartoffellesen gehen wollte. Und da habe ich dann gedacht, also das ist mir jetzt doch ein bisschen zu blöd, wie mein Klassenstandpunkt mit dem Kartoffellesen zusammenhängt, das konnte ich mir also damals nicht erklären. Und da habe ich angefangen nachzudenken, was ist das jetzt eigentlich, was passiert da eigentlich? Und dann, ja gut, dann habe ich auch gelernt zu schweigen, noch mehr zu schweigen. Denn als Lehrer musste man ja auch am Parteilehrjahr teilnehmen [...] und habe dann eigentlich erst richtig aufgeatmet, als

ich dann mit den Kindern mit Behinderungen gearbeitet habe. Weil wir waren keinem Klassenstandpunkt unterworfen. Wir hatten auch keine sozialistische Erziehung zu leisten. Das war bei denen ja nicht nötig, sozusagen. Und da kam ich dann auch wirklich in die Kreise, die auch kritisch waren und das fand ich eigentlich ganz toll. Also da kam ich dann auch in die Kirchengruppen, oder habe Informationen über diese Kirchengruppen bekommen, die sich damals gerade formiert haben, diese Umweltschutzgruppen, die unter dem Dach der Evangelischen Kirche agiert haben, ja das war dann damals. Und ja, seitdem wusste ich eigentlich, dass dieser Staat für mich keine Alternative darstellt. Und eine andere Alternative wusste ich jetzt auch nicht. Aus den Nachrichten im Westfernsehen, naja da hat man auch nicht immer nur rosiges mitbekommen. Und da dachte ich, okay, vielleicht immer noch besser hier, als da“ (Eva H).

Elena L kritisiert grundsätzlich die Haltung ihrer Eltern. „Naja, ich denke, dass die DDR schon sehr abgelehnt wurde [von ihren Eltern] auf der einen Seite, aber auf der anderen Seite steht eben in der Bibel ‚Gib dem Kaiser, was des Kaisers ist‘ und das haben meine Eltern getan. [...] Sie haben das aus Gottes Hand genommen, ja? So, aber auf der/sie haben das zwar aus Gottes Hand genommen, aber die DDR haben sie natürlich abgelehnt, vom Gefühl her. Ist auch nicht ganz stimmig, würde ich sagen.“

„Also es war so, dass auch drei-, viermal zu mir Stasi-Leute kamen, die haben sich auch mit einem Ausweis vorgestellt, man hat gewusst, mit wem man es zu tun hat, und wollten, dass ich über irgendwelche Leute was erzähle. Und das habe ich jedes Mal im Prinzip ja auch ganz easy abgelehnt“ (Elke E).

„[Ich] bin mit 14 Jahren konfirmiert worden, war das einzige Kind, Jugendlicher meiner Klasse, das nicht zur Jugendweihe gegangen ist. Das war dann aber schon meine eigene Entscheidung. [...] Wir wollen nicht in der Negation leben, einfach bloß, weil wir etwas ablehnen, sondern wir wollen eine Position beziehen und die heißt, das ist der zweite Grund, ich möchte mein Leben nicht zweigleisig leben. Ja, nicht zweigleisig. Das ist für mich ein Riesenproblem der DDR gewesen, was ich so im Nachhinein jetzt auch so sehe, dass viele Menschen, ja, mitgeredet haben, was die Ideologie vorgibt, aber das zweite Gleis war dann, ich mach es pauschal, im Kleingarten hat man dann seine eigene Welt gehabt und da hat einem niemand reingeredet. Und früh im Betrieb hat man mit dem Kopf genickt und abends hat man mit dem Kopf geschüttelt. Früh hat man beim Parteilehrgang mitgemacht und nachmittags hat man/die Tagesschau, abends hat man die Tagesschau geguckt. Also dieses zweigleisige Leben, das, was ja auch ein bisschen schizophren ist, das wollten meine Eltern nicht, und das ist mir persönlich sehr schnell klar geworden, dass ich das auch nicht will. Ich wollte gerne eindeutig leben“ (Elmar D).

„Also Pionier war ich ja noch. Das habe ich ja wenig bestimmen können, das wurde man ja gleich mit sechs im Einschulungsjahr. Das haben meine Eltern praktisch entschieden, aber ich bin kein FDJ-ler mehr geworden. Obwohl meine Eltern deswegen auch, ich selber und auch meine Eltern deswegen sehr viel, ja, Terror mit übergeordnete Behörden gekriegt haben, weil so etwas durfte eigentlich nicht sein. Man wurde halt in der DDR FDJ-ler, Punkt. Das wurde auch nicht hinterfragt. Ja und ich habe damals für mich entschieden, ich hatte damals auch eine Freundin, deren Eltern Pfarrer waren und habe mich mit der viel getroffen und bin auch in der Familie viel gewesen und habe mich dann in die Kirchenrichtung entschieden. Und dazu passt für mich nicht der FDJ-ler. Es waren viele, die waren es trotzdem. Die haben es einfach/ Entweder haben sie nicht nachgedacht, oder/ Ja, es war ja so üblich.“ Effie M entscheidet sich aber gegen die FDJ, steht trotz diverse Widerstände der eigenen Eltern, der Schule und der Schulbehörde zu ihrer Entscheidung, bis sie schließlich, wie bereits an anderen Stelle zitiert, mit ihrem „Dickkopf“, doch noch Abitur machen kann.

Kinder

Beispiele für Widerspruch kommen bei den Kindern nur selten vor. „Eben nur nicht mit der Sache mit der Jugendweihe, aber da haben die auch nicht eingelenkt meine Eltern, das sahen die eben nicht ein“ (Jutta I).

„Meine Mutter hat mir vermittelt, dass es, also als Kind nicht unbedingt, dass es eine Diktatur war, aber das es ungerecht ist, das es anstrengend ist, zu seinem Recht zu kommen. Meine Mutter war so eine begeisterter Eingabenschreiberin [was Eva H in ihrem Interview nicht erwähnt], weil es die einzige Möglichkeit war, irgendwie ohne wenn man jetzt in dem politischen Widerstand direkt gegangen ist, Widerstand zu leisten gegen bestimmte Dinge, also Eingabe war die einzige Form des Widerspruchs quasi, den man leisten konnte und die hat mir schon vermittelt, also von zu Hause aus, also aus meinem Elternhaus war mir schon klar, dass die DDR nicht so ein tolles System ist“ (Jana H).

5.3 Gemeinschaft und sozialer Zusammenhalt

Großeltern

Viele der Großeltern erinnern sich vorbehaltlos positiv an die Gemeinschaft und den sozialen Zusammenhalt, beides wird häufig mit Einschätzungen ihrer aktuellen Situation kontrastiert, in der sie Rentner sind: „Ja, also eigentlich war mir viel positiv. Der Zusammenhalt zwischen den Menschen war gut. Wir hatten immer liebe, nette Freunde, das fand ich sehr gut. Also mehr gemeinsam hat man gemacht, als das heute üblich ist. [...] Na das hat sich, indem man sich getroffen hat und unterhalten hat und auch mal zusammen weggegangen ist, ins Theater gefahren und so. Es waren also immer so mehrere, ja, so Freunde zusammen. Das fand ich immer besonders gut und das hat mir später dann, wenn ich das jetzt so betrachte, ist das nicht mehr so. Irgendwie hat keiner mehr die Zeit, wie das mal früher war. Dass man sich eben treffen konnte und so“ (Maren N).

„Die Leute haben gut zusammengehalten, die Nachbarschaftshilfe oder mein Gott, das war irgendwie hat das einen auch geprägt und gefallen. Diese gegenseitige Hilfe, ob das in der Hausgemeinschaft war oder im Betrieb in der Brigade war oder Brigadeabende oder was weiß ich, das war gar nicht mal so schlecht. Betriebsfeste und so was, das wurde alles gefeiert und Erntefeste auf dem Lande und Volksfeste, das war nicht schlecht, das war gut“ (Volker J).

„Naja, ich will mal sagen, das Persönliche, das war damals auch, das war[en] mehr persönliche Zusammenkünfte und so, wie das bei mir, in meinem Bereich, will ich mal von meinem Bereich ausgehen. Wir hatten einen Sportklub, da sind wir immer gemeinsam, die Familien zusammen gegangen und so. Das ist heutzutage nicht mehr ganz so sehr persönlich alles. Die Leute, die sind jetzt ein bisschen, die rennen ein bisschen mehr umher, wollen wir mal so sagen, bisschen grob gesagt“ (Michaela I).

„Na zum Beispiel so diese ganze Kameradschaft und diese Frauenvereine. Wir hatten einen Chor, wir hatten Volkstanz gemacht und alles. Es war mehr Einigkeit, wie jetzt so. Ja, ich fand das also die ganze Gesellschaft hab ich für gut empfunden“ (Magdalena F).

„Und der Zusammenhalt, also das ist schon, das hat sich schon nach der Wende verändert. [...] Also wir haben ja nun, vorher, ich wohne jetzt in K-Stadt, muss ich mal sagen, vorher haben wir in M-Stadt gewohnt, in einem großen Haus, ich weiß gar nicht, ich glaube 30 Mietparteien waren da drin. Also wir haben immer mal sonnabends Schicht gemacht, da wurde der Garten bearbeitet, da wurde das Haus sauber gemacht. Ich glaube nicht, dass Sie das jetzt noch irgendwo finden, also ich

vermute das jetzt mal mehr. Vielleicht gibt es da auch noch Häuser, die das so machen. Das weiß ich nicht, aber – das war damals sehr schön gewesen“ (Marlene E).

Eltern

Die Eltern äußern sich ähnlich positiv, doch gleichzeitig wird auf Kehrseiten des Zusammenhalts hingewiesen: Bespitzelung und Gemeinschaft aus opportunistischen Gründen. In diesen Erzählungen werden – ähnlich wie bei den Großeltern – Erinnerungsorte deutlich, die durch den gesellschaftlichen Umbruch verloren gegangen sind: die Brigade, die Brigadefeier, das Kollektiv und die privaten, familiären Nischen.

„So, positiv jetzt im Ganzen, wenn ich jetzt mein ganzes DDR-Leben so sehe, ja. Positiv würde ich schon sehen, dass die Menschen trotz allem liebevoller und freundlicher mit sich/miteinander umgegangen sind. Also diese Ellenbogengesellschaft in dem Sinne gab es nicht. Klar, vielleicht gab es den einen oder anderen IM, der da [...] ausspioniert hat und so. Aber im Nachhinein, es ist mir einfach/also ich habe nie darunter gelitten, dass irgendwie so/also letztendlich denke ich, dass die Menschen einfach trotz dieser sehr strikten DDR-Glocke darüber/aber ich glaube, dass die Menschen nicht unbedingt unglücklicher waren als jetzt, wenn ich das so richtig betrachte. Also auch mich betreffend“ (Elena L).

Edith R stellt eine Verbindung zur Arbeit her: „Diese Ellenbogengesellschaft war fast gar nicht ausgeprägt. Karrieren waren eben per se in gewisse Bahnen gelenkt, möchte ich es mal sagen, man war nicht drauf angewiesen, ich muss jemanden ausstechen, damit ich diesen Job krieg, ich muss jemanden irgendwie klein halten, damit ich besser bin als der andere und wenn ich was erreichen will, dann muss ich auch mit meinem Nachbarn, mit meiner Familie, mit meinen Kollegen irgendwo versuchen an einem Strang zu ziehen.“

Während sich eine andere Gesprächspartnerin viel kritischer auslässt: „Und ja was halt auch immer wieder so verblümt gesagt wird, dieses Zusammengehörigkeitsgefühl. Das sehe ich auch sehr kritisch. Weil, na klar, also man musste jemanden kennen mit Beziehungen. Und um den hat man sich dann auch bemüht. Und wenn man Beziehungen hatte, ging es einem gut. Und das war das Zusammengehörigkeitsgefühl. Wenn ich irgendwas brauchte, wenn ich ein Haus bauen wollte und brauchte Zement, dann brauchte ich gute Beziehungen. Und ich finde es einfach viel, viel schöner heute einfach in den Baumarkt zu fahren und mir den Zement dort zu kaufen (lacht). Ohne Beziehungen und ohne jemanden um [einen Gefallen bitten] zu müssen und so“ (Eva H).

Eine ähnliche Position schildert Jutta I anlässlich einer Diskussion mit ihrer Mutter: Sie, Jutta I, hätte diese ganze Beziehungspflege „nicht mitgemacht“. Dieses „wir müssen die einladen, weil“ oder „wir müssen uns mit dem gutstellen, weil der eine kleine private Autowerkstatt hat, der hat auch mal einen Zugang zu einem Trabant-Ersatzteil, wo man sonst drei Monate warten muss und nicht Auto fahren kann“. Wo ich sage, also ich könnte mir nicht vorstellen mit Leuten, die ich vielleicht partout absolut nicht ausstehen kann auf gut Freund zu machen, nur weil die irgendwas haben, was ich brauche, aber da kommt natürlich von meiner Mutter die Retourkutsche, die sagt: „Du weißt doch gar nicht wie das ist. Ihr geht heute in den Laden, ihr könnt alles kaufen, damals gab es nichts zu kaufen.“ (Auf solche Motivationen für sozialen Zusammenhalt wird noch im Kapitel 7 eingegangen.)

Andere Beispiele für sozialen Zusammenhalt sind kollektive Arbeitseinsätze: „Man hat Schnee geschoben, oder es gab eben im Frühjahr gab es immer so Subbotnik, das ist aber heute gar nicht mehr so üblich. Da hat man dann eben zusammen im Frühjahr aufgeräumt in den Grünanlagen, hat die Straße gekehrt. [...] Ja, und dann dieser menschlicher Zusammenhalt war für mich ein sehr großer Aspekt. Ich hatte immer viele Freunde, es war auch einfach viele Freunde zu haben. Heute empfinde ich das nicht mehr als so einfach. Man muss schon genau gucken, mit wem lasse ich mich ein. Das war damals – ja vielleicht musste man das auch – aber Stasi und so ist jetzt nicht mein Thema gewesen, habe ich im Nachhinein viel gehört“ (Elke E).

Emil C erwähnt auch den Subbotnik. So etwas gebe es heute nicht mehr. Das zeige sich außerdem in der Arbeitswelt, indem Brigadefeier und heutige Zusammenkünfte von Kollegen gegenübergestellt werden: „Früher ist man, hat man sich drauf gefreut, wenn Brigadefeier ist und heute kommt zu den Teamveranstaltungen am Wochenende nicht die Hälfte, weil sie es ankotzt mit den anderen zusammen sitzen sie schon die ganze Woche und nun will ich meine Ruhe haben am Wochenende. Das, ja, also es [war] definitiv mehr Solidarität, mehr Zusammenhalt, das gibt es heute alles nicht mehr. Zuerst ich und dann die anderen.“

Sehr kritisch äußert sich hingegen Elmar D, der den Wahrheitsgehalt der Erinnerungen bezweifelt: „Ich glaube nicht, das ist auch so ein DDR-Mythos, dass alle Menschen sich in der DDR geholfen haben und so lieb gehabt haben, da hat es natürlich auch Feindschaften und Konkurrenz gegeben. Und vor allen Dingen auch diese versteckte Stasi, dass man nicht wusste, wem man trauen kann.“

Kinder

Aussagen, in denen die Gemeinschaft betont wird, lassen sich ebenfalls bei den Kindern finden.

Julia C erzählt von ihrer Kindheitserinnerung: „Noch ein anderer Punkt ist natürlich auch dieses gemeinschaftliche Vertrauen untereinander. Ich schätze ein, dass es in der DDR sehr ausgeprägt war. [...] Sowohl in der Hausgemeinschaft, also dort, wo man gewohnt hat, als auch, jetzt kann ich nur von der Schule reden, weil ich ja noch quasi an der Schule war. Dort war auch sehr viel Gemeinschaft. Schon allein durch die Pionierorganisation. [...] Da wurde sehr viel organisiert, gemeinsam gemacht und ich kann ehrlich gesagt nichts Negatives daran sehen oder so. Das, was teilweise heute berichtet wird oder so, dass das eben irgendwie ein Zwang war, dass/man musste da oder wie auch immer, aber es hat aus meiner Sicht eigentlich den meisten, es wird immer Ausnahmen gegeben haben wahrscheinlich, den meisten Spaß gemacht.“

„[...] gab es für mich auch immer so ein positives Gefühl von Zusammenhalt, auch der Menschen [...] Also positiv muss ich einfach sagen, war einfach ein menschlicher Zusammenhalt, eine Aufgeschlossenheit, auch zwischen Nachbarn, innerhalb meiner Stadt“ (Jan O).

Jochen N streicht ebenfalls die sozialen Beziehungen heraus, aber es wird deutlich, dass die zweckgebunden sein konnten und die Übergänge zur Bestechung fließend waren: „Man hatte eben nicht alles. Man musste vieles selber über/versuchen, irgendwoher zu kriegen über Beziehungen. [...] Ich weiß nicht, heute, man geht zum Baumarkt und bekommt das, was man haben will. Früher lief das halt dann alles über andersrum. [...] wir hatten mit der Landwirtschaft ein bisschen was, wir haben früher Spargel angebaut, wir haben den Spargel verkauft in Gaststätten und/oder so mal einem Arzt, der hat dann mal ein Kilo Spargel gekriegt oder so und dann wurde halt mal ein Krankenschein ausgestellt oder irgend so was.“

Jutta I erzählt ebenfalls von der Gemeinschaft. „Wir haben hier [...] auf einem kleinen Dorf gewohnt, so zu DDR-Zeiten so sieben- bis achthundert Einwohner, und ja, da war halt so typisch DDR, so ein Zusammenhalt da. [...] Also es kümmerte sich einfach immer jemand. Das ist so das, was man heutzutage ja eher vermisst.“ – Einige Zeit später schließt die folgende Interviewpassage an, *ohne* dass die zuvor positiv dargestellte Gemeinschaft nun wirklich diskutiert wird, sondern beides, *Gemeinschaft und Überwachung*, stehen in der Erzählung unverbunden *nebeneinander*. „Ich weiß eben nur, dass meine Eltern zu DDR-Zeiten so gesprochen haben, wenn man nicht auffällt, dann passiert uns doch hier nichts und dann leben wir hier ruhig und dass die nach der Wende dann wirklich schockiert waren als die

ihre Stasi-Akten sahen. [...] Dass das doch so durchgreift, dass man vom Betrieb bespitzelt wurde, dass man von Nachbarn bespitzelt wurde. Also da wurde z.B. haargenau festgehalten, wann diese Freunde bei meinen Eltern zu Besuch waren. Also wo meine Mutter sagt, da hat ja wirklich jeder aus der Nachbarschaft irgendwie geguckt [...] und also dass man doch so im Hintergrund bespitzelt wurde, das hat die auch ganz schön erschrocken, erschüttert auch. Also ich sag ja, da sind jetzt nicht wirklich richtig enge Freundschaften zerbrochen, aber eben schon mit Leuten so aus dem Dorf, wo man sagt, das waren gute Bekannte, die auch mal, wenn die vorbei gelaufen sind auf einen Schwatz auf ein Bier oder so gekommen sind, mit denen man dann wirklich nach der Wende gebrochen hat, einfach weil man aus der Stasi-Akte sah, guck auch das ist auch wieder so einer, der uns bespitzelt hat. Wo man denn die Leute, wo meine Eltern die Leute dann eben auch gemieden haben und über die Leute dann wirklich ganz anders sprachen als vor der Wende, wo es sonst hieß: ‚Das ist ein ganz netter und der kommt gerne mal.‘ Wo man natürlich hinterher sagt: ‚Warum kam denn der eigentlich?‘“

5.4 Soziale Sicherheit

Bei den Themenanalysen des Kapitels 4 wurde bereits deutlich, dass soziale Sicherheit, insbesondere vor Arbeitsplatzverlust, eine ganz gewichtige Erinnerung an die DDR ist. In den Interviews spiegelt sich in diesen Interviewpassagen die Umbrucherfahrung der Eltern wider, die in der wirtschaftlichen Transformation mit der Deindustrialisierung in Ostdeutschland und den neuen Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt zurecht kommen mussten.

Großeltern

„Also ich muss sagen, es war nicht ganz schlecht [in der DDR]. Beziehungsweise arbeitsmäßig, meine Kinder haben jeder einen schönen Beruf erlernen können. Ja, ja, arbeiten mussten wir ja. Das war klar. [...] Aber mit dem Beruf und die konnten die ganze Zeit arbeiten, die waren nie arbeitslos und das hat eigentlich immer gut geklappt“ (Michaela I).

„Und unseren Arbeitsplatz haben wir immer gehabt. Wir brauchten da keine Angst zu haben, dass wir rausgeschmissen werden oder so“ (Magda H).

„Dass ich dann eigentlich sehr gut geldmäßig abgesichert war, keine irgendwelchen Benachteiligungen hatte, trotz Studiengang. Als ich fertig war, wurde ich wie-

der eingestellt. Die Jahre wurden mitgezählt und als ich dann noch meine Promotion fertig hatte, bekam ich dann erst mal eine Gehaltserhöhung von 200 Mark dazu. [...] ich hatte eine soziale Sicherheit, die ich mir hätte sonst kaum vorstellen können oder anders gesagt, ich hätte mir nicht vorstellen können, dass es mir möglich gewesen wäre auf dem zweiten Bildungsweg in der jetzigen Zeit einen solchen Weg zu gehen, das könnte ich gar nicht vorstellen, weil die materielle Absicherung bei so was ja gar nicht gegeben ist und ich glaube, dass sich keiner heutzutage so einen Weg erlauben kann, da einfach die soziale Absicherung fehlt“ (Martin B).

Eltern

„Positiv war, Sie brauchten sich keinen Kopf, um Ihren Job zu machen. Jeder hat einen Job gekriegt. Egal ob, arbeiten mussten alle. [...] wenn es Geld gab, da fehlten halt am nächsten Tag nur eine Hand voll oder was weiß ich. Da waren die erst mal zwei Tage, drei Tage besoffen, was weiß ich. Dann wurden sie wieder in den Betrieb geholt, oft wurden Leute hingeschickt und haben die da geholt, so und dann ging es halt weiter. Aber rausgeschmissen wurden sie nicht. Und wenn, dann kriegten sie wieder irgendwo eine Arbeit“ (Erwin P).

„Auch [wer] seinen Traumjob/ oder seinen Traumjob aus irgendwelchen Gründen [nicht] ergreifen konnte, man war nicht gezwungen arbeitslos zu sein. Man musste sich dann halt mit einem anderen Beruf zufriedengeben. Aber eine Ausbildung hat wirklich jeder gehabt oder die Möglichkeit dazu, sagen wir mal so. Und die Versorgung im Gesundheitswesen. Also die/ Ja gut, es war auch wieder ein Teil Überwachung“ (Effie M).

„Da kann ich überhaupt nicht meckern. Gute Arbeitsbedingungen, gute Arbeitsbedingungen, gute Arbeitskollegen, Kind war im Kindergarten. Erst mal früh abgegeben, wenn du was hattest, konntest du nach Hause gehen, konntest sie holen. Gab auch keinen Ärger, wenn sie mal krank waren. Ja brauchst du keine Angst haben, wegen der Arbeit. Das ist was viele Frauen jetzt kaputt macht“ (Else I).

„Naja also positiv war schon so eine relative Sicherheit. Also wie wir vorhin schon mal festgestellt haben, man konnte nicht arbeitslos werden. [...] Aber gut, das hat halt einen anderen Grund. Wir hatten ja eben auch kein Privatvermögen in dem Sinne, nicht? Und die Betriebe mussten auch nicht wirtschaftlich arbeiten, also da ist natürlich alles klar. Die haben auch nicht wirtschaftlich gearbeitet. Deswegen konnte man sich das leisten, mich zum Beispiel da monatelang zu bezahlen, obwohl ich gar nicht gearbeitet habe, oder nicht richtig [weil sie ihren Beruf als Lehrerin nicht mehr ausüben konnte]. Ja, solche Dinge. Naja auch, was natürlich die Wohn-

situation betrifft, das war schon eine relative Sicherheit, dass man eine Wohnung hatte, wenn auch nicht immer die, die man wollte. Solche Dinge, ja, das war schon/ auch die Mieten waren bezahlbar und/also alles, was man so unbedingt zum Leben brauchte, konnte man sich leisten, was heute manchmal nicht so ist. Aber wie gesagt, das ist ja auch eine ganz andere Grundlage, ich glaube das kann man eigentlich gar nicht vergleichen“ (Eva H).

„Ja, es war, es war keine Existenzangst“ (Ewald G).

„Das Positive denke ich war der menschliche Zusammenhalt und im Prinzip die Grundversorgung. Also das angstfreie Leben. Jeder wusste genau: ‚Ich kann mich aus mir heraus ernähren. Ich finde immer einen Job, ich finde immer eine Arbeit.‘ Ja, also die Grundbedürfnisse, davor musste man keine Angst haben, das war uns in der DDR gar nicht bewusst“ (Elke E).

„Ja, und das, ich sag mal, aus meiner Sicht, mir sagen oft Angestellte: ‚Lebst du denn sicher? Du kannst doch, deine Selbstständigkeit kann doch jeden Tag den Bach runter gehen.‘ Gut, da denk ich heute nicht mehr dran. Ich bin es ja nun schon 15 Jahre. Aber diese Unsicherheit, die gab es in der DDR überhaupt nicht, gar nicht. Wer erst mal einen Job hatte und eigentlich hat man fast in jedem Betrieb einen gekriegt. Weil überall Leute gefehlt haben, unter dem Motto das musste schon sehr schlimm kommen, wenn man da entlassen worden wäre. Und das ist heute eben ganz anders“ (Emil C).

„Das Leben in der DDR würde ich auf alle Fälle als sicherer beschreiben, als Frau, auf alle Fälle auch aus Sicht der Frau. Also da war man schon sicherer und hatte die Probleme mit Arbeit und Kinderunterbringung, die ja in der Wendezeit, da waren meine Kinder schon aus dem größten raus, also die jetzt für die jungen Leute und jungen Mütter gravierend ist, auch alleinerziehend, das ist gravierend. [...] Auf alle Fälle hätte ich sicher jetzt in dieser Gesellschaft keine drei Kinder, das sage ich mal so wie es ist, maximal eins. Das war ja in der DDR alles kein Problem, weil man ja Arbeitsplatzsicherheit, dann Kindergartenplatz bekommen hat und arbeiten gehen konnte, was ich auch immer wollte, trotz der Kinder“ (Elfriede Q).

Kinder

„Also positiv auf alle Fälle jeder hatte Arbeit und auch die Familie stand mehr im Mittelpunkt als heute, also einfach familiengerechter so hört man das jedenfalls von meinen Eltern und Großeltern. Man hatte vielmehr Zeit für seine Kinder, man konnte vielmehr machen“ (Klaus J).

„Naja, positiv war natürlich, dass es Arbeitslosigkeit kaum gab, weil halt irgendwie/ich weiß nicht genau, aus welchem Grund. Auf jeden Fall war die ja sehr, sehr niedrig die Arbeitslosenrate“ (Kristin K).

„[Die DDR] war ein Staat, der eine relative Sicherheit zumindest vermittelt hat“ (Jana H).

„War es ein sehr sicheres Leben. Also in Hinblick darauf, man hatte halt sichere Berufsaussichten zum Beispiel. Was mir jetzt zum Beispiel fehlt“ (Karsten B).

5.5 Wirtschaft, Umwelt

Die Wirtschaft der DDR ist der Themenbereich, über den weitgehende Einigkeit besteht; sie war nicht funktionsfähig. Die Gründe, die hierfür angeführt werden, differieren: die Herrschaft der SED, Inkompetenz, keine Marktmechanismen, eine falsche Preispolitik, keine Anreize für wirtschaftlich effizientes oder auch verantwortungsvolles Handeln, Defizite der Planung, mangelnde Wettbewerbsfähigkeit.

Großeltern

„Die DDR konnte nicht bestehen, weil sie keine Rohstoffe hatte, sie konnte nicht bestehen, ein Land ohne Rohstoffe kann nicht bestehen. Und es wurde vieles hochgespielt, vieles hochgelogen durch die Medien und so. Das konnte nicht gehen. Irgendwie war sie verpflichtet kaputtzugehen, nach den Bedingungen des Weltmarktes, wie Honecker immer sagte, oder wurde überall gesagt, nach den Bedingungen des Weltmarktes“ (Volker J).

„Also ich würde mal sagen, nach der Wende haben wir es hier erst richtig gemerkt, dass wir fachlich eigentlich nicht die Schlechtesten waren und dergleichen und wenn wir nicht immer wieder den roten Faden drüber hatten, dass die Partei letztlich das große Sagen gehabt hat; also es wurden Dinge gemacht, die manchmal so schizophran waren, wirtschaftlich vollkommen danebenlagen. Das waren eigentlich so die Dinge, dass die Fachleute nur mit dem Kopf geschüttelt haben, aber am Ende hat sich keiner getraut dagegen anzugehen“ (Manfred R).

Viktor D argumentiert ähnlich wie Eva H im vorhergehenden Kapitel: „Ja, gut, wenn ich jetzt an die Arbeitslosen denke, die froh sind, wenn sie irgendwo wieder eine Stelle haben. In der DDR war niemand arbeitslos. Das hat die DDR auch kaputtgemacht, weil man allen Leuten, obwohl sie nicht gearbeitet haben, ihr Geld gab. [...] Dass es so war, das ist erst nach 1990 bewusst geworden, dass es viele

Arbeitslose [...] in der DDR eigentlich auch gab, aber von denen, die ihr Geld gekriegt haben, von denen man das nicht gewusst hat, aber man hat nur gewusst, sie haben kein Material in den Betrieben und sitzen dort rum, das ist ja auch kein normaler Zustand.“

Eltern

„Ich sage auch, diese Mangelwirtschaft oder diese falsche wirtschaftliche Politik, die in der DDR betrieben wurde, war eigentlich mit der Hauptgrund des Untergangs dieses Staates. [...] Also nur mit Ideologie und Politik kann man nicht viel erreichen. [...] Also ich habe mich insbesondere immer über Wirtschaft, und das habe ich schriftlich gemacht, da habe ich an die hohen Leute in Berlin geschrieben, habe auch Antworten gekriegt, das muss ich sagen, Antworten, die mich aber meistens auch nicht befriedigt haben. Die dann immer, naja, man muss das auch ideologisch sehen, ja, man kann nicht alles ideologisch sehen. Man muss es auch eben wirtschaftlich sehen. Und unsere Wirtschaft war eine einzige Katastrophe in der DDR. [...] Aber mir fällt auch keine bessere Wirtschaftsform ein, die sozialistische war es nicht“ (Ernst O).

„Dann kannte man ja auch Leute, die in Betrieben gearbeitet haben, wo vieles mitgegangen [sic!] wurde oder wenn eben keine Aufträge da waren, es hatte jeder seinen Arbeitsplatz und ist acht Stunden arbeiten gegangen, aber wenn keine Arbeit da ist, man hat ja trotzdem den Lohn gekriegt. Und das kann man sich ja dann an zehn Fingern ablesen, dass das über Jahrzehnte einfach nicht geht“ (Elsbeth K).

In den Betrieben waren wirtschaftliche Kriterien außer Kraft gesetzt. „Die DDR musste untergehen, es ging gar nicht anders. Wenn die berühmte schwäbische Hausfrau so wirtschaften würde, dann wäre sie auch schon längst im Minus“ (Eva H).

Die Gesprächspartnerin spricht gleichfalls die Umweltproblematik als anderen Aspekt der Mangelwirtschaft an. „Die Luftverschmutzung zum Beispiel, die in der DDR verheimlicht wurde. [...] das ist alles bekannt gewesen und das wurde eben nicht gesagt. Und die Leute wurden nicht entsprechend informiert. Sowaß gäbe es heute glaube ich nicht mehr. [...] Dass eben, wie gesagt, diese ganze Umweltproblematik, die ja total verschwiegen wurde, das wurde überhaupt nicht erwähnt, das war gar nicht da. Also unsere Medien haben zwar über die Schornsteine im Westen geschimpft, aber dass wir selbst so viel Dreck gemacht haben, dass wir eigentlich kaum noch/also ähnlich wie heute in China, wo die Luft so schlecht ist, dass man nicht mal rausgehen kann, also so was kenne ich auch aus DDR-Zeiten.“

Elmar D schildert seinen Arbeitsalltag als Installateur und die Schattenwirtschaft in der DDR: „Dann bin ich um neun früh nach Hause gegangen und bin 15:30 Uhr wieder auf Arbeit gegangen, habe mich geduscht und dann war 16 Uhr Feierabend. [...] unser Meister, der hatte auf den Wasserhochbehältern Gemüse stehen und bei einem anderen hat er Rosen gezüchtet. Das war so eine Nebeneinnahme, aber das hat der natürlich während der Arbeitszeit gemacht. Und sein Job war ja eigentlich, Material zu besorgen und die Aufträge zu koordinieren. Der hat uns aber dann Pauschalaufträge gegeben. ‚Wechselt am Tag acht Wasserzähler in Häusern.‘ Und so ein Wasserzähler wechseln dauert zehn Minuten. Aber das waren immer Umbauten. Also da war die Wasserleitung schlecht, da musste man also Hähne noch mit auswechseln. Ja, auf dem Papier. Und der Altgeselle, mit dem ich da immer unterwegs war, der hat sozusagen dann die Wasserhähne, die wir auf dem Papier umgebaut haben, sich im Lager geholt, mit nach Hause genommen und beim Pfusch nachmittags woanders eingebaut. Das war typisch DDR. Dort kann man Geschichten erzählen, da kann jeder, der irgendwo in einem Betrieb war, Geschichten erzählen.“

„Sicherlich, das wissen Sie selber, wenn man im Hochsommer war, man kam in eine Kaufhalle, dann standen da die leeren Paletten. Man wollte, sag ich mal, eine stinkeinfache Brause kaufen. Dann gab es die halt nicht. Es gab schon Engpässe. Also, es ist nicht so, dass jetzt alles rosarot war“ (Erik J).

Erwin P wohnte in einer ökologisch stark belasteten Gegend. „Die [Nachbarn einer Industrieanlage] hatten Gärten davor, im August, wenn der Sommer langsam zu Ende ging, da war nichts Grünes mehr da drin, das sah alles grau aus, die Tomaten schimmerten ein bisschen rot durch. Ich war oft in den Betrieben dort, wo ich noch in der Materialwirtschaft war. Die Scheiben in dem Büro, da konntest du nicht durchgucken. Nicht gelogen, die waren richtig/ Staubschicht drauf. Da sag ich: ‚Jetzt putzt die Fenster‘ – ‚Das hat keinen Zweck, die putz ich jetzt und heute Nachmittag sehen die wieder genauso aus.‘ Also das Dreckige, das Graue, das/der Fluss hier, das war das reinste Salz. Ich wohne direkt am Wasser. Das konnte man nicht mal mehr nehmen das Wasser zum Gießen. Wenn Sie das auf die Gurken gegossen haben, dann sind die eingegangen. Haben die hier die ganzen [Industriewerke am Fluss] ganz hinten, das ist auch eine der ganz großen Errungenschaften, die die Wende gebracht hat, dass die Umwelt jetzt so einigermaßen wieder in Ordnung ist.“

„Naja, das Negative war natürlich der Kampf, im Großen und Ganzen um alles. Also, um/ Ja, um Alltagsgüter.“ Effie M stellt dann implizit eine Verbindung zum sozialen Zusammenhalt her, weil – so kann man die anschließende Interviewpassage deuten – eine Grundlage dieser Gemeinschaft war anscheinend die Man-

gelwirtschaft. „Wenn man nirgends jemand kannte, entweder im Handel oder in der Produktion, war man sowieso fast hoffnungslos verloren.“ (Dieser Aspekt wird im Kapitel 7 vertieft.)

Die Gesprächspartnerin lässt sich auch über ihre Wahrnehmung der Umwelt in der DDR aus. „X hier ist eine Kleinstadt. Und zum damaligen Zeitpunkt eine dreckige Kleinstadt, also im wahrsten Sinne des Wortes. Mit ganz viel maroden Häuserfassaden, mit/ An sich eine schöne Stadt, aber ja, wie das eben so war: Es war überall Grau. Es war überall kaputt. Es war überall eintönig, langweilig. Konnte ich aber im Grunde genommen auch erst alles registrieren, oder stärker registrieren, nachdem ich das erste Mal in [einer westdeutschen Region, anlässlich einer Besuchsreise] war.“

Kinder

„Negativ war auf jeden Fall auch die Wirtschaftspolitik der DDR. [...] dass sie einfach wirtschaftlich am Boden war und dass man sich bei der Planwirtschaft natürlich größtenteils in den letzten Jahren oder in den letzten Jahrzehnten etwas vorgelogen hat, also mit wirtschaftlichen Errungenschaften, die nicht gegeben waren“ (Jan O).

Janett L vertritt eine Minderheitsmeinung mit ihrem Votum: „Na, ich glaube zum Beispiel, dass nicht generell alle Wirtschaft bei uns schlecht war.“ Im Weiteren wird aber deutlich, dass sie eher die DDR-Produkte als die Ökonomie meint. „Ich denke, da hätten Sachen optimiert werden können, es mussten nicht 4.000 Leute in irgendeinem Kraftwerk beschäftigt sein. Ich glaube, dass viele Leute nicht so gut arbeiten können, weil sie es auch nicht mussten. Die waren einfach anwesend. Damit es keine Arbeitslosen gibt, geschönt, weil ich denke, auch die gab es in der DDR. Die wurden irgendwo reingestopft, damit die Zahlen stimmen. Es hätten nicht so viele Leute an Arbeitsplätzen sein müssen, wo nicht so viel zu tun war. Das denke ich schon. Trotzdem waren unsere Produkte nicht alle schlecht und heutzutage gibt es ja wieder einen Markt dafür und es gibt Sachen, die vermisse ich. Wir hatten zum Beispiel damals Netze, die waren nicht größer als die Faust, aber wehe man hat eingekauft, dann wurden die so groß, ein halber Rolli hat da reingepasst. Da ist nichts gerissen, da ist nichts kaputt gegangen. Das war gut, gibt es heutzutage nicht mehr, sehen sie aber am Alex im DDR-Museum.“

„[Die DDR hatte eine] absolut nicht funktionierende Wirtschaft. Es hatte halt jeder Arbeit, damit jeder Arbeit hatte und keinen Unsinn gemacht hat“ (Jana H).

„Genau, also, das sind so Erzählungen. Natürlich wird auch immer mal wieder das Thema Umwelt, wie dreckig alles war, wie dreckig die Städte waren, wie kaputt die Städte waren, immer wieder thematisiert. Gerade im Zusammenhang damit, wie schön heute alles geworden ist. Also unsere ganzen Städte sind ja sehr saniert mittlerweile, wir haben Straßen und so weiter. Und so die Unterschiede, also dass das Telefon nicht selbstverständlich war, dass Kohlen getragen werden mussten, um zu heizen“ (Kai D).

5.6 Urlaub

Ein Erinnerungsort der DDR ist die Ostsee als Urlaubsziel (Görlich 2009). Schon 1947 wurde der Feriendienst des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB) gegründet, der in der Folge der größte Reiseveranstalter der DDR wurde. „Die Ostseeküste [mutierte] wie generell alle Erholungsorte zu einem ‚kulturellen Laboratorium‘, in dem mit sozialistischen Formen des Tourismus experimentiert wurde“ (Görlich 2009, S. 326). Hatte man in der Staats- und Parteiführung anfangs gehofft, dass die Möglichkeiten, die Ferieneinrichtungen zu nutzen, die Loyalität zum sozialistischen Staat unterstützen würde, wurde der Urlaub von der DDR-Bevölkerung mit der Zeit als ein gesellschaftliches Versprechen interpretiert „ausreichende Urlaubsplätze in guter Qualität zur Verfügung zu stellen“ (Görlich 2009, S. 327). Es wuchs das Verlangen nach Erholung jenseits ideologischer Vorgaben, und diese Vorstellung der Urlauber setzte sich durch. „Der Urlaub im Sozialismus, dem eine wichtige Rolle in der ideologischen Gesamtkonzeption zugedacht gewesen war, unterlag einem Aushandlungsprozess zwischen dem Staat und seinen Bürgern. Der Feriendienst der Gewerkschaften wurde von der ‚größten Errungenschaft‘ zum ‚sozialistischen Neckermann‘“ (Görlich 2009, S. 328).

Der große Stellenwert, den der Urlaub im DDR-Alltag hatte – als Auszeit, als privates Refugium, als Teil eines impliziten Gesellschaftsvertrags (Betts 2009) –, wird in den Interviews erkennbar. Oft in bewusster Abgrenzung zu dem Diskussionsanreiz des Gesprächsleitfadens, ob denn nicht die DDR ein großer Knast gewesen sei, wird von unseren Gesprächspartnern auf die Urlaubsmöglichkeiten verwiesen. In den Schilderungen überwiegen schöne Erlebnisse, der einzige erwähnenswerte Stress scheint die Verteilung der Ferienplätze und deren Qualität gewesen zu sein. Der Urlaub wird in der *Erinnerung* zum privaten Gegenpol zu gesellschaftlichen Anforderungen, ideologischer Enge und staatlicher Gängelung.

Großeltern

Maren N spricht den impliziten Subtext bei der Wahl der Urlaubsziele an, nämlich die relative Begrenztheit der Wahlmöglichkeiten (vgl. Kapitel 1). „Wir haben uns hier wohl gefühlt, haben hier auch Urlaub und sind eben dann eben mal in die Nachbarstaaten, Tschechien und Polen und was wir eben so durften.“

Die folgende Äußerung legt den Schluss nahe, dass eine Art *gesellschaftlicher Tausch* von Arbeitsleistung gegen Ferienplatz gesehen wird: „Wir haben unsere Arbeit gemacht und haben uns schon auf den nächsten Urlaub gefreut und die Möglichkeit bestand jedes Jahr. Entweder sind wir, damals nannte man das FDGB-Reisen, hatte man dann einen Platz gekriegt für 14 Tage und konnte da recht billig im Prinzip den Urlaub verbringen, hatte also immer die Möglichkeit und dann haben die Betriebe eigene Möglichkeiten geschaffen. [...] Man hatte die Möglichkeiten, wie schon gesagt, nur eben zur Ostseite zu fahren in den Urlaub, aber nicht in die ganze Welt, das war natürlich“ (Max M).

„Und dann sind wir an die Ostsee gefahren und dann hatte der Betrieb ein Ferienhaus, da konnten wir alle Urlaub machen, für uns war das prima“ (Magda H).

„Aber das war eben, war eben unser Auto und da war das gut und mit dem in Urlaub fahren, da hatten wir durch die Betriebe so viele Möglichkeiten, das war kein Ausland, aber wir fuhren dorthin für billiges Geld“ (Martha G).

Manfred R formuliert den Urlaub explizit als „Nische“ (im Interview wird deutlich, dass es eine Nische gegenüber gesellschaftlichen Anforderungen ist, vgl. das Familienporträt, Kapitel 3.2.5), die es zu nutzen gilt: „Ja, wir waren einmal in Ungarn im Urlaub, in der Tschechei mal im Urlaub und solche Dinge an der Ostsee. Also ich hatte die drei Kinder, wir hatten einen Campingwagen, also wir sind doch sehr oft auch in den Urlaub gefahren und wir haben, wie gesagt, diese mögliche Nische, die es gab, haben wir ausgenutzt.“

Eltern

„Wie gesagt, wir sind ja auch ins Ausland. Wir sind in die Tschechei, wir sind nach Ungarn in den Urlaub, für uns als Knast, nein“ (Evi N).

„Da war der Urlaub geregelt und da hattest du dann im Juni oder im August deinen Platz und da konntest du dann in den Urlaub. Da gab es nichts anderes. Aber das ging dann halt nach der Wende gar nicht. [...] Gewerkschaft war wichtig, sonst hattest du ja keinen Platz, keinen Urlaubsplatz gekriegt. Gewerkschaft, das waren ein paar Pfennige, die du bezahlen musstest. Wir hatten sogar von der Ge-

werkschaft einen schönen Ostseeplatz haben wir gekriegt, aber ansonsten. Gewerkschaft war, waren sie alle glaube ich, fast alle“ (Else I).

„Also ich/im Urlaub halt ja dann war ich in Thüringen oder an der Ostsee, oder wir sind auch eben wie gesagt, ich bin auch schon in Ungarn, Rumänien, Bulgarien, in der Tschechei bin ich gewesen“ (Elke E).

„Ja, also, wir sind in den Urlaub gefahren, jedes Jahr an die Ostsee, solange ich mich erinnern kann“ (Elvira B).

„Ich sag mal, zu DDR-Zeiten sind wir jedes Jahr einmal 14 Tage im Urlaub gewesen. Seit ich selbstständig bin, war ich noch nicht einmal im Urlaub“ (Emil C).

Kinder

Janina P erzählt, dass die Familie häufig Urlaub gemacht habe. „Wir waren dann halt in der Tschechei oder in Deutschland, so was. Dadurch dass meine Eltern relativ oder gute Berufe hatten und auch gutes Geld verdient haben, war das eigentlich jetzt nie Thema, dass wir jetzt überhaupt nicht verreisen konnten.“

„Ich konnte ins Ferienlager fahren und wir konnten in die Tschechei in den Urlaub fahren. Die große weite Welt rief noch nicht nach mir, deswegen hab ich, ich habe das nie so empfunden. Also ich durfte auch Zuhause Westferien [sic!] gucken“ (Janett L).

„Also wir sind viel verreist. Sowohl innerhalb der DDR also auch dann ins quasi sozialistische Ausland, das heißt Bulgarien, Sowjetunion, war es ja damals noch, Ungarn, Polen, Tschechien, ja, dieses Ausland hat uns zur Verfügung gestanden und das, was wir da an Urlauben gemacht haben, war auch immer schön“ (Julia C).

„Wir waren jedes Jahr in einem Urlaub, entweder eben in so einem FDGB-Heim oder in irgendeinem Bungalow. Wir haben Ausflüge gemacht nach Prag, nach Karlsbad, also in die Tschechei durfte man ja immer. [...] Wenn es aber hieß, der nächste Urlaub geht an die Ostsee, und man fuhr mit dem Trabant wirklich acht oder neun Stunden an die Ostsee, der fuhr ja nur 100/120, dann war das für mich als Kind ja wie eine Weltreise.“ – In dem Interview wird überdies deutlich, dass die Verteilung der Ferienplätze unter Umständen eigenen Gesetzmäßigkeiten unterlag und eine Beziehungspflege erforderte. Die Mutter der Gesprächspartnerin sage heute: „Ich musste auf Arbeit beim Chef immer gut Freund sein, dann bekamen wir einen tollen FDGB-Ferienplatz“, wer eben nicht gut Freund war mit dem Chef fuhr nicht ins tolle FDGB-Ferienheim mit Vollverpflegung, sondern der fuhr in den Bungalow mit Selbstverpflegung, wo ich sage, naja der Bungalow war aber auch schön“ (Jutta I).

Mary Fulbrook (2011) weist in ihrem Buch über den Alltag in der DDR darauf hin, dass insbesondere die, in der Interviewpassage angesprochene, Verteilung der Urlaubsplätze immer wieder Anlass für Beschwerden und Eingaben war, wie sich heute anhand von vielfältigem Archivmaterial nachvollziehen lasse. Außerdem erwähnt Fulbrook einen Sachverhalt, der in unseren Interviews *nicht* deutlich wird: Nach einer repräsentativen Befragung aus dem Jahr 1966 gab es große soziale Unterschiede zwischen den Urlaubern. In dem Jahr waren ca. drei Viertel der Intelligenz und 67 % der Selbstständigen in Urlaub gefahren, doch nur 54 % der Arbeiter und Angestellten sowie nur ein Viertel der Landarbeiter. „In den achtziger Jahren konnten sich 80 % der Bevölkerung einen Urlaub leisten, darunter viel mehr Landarbeiter; aber immer noch gingen nur 20 % der Urlaubsreisen ins Ausland, gewöhnlich in die eng benachbarten Ostblockstaaten“ (Fulbrook 2011, S. 96). Diese Reisen wurden hauptsächlich von Angehörigen der Intelligenz und Selbstständigen durchgeführt.

Die Historikerin schließt ihre Ausführungen zum Urlaub in der DDR mit einem Satz, den man auch als (partiell) Fazit der Aussagen mancher unserer Gesprächspartner verwenden kann: „In der nostalgischen Sicht nach 1990 dachten viele Ostdeutsche zweifellos an erschwingliche Ferien in der DDR oder in benachbarten sozialistischen Ländern zurück, während sie nach der Wiedervereinigung zwar in jedes Land der Welt reisen konnten, aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit aber de facto nicht das Geld besaßen, ihren Heimatort zu verlassen“ (Fulbrook 2011, S. 97).

6. Themen der Familiengenerationen

Wir werden im Weiteren die Perspektive der Analysen verändern. Ständen im vorhergehenden Kapitel vorgegebene Themencluster im Mittelpunkt des Interesses, werden nun die jeweils eigenen Schwerpunktsetzungen der interviewten Personen in den Gesprächen herangezogen. Im Laufe der Auswertungen und Interpretationen wurden die Äußerungen der Gesprächspartner mithilfe zusammenfassender Codierungen gekennzeichnet. Diese Codierungen bezeichnen wir als *Themen*, die in den Interviews angesprochen wurden. Solche Themen werden von Großeltern, Eltern und Kindern mit unterschiedlicher Intensität erwähnt. Daraus lässt sich schließen, dass die Auftrittshäufigkeiten etwas über den Stellenwert des entsprechenden Themas für die jeweilige Familiengeneration aussagen (Tab. 6.1). Für die Analysen wurde die jüngste Befragtengruppe außerdem zum Teil unterteilt, entsprechend den Kriterien „bewusste eigene Erinnerungen an die DDR als Kind oder Jugendlicher“ bzw. „keine oder kaum eigene Erinnerungen, weil man zu Wendezeiten zu jung war“. Wir greifen damit die Differenzierung des Kapitels 3.1 in die *unberatene Generation* und die *erste Wendegeneration* wieder auf (Martens 2015).

| Codierungen | Generationen | | | |
|--|------------------------------------|-------------------------------------|-----------|------------|
| | Kinder, 1. Wende- generation | Kinder, Unberatene Generation | Eltern | Großeltern |
| Wachstums- und Konsumkritik | <u>4</u> | 2 | 3 | 2 |
| „Mit Politik habe ich es nicht so“ | <u>5</u> | 3 | 3 | 6 |
| Schule/Lehrer/Peersgroups, Einfluss auf die Sichtweise | <u>6</u> | <u>6</u> | 5 | 1 |
| Stasi | <u>4</u> | <u>5</u> | <u>13</u> | 5 |
| Kindersicht auf die DDR | 2 | <u>7</u> | 4 | |
| Wirtschaftssystem in der DDR | 1 | 5 | 6 | 4 |
| Anpassung, Kritik der Anpassung | 3 | 7 | <u>18</u> | <u>16</u> |
| Widerspruch/Kritik | 1 | 3 | <u>12</u> | <u>9</u> |
| Bildungssystem in der DDR | 1 | 3 | 8 | 2 |
| allgemeine staatliche Repression | 1 | 4 | 8 | 4 |
| Entfremdung zwischen den Generationen | | | 8 | <u>7</u> |

| | | | | |
|--|---|---|---|---|
| Stadt/Land-Gegensätze | 3 | 2 | 8 | 6 |
| „Aber die DDR möchte ich nicht zurück“ | | | 7 | 4 |
| Die Wende als Entwurzelung | 2 | | 5 | 4 |
| 3. Reich, Antifaschismus in der DDR | 1 | 1 | 6 | 6 |
| Gesundheitssystem in der DDR | | 2 | 3 | |

Tab. 6.1:

Themen der Interviews nach den drei Befragtengruppen, die Gruppe der Kinder wurde zusätzlich in die ältere Generation der Unberatenen und die jüngere Wendegeneration differenziert. Die Häufigkeiten beziehen sich auf die Vergabe entsprechender Codierungen. Das Maximum an Nennungen pro Befragtengruppe beträgt für die Großeltern und Eltern 18 bzw. für die beiden Kindergruppen neun. Die drei häufigsten Nennungen sind unterstrichen.

Die drei Themen mit den jeweils häufigsten Nennungen sind

- für die *Großeltern*: Anpassung, Widerspruch/Kritik und Entfremdung zwischen den Generationen;
- für die *Eltern*: Stasi, Widerspruch/Kritik und Anpassung;
- für die ältere Kindergruppe der *unberatenen Generation*: die Kindersicht auf die DDR, Anpassung, Schule, Familie etc. als Informationsquelle über die DDR, das Wirtschaftssystem der DDR und Stasi;
- für die jüngere *erste Wendegeneration*: Schule, unpolitisches Verhalten, Wachstumskritik an der heutigen Gesellschaft und Stasi.

Damit lassen sich zwischen den Familiengenerationen thematische Zusammenhänge herstellen, die aber nicht alle vier analytischen Gruppen im gleichen Maße betreffen. Bei den Großeltern, Eltern und den Kindern der unberateten Generation ist es das Thema *Anpassung*, während die Eltern und die beiden Kindergruppen das Thema *Stasi* verbindet.

Die Häufungen der Codierungen, als Indikatoren für die gewählten Gesprächsschwerpunkte unserer Interviewpartner, weisen inhaltliche Überschneidungen zu den bereits dargestellten Themenbereichen des Interviewleitfadens und der thematischen Clustern auf (Kapitel 4 und 5). Einzelne Themen werden im Zusammenhang der Familiengenerationen im Folgenden vertieft.

Greift man die Unterscheidung von Sabrow (2009) in Diktatur-, Arrangement- und Fortschrittsgedächtnis auf (Kapitel 5), dominieren die ersten beiden Formen des Gedächtnisses die Erinnerung an die DDR, wie sie in den Interviews aufscheint.

Das Fortschrittsgedächtnis spielt hingegen in Bezug auf die Thematisierung der DDR als eines historischen Projekts zur Realisierung einer gerechteren Gesellschaft hauptsächlich bei einigen älteren Interviewpartnern eine Rolle. Wird Fortschritt jedoch weitergefasst als Organisationsform gesellschaftlicher Teilsysteme, die irgendwelche Vorteile gegenüber heutigen Zuständen aufweisen, wird von vielen unserer Interviewpartner das Fortschrittsgedächtnis bei der DDR-Erinnerung in Anschlag gebracht.

An den Themen der Interviews fällt noch ein weiterer Aspekt auf. Es handelt sich um das *Framing* der Erinnerungen. Framing meint dabei den interpretativen und argumentativen Rahmen, in dem Aussagen platziert werden (vgl. umweltsociologische Beispiele bei Martens 1999, S. 73ff.). Bei Görlich (2009, S. 331) findet sich die Vermutung, dass die Erinnerung immer selektiv sei und „ihre eigentlichen Wurzeln nicht in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart findet“. Die Analyse unserer Interviews bestätigt diese Hypothese, denn implizit besteht der interpretative Rahmen hinsichtlich der DDR-Erinnerung, so wie sie uns in den Interviews entgegentritt, häufig im *heutigen, wiedervereinigten Deutschland*. Deshalb antworteten die meisten unserer Interviewpartner auf die Aufforderung, eine persönliche Charakterisierung der DDR zu geben, von sich aus *komparativ*, in Form vergleichender Aussagen, die immer wieder in den Interviews auftauchen: Das Leben in der DDR war *unfreier*, aber *weniger stressig als heute*. Oder es war *einfacher und sicherer*, allerdings auch *langweiliger*. Implizit wird damit eine Relativierung ausgedrückt. Man könnte sagen, den Interviewten geht es darum, nicht ‚schwarz‘ oder ‚weiß‘, sondern unterschiedliche ‚Grautöne‘ auszudrücken. Zugleich wird damit eine Kritik sowohl an der Gegenwart als auch an der DDR möglich.

Andere Form des Framings sind

- der *generelle relativierende* Gegenwartsbezug: Das, was man in der DDR sieht und kritisiert, taucht in *gleicher Weise* heute auf, weil es sich um gesellschaftliche Funktionsbereiche handelt, die einfach so organisiert waren und sind; bzw.
- der *spezielle* Bezug zu gesellschaftlichen Teilsystemen, die nach Auffassung von Interviewten in der DDR besser funktionierten, „fortschrittlicher“ waren.

Wie bereits erwähnt, fällt beispielsweise die Bilanz der *DDR-Wirtschaftspolitik* über alle Interviewgruppen hinweg eindeutig verheerend aus. Die thematische Rahmung ist die eines umfassenden Scheiterns auf wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und ökologischer Ebene, gerade im deutsch-deutschen Vergleich. Die kapitalistische Wirtschaft – die Marktwirtschaft in Deutschland wird von unseren Interview-

ten überwiegend in einer solchen Begrifflichkeit beschrieben (vgl. Kapitel 4.5.1) – mag nicht optimal sein, doch in der Lesart der meisten unserer Gesprächspartner hat sich erwiesen, dass die sozialistische Planwirtschaft nach dem Muster der DDR keine Alternative darstellt.

Hinsichtlich anderer Politikbereiche bietet sich jedoch ein divergentes Bild. Sehr prominent ist dabei die *Bildungspolitik*, deren föderale Verfasstheit und heutige Tendenzen (es wird zum Beispiel die Privatisierung der Schulbildung genannt) vor der Interpretationsfolie der DDR-Bildungspolitik aus der Sicht vieler unserer Gesprächspartner, schlecht ausfällt. Dabei wird schon in Rechnung gestellt, dass die zentralisierte DDR-Bildungspolitik ideologischen Zwecken diene, die man nicht gutheißt. Doch unabhängig davon bietet der Vergleich den Interviewten Möglichkeiten, die heutige Bildungspolitik zu kritisieren, ohne in DDR-Nostalgie zu verfallen. Dabei geht es uns nicht darum zu entscheiden, ob das Framing unserer Gesprächspartner wahr oder falsch ist, sondern im Mittelpunkt unseres Interesses stehen die Argumentationsmuster, mit denen die Wahrheit und Bedeutsamkeit von Aussagen behauptet werden.

Im Weiteren werden wir auf Themenschwerpunkte von Großeltern, Eltern und Kindern sowie auf Aspekte des Framings eingehen.

6.1 Großeltern

Anhand der Interviews der Großeltern fällt exemplarisch zunächst auf, was *nicht* in den Interviews angesprochen wird (vgl. auch das Fehlen des Begriffs *Unrechtsstaat* bei dieser Interviewtengruppe, Kapitel 5.1). Überhaupt keine Themen in den Gesprächen sind beispielsweise die politische Gleichschaltung in der Sowjetischen Besatzungszone und der Anfangsphase der DDR, der Stalinismus der frühen DDR oder auch der 17. Juni 1953.

Die Kollektivierung der Landwirtschaft wird sehr verhalten von zwei Personen angesprochen, obwohl ein Kriterium unserer Auswahl bei den interviewten Familien die Berücksichtigung ländlicher Regionen war, das heißt es gibt genügend Personen in der Stichprobe, die damals in der Landwirtschaft arbeiteten und Erinnerungen an die Kollektivierung haben müssten. Die Aussagen, derjenigen, die sich überhaupt äußern, sind so, dass man die historischen Situationen bestenfalls erraten kann; zum Teil drängt sich der Eindruck auf, den Zeitzeugen ‚fehlen die Worte‘. Martha G sagt, sie habe eigentlich keine negativen Erinnerungen an die DDR aber, „... die so Bauern waren, die nachher in die LPG [Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft] mussten [...] das war schon für die, für die, die gehen mussten, die Bauern, das war schon eine, schon eine nervliche Belastung oder über-

haupt.“ „Nervliche Belastung“ ist eine euphemistische Beschreibung der Ereignisse, was Martha G wohl selbst bewusst ist und deshalb den Satz mit „oder überhaupt“ abschließt. Nicht zuletzt dadurch wird deutlich, wie schwer es ihr fällt, über die Vorgänge zu sprechen.

Volker J schildert stolz wie seine Eltern nach dem Krieg anscheinend als Neubauern in der SBZ begannen. „Und Vieh hatten wir inzwischen auch vom Bauern privat gekauft, eine Kuh und dann ging es ein bisschen bergauf, ein bisschen soweit, dass ich zum Schluss, wir haben erst als die LPG gegründet wurde im Ort, da haben wir mehr Milch abgeliefert als gerade die LPG.“ An der Kollektivierung wird dann Kritik geäußert: Im Dorf „hat auch jeder den anderen geachtet und so und es war gut bis die LPG nachher kam“. Es wird jedoch nicht deutlich, *was* sich seiner Ansicht nach verändert hat. Man kann vermuten, dass es für Volker J ein mangelndes Verantwortungsgefühl für die Gemeinschaft war. An späterer Stelle des Interviews erzählt nämlich unser Gesprächspartner von Lehrlingen in der LPG, die sich gegenseitig mit Brötchen bewarfen, was er missbilligt. Den Grund für solch ein Verhalten diskutiert er ganz grundsätzlich: „Das war die falsche Preispolitik getrieben in der DDR. Wenn sich die Lehrlinge statt mit Kartoffeln mit Brötchen bewerfen, dann ist da irgendwas faul an dem Staat.“

Die einzige, sehr persönliche Schilderung von Auswirkungen politischer Entscheidungen in der Landwirtschaft stammt von Ewald G, der damals Kind war. „Die Eltern waren sicher in ihren Anforderungen überfordert. Die Gärtnerei hinzugeben in die Genossenschaft. Meine Mutter war krank, wir waren vier Geschwister und da lagen auch ziemlich die Nerven blank und man hatte als Kind zu funktionieren und es war eine sehr autoritäre Erziehung.“ In der weiteren Erzählung verknüpft er diese Geschichte des Familienbetriebes mit seinem eigenen Schicksal, das in dem Problem besteht, sowohl in dieser Familie als auch in der DDR-Gesellschaft zu „funktionieren“ (vgl. a. das Familienporträt in Kapitel 3.2.2).

Wenn überhaupt über die frühe Zeit der DDR in den Interviews von Großeltern gesprochen wird, dann überwiegen Aussagen, die sich *positiv* auf den Bruch mit dem Nationalsozialismus und die Aufbauleistungen nach dem Krieg beziehen. Ähnliches findet sich bei dem schon zitierten Volker J, der der Aufbaugeneration angehört. Die Erinnerungen sind primär durch das Fortschrittsgedächtnis geprägt, doch das *Gewaltförmige* dieses Bruchs mit der Vergangenheit, einer damaligen „sozialen Revolution von oben“ (Fulbrook 2011, S. 50ff.), ist kaum Gegenstand in den Interviews. Wenn es überhaupt eine Rolle spielt, wird es legitimiert mit den Zwängen einer notwendigen Entnazifizierung. Familien, in denen solche Erzählungen eine wichtige Rolle spielen, sind vor allem O und Q, von denen die meisten Familienmitglieder sich in einer sozialistischen Tradition sehen.

Ernst O erzählt geradezu beispielhaft über seine ursprünglich sozialdemokratisch geprägten Eltern: „Der ganze antifaschistische Wiederaufbau begann ja. Es musste viel neu/ völlig neu reorganisiert werden. Vieles war auch Sowjetunion belastet [was darunter verstanden wird, bleibt offen]. Sie wissen ja, hier standen ja die alliierten Truppen alle noch im Land und so. Man musste sich arrangieren. [...] Also was bei uns [in der DDR] immer kritisch war, das war der Dirigismus dieser Partei [der SED], wo sie [seine Eltern] auch Mitglied waren. Also da haben sie schon öfter mal geschimpft: ‚Ja, jetzt müssen wir da schon wieder.‘ Und so weiter. Und dieses Einerlei, Vorgekaue von ideologischen Sachen, das lag meinen Eltern beiden nicht so. Wobei in der Grundlinie sie sich alle einig waren: ‚Also jetzt muss hier ein Deutschland entstehen.‘ Also das war so die ständige Forderung meines Vaters: ‚Das, was wir hatten [von 1933–45], das darf nicht noch mal passieren.‘“

Im ersten Teil dieses Zitats scheint die Besatzungspolitik der Sowjetunion als eine treibende Kraft der Umgestaltung der Gesellschaft angesehen zu werden. Aktuelles historisches Wissen, aufgrund der Zugänglichkeit von Archivmaterial nach 1990 gut belegt, ist jedoch, dass die SED-Führung in der Frühphase der DDR die Sowjetisierung der Gesellschaft und Wirtschaft forcierte (Steiner 2007), während die Sowjetunion sicher keine demokratische Entwicklung, aber die Umgestaltungsprozesse mit einer geringeren Geschwindigkeit wollte.

An dieser Stelle sind wir ausführlich auf diese bzw. auf die fehlenden Erzählungen eingegangen, weil sie beispielhaft verdeutlichen, wie zurückhaltend über *historische Ereignisse* berichtet wird. Das betrifft nicht nur die Großeltern, sondern auch die Interviews der Eltern zeichnen sich durch solche politisch-historischen *Leerstellen* aus, ebenso wie die der Kinder, bei denen notwendigerweise eine lebensweltliche Kindheitsicht auf die DDR dominiert. Beispielsweise taucht der Prager Frühling und der Einmarsch der Warschauer Paktstaaten in die CSSR 1968 überhaupt nicht in den Erzählungen der *Eltern* auf, was die These von Ohse (2006, S. 227) stützt, der bezweifelt, dass es sich hierbei um ein generationsstiftendes Ereignis gehandelt habe.

Ebenso ist die Transformation in Europa der 1990er Jahre, die nicht nur den deutschen Wiedervereinigungsprozess, sondern auch den Zusammenbruch des sozialistischen Staatensystems und den Zerfall der Sowjetunion umfasste (Ther 2014), *kein* Thema in den Interviews. Angesichts der Dimensionen der Transformation erscheinen die Vorschläge zum Überleben der DDR – ein stärkeres Beharrungsvermögen der damaligen politischen Führung, größere Reise- und Meinungsfreiheit, die einige Gesprächspartner vorbringen – seltsam hilflos.

Das Fehlen historisch bedeutsamer Ereignisse und Prozesse in den Interviews belegt eindrücklich den großen Stellenwert, den die Alltagswelt im Allgemeinen in

der DDR-Erinnerung unserer Gesprächspartner hat. Dementsprechend ist diese Erinnerung von Großeltern und Eltern gleichermaßen durch das *Arrangementgedächtnis* gekennzeichnet (Tab. 6.1).

Mathilda P erzählt über ihre Kinder: „Die sind nicht aufsässig geworden oder so. Die waren da eigentlich immer, weil wir sie so erzogen haben, dass wir uns unterordnen müssen, so ungefähr. [...] wir hatten unsere Arbeit, wir waren im Beruf eingespannt und da hat man sich eben doch untergeordnet. Da haben wir nicht aufgemuckt.“

Maren N berichtet über ihre Aktivitäten in der DDR. „Also nicht SED und so was. Aber ich habe eben mitgemacht, sagen wir mal so, was sich eben gehört.“

Max M konkretisiert Formen der Anpassung: „Wer normal gearbeitet hat, nicht bei besonderen Ereignissen, sagen wir mal jetzt, seine Meinung so herausgehauen hat, wenn er mal sehr unzufrieden war, dass er da den Stellen, den staatlichen Stellen da aufgefallen wäre, konnte man ein ganz normales Leben führen. Wer natürlich jetzt so sich in den Vordergrund geschoben hat und oppositionell sich da hervorgehoben hat, den hat es erwischt, ja.“

Michaela I geht auf die Hintergründe und Vorteile von Arrangements ein: „Wer eben nicht in der Partei war und so, der/ ich will mal sagen, bloß mal ein Beispiel, mein Vater oder mein Mann, die waren bei der Eisenbahn, hatten auch einen guten Beruf und auch eine gute Stellung, aber ohne Partei ging das eben nicht.“

Und Martin B geht allgemein auf angepasstes Verhalten ein: „... und wenn ich das mache, dann passiert mir [heute] nichts und genauso war es natürlich auch in der DDR für mich.“

Familien, in denen die Themen Anpassung und Arrangement in unterschiedlichen Formen sehr präsent in den Interviews behandelt werden, sind R, G, P und M (vgl. auch die Porträts der Familienmitglieder im Kapitel 3.2). Wie bereits im Kapitel 5.2 dargestellt, ist für die Großeltern *Widerspruch* nur denkbar im Zusammenhang mit dem christlichen Glauben, konkret beim Bekenntnis zum Staat durch die Jugendweihe, die in der Form eines gängigen Arrangements, *neben* die Konfirmation tritt. Kritisch ist man in der eigenen Wahrnehmung bereits, wenn man für seine Kinder auf einem Bekenntnis zum Glauben besteht.

Dabei wird die Anpassung manchmal im bewussten Gegensatz zur Sphäre der Politik gesehen. Daran sei man *nicht interessiert* gewesen, damit habe man sich *nicht belastet*. „Das Hauptaugenmerk lag ja in der Familie immer, die Kinder zu guten Schulabschlüssen zu führen, um danach eine gute Berufsausbildung zu ermöglichen und das ist ja eine Hausaufgabe [sic!] von Eltern und da hat man wenig Zeit für andere Sachen.“ Max M meint damit die Politik.

Oder *opportunistische* Gründe, die aber geschlechtsspezifisch gesehen werden, spielen durchaus eine Rolle. „Da haben wir uns nicht direkt eingelassen damit. Wir waren hier politisch nicht so engagiert.“ Michaela I bekräftigt dann ihre bereits getroffene Einschätzung, die „Männer, die nun eben eine schöne Arbeitsstelle hatten, [...], die waren ja nun in der Partei. Das ging ja nicht anders. Aber wir als Frauen haben uns da, wir waren im Sportverein und so und das war dann wirklich auch gemütlich. Das hatte damals mit der Politik nichts zu tun.“

Volker J thematisiert das Ganze als *bewusste* Entscheidungssituation: „Aber das ich deswegen in die Partei gehen musste, gut die Genossen hatten Vorteile, die konnten mal Direktor oder stellvertretender Direktor werden, aber da habe ich mich immer fern gehalten.“

Der dritte Bereich der Erinnerung, der, neben Arrangement und Widerspruch, in den Interviews mit den Großeltern häufiger auftritt, bezieht sich hingegen auf die Gegenwart. Es wird eine *Entfremdung* zwischen den Familiengenerationen angesprochen. Auch in unserer Stichprobe der 18 Familien gibt es Beispiele für eine besonders enge Verbindung zwischen Enkeln und Großeltern, wie von Bürgel (2012) behauptet (zu nennen sind die Familien B und R), doch es überwiegt eher ein distanzierteres Verhältnis, über das die Großeltern Klage führen.

Magda H schildert das so: „Ach wissen Sie, ich habe gar keinen vielen Umgang mehr mit meinen Enkeln. Das ist, wenn Sie erst mal im Heim sind, da ist das alles ein bisschen anders. Da kommen sie mal, aber alle paar Wochen, wissen Sie, ja. Die müssen arbeiten, das geht nicht anders. Naja und da hat man wenig Einfluss. Da kann man nur froh sein, wenn sie Arbeit haben.“

Bei Martha G, die stark die Notwendigkeit der Anpassung zu DDR-Zeiten betont, klingt diese frühere Erfahrung im Folgenden mit neuer Aktualität an: „Die [jüngeren Familienmitglieder] haben jetzt ihr Leben und die leben das so, und wir müssen uns da fügen, wenn die jetzt so, was weiß der Teufel, zum Studieren gehen und aber da noch auch den Eltern auf der Tasche liegen. Und die ziehen aus bei den Eltern, und die Großeltern haben da fast keine Verbindung mehr mit den Enkeln. Na das ist eben so, da müssen wir uns, wir Alten dran gewöhnen.“

„Ja klar, die sind ja ganz anderer Meinung schon ja, die haben das ja gar nicht mehr [die DDR] mitgekriegt“, sagt Magdalena F. „Also die Kinder haben schon noch mitgekriegt, wenn man Weihnachten eben was Besonderes hatte, aber jetzt da kriegen sie doch alles. Können die nicht verstehen. Also kann man auch nicht, wenn man das nicht erlebt hatte. Die leben ganz anders die Enkel, jetzt. Die sind ja nun wieder groß geworden damit, dass alles da ist und dass sie kämpfen müssen wegen Arbeit und alles. Es ist ja so.“

„Die Enkel weniger, die können sich, die haben kaum nach der DDR gefragt. Und wie wir das erlebt haben“, resümiert ebenfalls Viktor D.

Eine wachsende Distanz zwischen den Familiengenerationen wird auch auf die *Abwanderung* der Jüngeren aus ländlichen Regionen zurückgeführt. „Die Jugendlichen [sind] ja alle fort, die sind ja alle vom Heimatort weg“ (Veronika A). Das Dorf wird in der Erinnerung zu einem beschaulichen Ort der Vergangenheit. Die Kinder, aber nicht mehr die Enkel „haben das ja noch teilweise erlebt, dass das alles friedlich zugegangen ist. Aber ich sage ja, ich kann nur hier vom Dorf ausgehen, in der Stadt sind sie doch anders. Ja, da ist doch manchmal so Unruhe gewesen. Im Dorf ist das nicht so“ (Magdalena F).

Edith R gibt es eine sehr einfühlsame und verständnisvolle Einschätzung ihrer Großmutter, deren politische Einstellung sie mit deren historischem Lebensumfeld zusammenbringt. „Die war Flüchtling [aus dem Sudetenland] [...]. Hat alles zurücklassen müssen, hat ihren Mann im Krieg verloren, die war pragmatisch. Für die war nicht das Politische das Entscheidende, sondern, wie krieg ich was zu essen, wo krieg ich Feuerholz her, wo krieg ich die nächste Ladung Kohlen her [...] Das Politische war der egal. Die war pragmatisch.“ Die Familie, das Dorf und die Dorfgemeinschaft, „das war ihre Welt und in der hat die sich bewegt“.

Die Erfahrung, über die manchmal geklagt wird, dass die Jüngeren an den Erzählungen der Großeltern nicht interessiert sind, machen auch manche Eltern. Zum Beispiel erzählt Ernst O: „Das ist also, meine Tochter winkt eher ab. Wenn ich mit ihr ganz gezielt solche [DDR-] Themen ansprechen möchte, da ist sie dann lieber bei ihren anderen Themen und meine Frau unterstützt sie dabei. ‚Ach nun fang doch nicht wieder davon an‘, sagt dann meine Frau zu mir.“

„Meine Kinder die sind irgendwie abgegrenzter. Die sind gar nicht so interessiert. Also da merkt man schon, dass die gar nicht mehr so aufgewachsen sind“ (Elke E). Formen solcher Entfremdung tauchen bei den Kindern als Rückzug oder bewusstes Schweigen auf. Diese Aspekte werden im nächsten Kapitel vertieft.

6.2 Eltern

Das dominante Thema der Eltern ist Anpassung. Ganz unterschiedliche Aspekte von Arrangements werden angesprochen: u.a.

- als *folgenloses Spiel*, das mit dem wirklichen Leben nichts zu tun hat;
- als *Verhalten*, das man *moralisch* vertreten und zu dem man stehen muss;
- als *allgemeines Prinzip* in ganz unterschiedlichen Gesellschaften;
- als *Strategie*, um nicht aufzufallen;

- als *Option*, um sich selbst zu verwirklichen;
- als *Opportunismus* oder
- die Negation von Anpassung, die als *abweichendes Verhalten* anzusehen ist, das sanktioniert werden muss.

„Wie gesagt, in den [Schul-] Aufsätzen vorher haben wir erst ein Loblied gesungen auf den Sozialismus, das gehört einfach dazu. Aber im normalen Leben haben meine Eltern mir immer gesagt, ‚Junge, wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.‘ Hat aber nichts damit zu tun [dass man in offiziellen Kontexten nicht die Wahrheit gesagt hat], wissen Sie, wie ich meine?“ Erwin P, von dem das Zitat stammt, geht anscheinend davon aus, dass das Lügen folgenlos blieb. Doch ist das wirklich so? Das Schicksal von Maren N nährt Zweifel: Sie litt als Lehrerin in der DDR unter dem, was sie als erzwungene institutionelle Unwahrheit ansah, so dass sie schließlich psychische Probleme bekam (vgl. Familienporträt Kapitel 3.2.3).

Friedrich Schorlemmer (2009) argumentiert ganz prinzipiell mit den gesellschaftlichen Folgen von Unaufrichtigkeit. Subkutan habe das „Gift der Lüge“ die DDR-Gesellschaft unterwandert. „Es war wirklich nicht alles schlecht. Du musstest nur deinen Mund halten und mitmachen und sehen, wie du das deinige rausholst und permanent in einer doppelten Welt lebst. Es war nicht alles böse gemeint. Es ging nicht alles böse aus. Aber es war alles grundverlogen. Und die Mehrheit der Bürger saß mit am Tisch der Lüge, bis sie selber nicht mehr wusste, dass es der Tisch der Lüge war.“ Der bereits zitierte Robert Ide (2007) geht gleichfalls davon aus, dass die Wirkungen der früh erlernten Kunst des Schweigens im richtigen Augenblick und der Verstellung ihre Wirkung – nicht zuletzt in der Generationenverständigung bis heute entfalten (vgl. Kapitel 4.3.1).⁶

Die Interpretation unserer Interviews legt nahe, dass insbesondere im Verhältnis von Großeltern und Eltern über latente Konflikte geschwiegen wird. Es über-

6 Auffällig ist, dass die oftmals positiv bewertete und betonte soziale Kohäsion, als besonderes Charakteristikum der DDR, von den meisten Interviewpartnern *nicht* zusammengebracht wird mit den Formen der *institutionalisierten Verstellung*, mit denen einige von ihnen nach 1990 bei der Lektüre ihrer Stasi-Akten konfrontiert waren. Dass sozialer Zusammenhalt als eventuelle Kehrseite das Hintergehen hatte, wird kaum thematisiert. – Lichter et al. (2016) haben statistische Untersuchungen über Zusammenhänge zwischen der Anzahl inoffizieller Mitarbeiter der Stasi in DDR-Landkreisen und verschiedenen sozialen und wirtschaftlichen Merkmalen analysiert. Die Autoren schreiben: „... dass eine höhere Überwachungsintensität in ostdeutschen Kreisen zu geringerem Vertrauen gegenüber Fremden, einer geringen Anzahl an engen Freunden und reduziertem sozialen Engagement führte“ (S. 9). Es zeigen sich „negative und langfristige Effekte staatlicher Überwachung“ auch auf „das wirtschaftliche Wohlergehen“. Auf den Artikel wies uns Michael Wyrwich von der Universität Jena hin.

wiegen Rücksichtnahme und Schonung, was verständlich ist, allerdings *neuerliches Schweigen* fördert. Im abschließenden Kapitel 7 werden wir noch einmal, unter dem Gesichtspunkt von Leerstellen in den Interviews auf das Schweigen zurückkommen, welche das Mitmachen am Funktionieren der DDR-Gesellschaft betrifft.

Einen anderen, *moralischen* Aspekt der Anpassung macht Evi N stark: „Ich habe meinen Kindern eigentlich immer gesagt, ‚Macht so, lebt so, was ihr mit eurem Gewissen vereinbaren könnt, wie ihr euch wohlfühlt, was für euch wichtig ist, nicht für die Nachbarn.‘“

Erik J verwendet das Framing einer *Generalisierung*: „Das ist genauso, als wenn man jetzt in Frankreich oder Spanien/muss man sich auch mit den vorhandenen Verhältnissen auseinandersetzen. So war das halt in der DDR auch.“

Bei Eva H geht es um eine Strategie, *um nicht aufzufallen*: „Also dass wir Westfernsehen geguckt haben, durfte man niemandem erzählen. Dass ich hin und wieder mal ein Buch gelesen habe aus dem Westen, das durfte ich niemandem erzählen. Die gingen dann so unter der Hand weiter. Und dann habe ich sie in mein Zeitungspapier eingeschlagen, damit ich sie in der Straßenbahn lesen konnte, durfte ja nicht bekannt werden. Hätte ja irgendjemand/ich meine, was weiß ich, vielleicht hätte es auch niemanden interessiert, aber man musste ja immer irgendwie damit rechnen, dass da auch jemand in der Straßenbahn sitzt, der eben weiß, dass das ein Titel ist, der nicht erlaubt ist bei uns.“

Eindrucksvoll schildert Ewald G eine ganz eigene Sichtweise, die man widersprüchlich, aber auch *dialektisch* nennen kann: „... ich konnte mich auch verwirklichen, wie soll ich sagen verwirklichen.“ Der Interviewer fragt: „Und verwirklichen, inwiefern?“ „Man hat sich an das System angepasst, ja.“ Der Interviewer ist irritiert: „[...] Sie haben jetzt gesagt ‚verwirklichen‘. Wie meinen Sie das? Oder Inwiefern konnten Sie sich verwirklichen?“ „Ja, ich hab meinen Meister gemacht und hab auch noch Nebeneinkünfte erzielt [...] Man hat eine Familienplanung machen können und unbeschwerter, wenn ich jetzt heute mit diesen Kurzzeitverträgen und so. Man konnte einen Plan aufstellen, es war eine gewisse Sicherheit da.“

Effie M spricht einen offenen *Konflikt* mit ihren Eltern an: „Also immer so gemächlich mit dem Strom zu schwimmen. Das wäre ihnen [ihren Eltern] am liebsten gewesen. Also, so im Grundtenor: ‚Pass dich an. Pass dich an Muck nicht auf. Du musst ja nicht so ganz deutlich zu allem ›Ja und Amen‹ sagen, aber du darfst auch nicht dagegen reden.‘ Das wäre meinen Eltern am liebsten gewesen. Aber so war ich persönlich nun mal nicht. [...] Und ich weiß noch als es um diese FDJ-Situation ging“, sie wollte nicht in die FDJ eintreten und die Eltern wurden unter Druck gesetzt, „da hat der [ihr Vater] immer gesagt: ‚Meine Fresse. Du hast doch davon keine Vor- oder Nachteile oder was. Nun mache es doch und dann lassen

sie uns in Ruhe.‘ Und ich habe gesagt ‚Nein‘ und Punkt. [...] Also er [ihr Vater] war immer derjenige, der so lieber den Weg des geringsten Widerstandes gegangen ist.“

Auch bei Eva H hat *mangelnde Anpassungsbereitschaft* Auswirkungen auf die Familie: „Also man durfte nicht seine eigene Meinung vertreten. Und ich hatte also auch eine Tochter, die naja, die so ein bisschen gegen den Strich gebürstet war, also die hatte ganz viele Probleme dann auch in der Schule. Das war, also wenn man da nicht so fügsam war, dann kriegte man auch ganz schnell Schwierigkeiten. Also das war schon schwierig.“

Emil C sieht *Opportunismus* als Basis der Anpassung. „Ich sage mal, von früher her wird uns erzählt, wer nicht in der Partei war, der konnte eben keine Leitungsfunktionen kriegen. Gibt es auch genug Gegenbeispiele. Aber zum Teil, ich sage mal so, man wusste einfach, ich hab studiert und wenn ich nicht in der Partei bin, werde ich nicht Abteilungsleiter. Also bin ich die Partei eingetreten. Und wird es andersrum erzählt, ich war gezwungen in die Partei einzutreten. Nein, in die Partei einzutreten war keiner gezwungen. Die sind alle eingetreten, um dann Karriere zu machen.“

Elvira B meint, dass Negation von Anpassung ein *abweichendes Verhalten* ist, über dessen Konsequenzen man sich im Klaren sein musste. Derjenige, der sich nicht anpasste und über die Grenze in den Westen wollte, „wusste, es war verboten. Er musste damit rechnen“, dass er zu Schaden kam.

Verglichen mit den Großeltern zeigt sich bei den Eltern eine *größere Bandbreite* von angepassten, kritisierten oder widerständigen Verhaltensweisen, die sich durch mehr Freiheitsgrade auszeichnen. Immer wieder verweisen die interviewten Eltern darauf, dass sie *für sich selbst* Grenzen der Anpassung gesetzt hätten und die seien enger gewesen als die der Großeltern. Edith R, die oft historisch argumentiert, sieht das in Zeitverlauf. Sie sei 1970 geboren und verglichen mit Eltern und Großeltern, durfte sie „schon frecher sein“. „Die Generation meiner Eltern musste noch ganz andere Kompromisse eingehen, für die stand viel mehr auf dem Spiel, für mich stand vielleicht auf dem Spiel, meine Wunschausbildung zu kriegen oder nicht, aber nicht zu sagen, ich krieg die Kohlelieferung für den Winter nicht.“ Teilweise wird das opportunistische Verhalten von Mitbürgern kritisiert, wenngleich die gesellschaftlichen Strukturen oberflächliches Anpassungsverhalten belohnten und non-konformes Denken behinderten.

Ein weiterer Themenschwerpunkt der Eltern ist die *Stasi*. In den Erzählungen zeigen sich hier Ähnlichkeiten zu den Kindern: das Diktaturgedächtnis stellt ein *partielles Korrektiv* des lebensweltlichen Arrangementgedächtnisses dar, aber es ersetzt es nicht. Häufig wird darauf hingewiesen, dass man durch die nun zugänglichen Informationen, etwa durch die Lektüre von Stasi-Unterlagen entweder über

die eigene Person oder von Verwandten bzw. die Medienberichterstattung über Repressionsmaßnahmen, neue Einblicke und Einsichten gewonnen habe.

Ernst O als langjähriges SED-Mitglied wundert sich über das Interesse der Stasi an ihm, das er nach der Wende in seiner Akte dokumentiert fand: „Dass man überhaupt über mich, über einen Linken, eine Akte angelegt hatte, das ist schon komisch gewesen, aber ich hatte eben dieses bisschen Aufrührerische in der DDR und das ist wahrscheinlich bei den Leuten da auch nicht unbemerkt [geblieben] und da war dieser betreffende Mann auch dabei [ein IM aus seinem Umfeld] und hat da drei Berichte geschrieben, über die ich nur lachen kann.“

Bei Elke E gibt es, wie bereits erwähnt, ein gewisses Umdenken: „Stasi gibt es, ich habe das für einen Staatsschutz gehalten, ich sage das mal so. Ich habe gedacht, die machen ja ihre Arbeit. Und heute sehe ich das ein bisschen anders.“

Und Eva H weist auf konkrete Erinnerungsorte hin, die sie wichtig findet: „Ich denke, es ist auch wichtig, das auch immer wieder zu sagen. Und es gibt auch hin und wieder mal, auch gerade zur Stasi-Vergangenheit, also das/da wissen ja auch so wenige, was da alles passiert ist. Wir haben hier in G auch wirklich ein gutes Museum dazu, und dann sollte auch wirklich jeder mal da hingehen und sollte sich das mal anhören, angucken, wie die Stasi spioniert hat, wie die die Leute überwacht hat. Das ist schon interessant.“

Erika F sieht es fatalistischer und generalisiert: „Also ich hab später, wo ich 91 bei der X-Versicherung angefangen habe, habe ich einen Agenturinhaber gekannt, der hat auch bei der Stasi in Y gearbeitet, der kannte unsere ganze Akte. Also die haben uns bespitzelt nachher bis zum geht nicht mehr. [...] Ja, und der [ein Nachbar] hat uns auch bespitzelt und das wussten wir nachher auch, aber das ist scheißegal. Ich denke mal, die Gegebenheiten waren nicht anders. Und ich denke mal, wenn es hier so gewesen wäre, beim BND irgendwas oder so, wenn es so, wäre es anders gelaufen, ich glaube es nicht.“

„... ich hatte mal gefragt, ob es von mir eine Stasi-Akte gibt. Und manche sind dann enttäuscht, wenn sie keine haben. Ich hatte auch keine und es waren nicht alle, es waren nicht alle politisch verfolgt“ (Ewald G).

Else I hat hingegen eine Stasi-Akte und sie äußert sogar Verständnis dafür: „... wir [sind] überwacht worden, aber geringfügig. Klar, ich meine wenn der Schwager im Gefängnis ist, wegen politischer Aussagen, ist klar.“

Evi N spricht die Medienberichterstattung an: „Sicherlich sind da auch viele Sachen, gerade mit der ganzen Stasi und, das haben wir hier so nicht mitgekriegt [weil es eine ländliche Region ist] und das ist schon auch mal interessant, die Seite zu hören.“

6.3 Kinder

6.3.1 Die Differenzierung in unberatene Generation und erste Wendegeneration

Wie schon weiter vorne berichtet, überwiegt bei den Kindern eine positive Sicht auf die DDR (Kapitel 4.1). In vielfachen Variationen wird eine im Wesentlichen *unbeschwerte Kindheit* geschildert (Jochen N, Janett L, Jutta I, Jana H, Julia C, Karin G, Katleen F).

Die Erfahrungen, die erzählt werden, beziehen sich bei der Generation der Unberatenen auf das eigene Erleben. Man war zufrieden, es gab einen sozialen Zusammenhalt, man habe sich wohlgefühlt, habe ein gutes Leben geführt, in dem man nichts vermisst habe. Von einigen Interviewpartnern wird auf die Beschränkungen dieser Kindheitserfahrungen verwiesen.

„Mit dem, was wir hatten, waren wir eigentlich zufrieden. Wir sind in den Urlaub gefahren, das macht man heute auch alles, hatten eigentlich so keine Einschränkungen so in der Art. Auto war da, was man halt damals so als Auto nehmen konnte, Trabi oder so hatten wir, Moskwitsch hatten wir, das hat eigentlich/eigentlich hat, denke ich mal, nichts gefehlt so“ (Jochen N).

„Schön. Ruhig. Stressfrei. Und ich hatte eine schöne Kindheit, also ich kann nichts anderes sagen. [...] Also ich sage mal, so diese reine Kindheit würde ich mir für meine Kinder eigentlich auch wünschen. Dass die eben auch mit ihren Freunden eben wirklich durch den Wald ziehen können, ohne dass man als Eltern Angst haben muss, dass die einer wegfängt, oder dass wirklich ein Auto [...] die gleich überfährt. Also da muss ich sagen, habe ich einen guten Rückblick auf die DDR“ (Jutta I).

Janett L bezieht in ihre Kindersicht auch die offiziellen Veranstaltungen ein: „Ich habe oft schon gerade in den letzten Jahren gehört, dass immer gesagt wurde, die Leute wurden gezwungen am ersten Mai oder sonst irgendwie an den Paraden teilzunehmen. Ich kann als Kind nur sagen und da würd ich wieder sagen, ich weiß nicht, ob es eine indirekte Manipulation war. Ich habe es jedenfalls nie so empfunden. Ich habe mich total gefreut, wenn ich mit dem Fähnchen irgendwo hingehen konnte für mich war das immer wie Party machen. [...] mein Vater, der so überhaupt gar nicht rot war, sagte immer: ‚Du hast doch eine Macke, du spinnst doch.‘ Und dann bin ich extra dafür losgezogen, um daran teilzunehmen. Und nachher war ich ja dann schon groß und durfte alleine. Das hat Spaß gemacht und nie hat einer/ Aber ich kann das überhaupt nicht sagen, wie das bei Erwachsenen war, die in irgendwelchen Brigaden waren oder Betrieb, keine Ahnung. Als Kind für mich,

als Kind war das Party und ich habe da immer freiwillig äußerst gerne mitgemacht.“

„Man macht sich ja als Kind nicht allzu viele Gedanken. Also ich war zehn Jahre alt, als die Wende war. Allzu viel macht man sich da nicht groß Gedanken, ist es jetzt okay, ist es jetzt richtig? Ich habe mitgekriegt, als ich mal zur Schule gegangen bin, auf einmal war die Musiklehrerin nicht mehr da, da wurde uns dann gesagt, naja, die ist nicht mehr da. Aber wieso, weshalb, warum? Ich konnte das jetzt nicht in den Kontext bringen mit der Aussage meiner Mutter ein paar Tage zuvor, dass jetzt auf einmal die Mauer weg ist, das konnte ich alles gar nicht so richtig begreifen. Ja“ (Jürgen M).

Bei der jüngeren Gruppe von Kindern, hier als erste Wendegeneration bezeichnet, existieren notwendigerweise keine eigenen Erfahrungen mit der DDR-Wirklichkeit, sondern es wird in auffälliger Weise, hauptsächlich auf Erzählungen von Eltern und Großeltern rekurriert.

„Also alles in allem würde ich auf jeden Fall sagen, dass das Leben sehr eingeschränkt war. [...] Zum Beispiel habe ich da auch von meinen Eltern gehört, hier, Schnittkäse gab es nur einmal die Woche, donnerstags, und dann wurde auch geguckt, wie groß die Familie ist. Und ja, die persönliche Freiheit mit dem Reisen natürlich war halt ziemlich schwierig. [...] Aber, genau. Alles in allem waren meine Eltern nicht unzufrieden. Das hat schon alles irgendwie geklappt. Privat konnte man schon ganz gut leben“ (Kristin K).

„Davon [es ist die FDJ gemeint] hat sie [ihre Mutter] eigentlich immer ganz gut erzählt, dass sie das heute teilweise so ein bisschen vermisst, so junge Menschen. Und ja. Ansonsten wenn ich mir so anhöre, was jetzt geht, ich meine jetzt abgesehen davon, dass es nicht alles gab und man nicht überall hin konnte, wirkte es jetzt aber nicht so sehr anders als meine Pubertät oder Kindheit. – Also ich höre da jetzt nicht großartig einen Unterschied [zwischen damals und heute] raus“ (Katleen F).

Katharina A ordnet solche Geschichten anders ein. „Also ich kann wirklich eher nur so vorrangig aus Erzählungen konstruieren. Ich glaube, es war erst mal ein recht abgesichertes Leben, wenn man sich arrangiert hat mit den gesellschaftlichen Bedingungen. Also ich glaube kaum jemand musste wirklich arbeitslos sein und man hatte gute Kinderbetreuung und so weiter und ich glaube aber, dass wenn man irgendwie das System an sich angezweifelt hat, kam man schnell in Probleme und hat vielleicht eher Nachteile für das persönliche Leben ziehen müssen.“

Auf der einen Seite dominiert also eine Kindheitssicht auf die DDR, die sich in der Erinnerung gerade von der Erwachsenenwelt unterscheidet. Laut den Schilderungen ist es eine großenteils unbeschwerte Lebenswelt, in der notwendige Arrangements und Anpassungsleistungen zwar vorkommen, aber die Kindersicht auf die

DDR nicht gravierend trüben. Das gilt überwiegend auch für diejenigen, die als Erwachsene eine tiefgehende Aversion gegen die untergegangene DDR hegen (zum Beispiel Jana H). Auf anderen Seite sind es ebenfalls lebensweltlich geprägte Erinnerungen, doch solche gleichsam aus ‚zweiter Hand‘ hauptsächlich der Eltern.

Auf die Frage, ob sich die Sicht auf die DDR verändert habe, liegt ein Meinungsbild vor, das wir schon im Kapitel 4.1 kennengelernt haben und das sich durch vier Positionen charakterisieren lässt.

Nein, nichts hat sich geändert

Kristin K sagt beispielsweise: „Naja, ich hab das halt immer so ein Leben lang von meinen Eltern gehört. In der Schule hat sich das im Geschichtsunterricht auch mehr oder weniger bestätigt. Und von daher ist eigentlich/habe ich meine Meinung, die ich mir dann irgendwann einmal gebildet hab, hat die sich da kaum verändert.“

In ähnlicher Weise argumentiert gleichfalls Kerstin E. „Ich denke sie hat sich nicht geändert, weil ich im Prinzip, dadurch, dass ich es nicht erlebt habe, keine persönliche eigene Meinung gebildet habe, sondern nur im Prinzip Meinungen übernommen habe, so wie mir das erzählt wurde. Und da ich nicht viele Leute habe, die alle was anderes erzählt haben, sondern mehr oder weniger das gleiche oder ähnliche Sachen, ja ist die Meinung so geblieben.“

Jochen N betont Altersunterschiede: „Man hört so immer nochmal Reportagen oder so, befasst man sich ein bisschen damit, wie gesagt, so richtig mitgekriegt hat man es ja als kleiner Junge dementsprechend nicht. Die Erwachsenen oder Älteren, so ab jugendlichem Alter, die werden sich da schon mehr den Kopf drüber gemacht haben.“ Ähnlich auch Janina P und Julia C.

Vielleicht hat sich etwas verändert

„Ich glaub, sie [seine Meinung] wurde immer durch neue Details ergänzt. Also es war, ich war nie total ablehnend. Oder war ich mal total ablehnend? Na ich hab mir halt immer meine Gedanken gemacht. Und weiß ich, ob das so ablehnend, also ich, ich, ich sage für mich, das ist eine Zeit gewesen, da ist nicht alles gut gelaufen und man könnte vieles halt besser machen, aber es ist vielleicht gar nicht so die schlechteste Idee“, womit Karsten D am Fortschrittsgedächtnis anknüpft.

Ähnlich sieht es auch Katharina A, die die DDR als Unrechtsstaat kennzeichnet (s.u.), doch insgesamt eine abwägende Haltung einnimmt: „Dann habe ich aber

auch natürlich viele negative Geschichten durch meine Eltern erfahren, weil sie in der Kirche waren und deswegen auch viele Probleme in diesem System hatten. Aber ich glaube heute bin ich so ein bisschen mehr hin und her gerissen, ich sehe mehr heutzutage die guten und die schlechten Seiten der DDR.“

„Das ist immer so schwierig, ich habe es nicht so wirklich kennengelernt, deswegen ist für mich, ich sage mal so als junge Person, will ich das auch gar nicht so weit einschätzen. Klar ich habe da einiges darüber gehört, aber/ klar hat sich schon etwas verändert. Mittlerweile geht es [...] überall nur noch um das Geld. Das ist einfach so, das war damals nicht so, so wurde es mir jedenfalls gesagt und ja“ (Klaus N). Es gibt eine Häufung dieses Antwortmusters, dass sich vielleicht etwas verändert habe, bei der ersten Wendegeneration.

Ja, man ist kritischer geworden

Vier Interviewpartner sehen die DDR kritischer, wobei die unberatene Generation öfter vertreten ist. Anhand der Antworten wird deutlich, dass Informationen über staatliche Repressionen und die Stasi bei der Veränderung von Meinungen durchaus eine Rolle gespielt haben (ähnlich wie bei den Eltern, vgl. Kapitel 6.2). Diese Aspekte stellen in gewisser Weise ein Korrektiv der rundherum positiven Kindheits-erinnerungen dar, über die wenigstens drei Interviewpartner in dieser Gruppe aufgrund eigenen Erlebens berichten.

„Naja, also in sohin natürlich, dass ich jetzt schon froh und dankbar bin, dass wir einfach reisen können und ich denke, dass das schon so für jemanden, der also nicht so ganz regelkonform war, schwierig war. Eben auch so mit diesem ganzen Stasi-Zeug. Dass man, wenn man hinterher dann erfahren hat, dass es ja teilweise dann auch Stasi-Spitzel in der eigenen Familie gab. [...] Wenn man das jetzt mit bald vierzig Jahren eben [wie sie in den Stasi-Akten der Eltern] liest, wie da, ich sage mal, wildfremde Leute über einen [sie meint sich selbst] da als Kind geschrieben haben, also das erschreckt mich schon. Und das hat dann die Sicht eben schon negativ geprägt“ (Jutta I).

Sie stellt sich auch vor, wie sie als Erwachsene sich vielleicht hätte arrangieren müssen, „ich müsste selbst auf einer Familienfeier überlegen, was ich erzähle, wie ich es erzähle, mit wem ich über gewisse Dinge vielleicht spreche, oder immer mich dann, ich sage mal, so zu geißeln und zu sagen. ‚Rede nicht über das System und rede nicht über die Politiker und mache die Pioniere nicht schlecht.‘“ Diese Art der Selbstzensur sei nicht tolerierbar.

Jana H berichtet von einer Lehrerin, die sie sehr verehrte und die nach der Wende als IM entlarvt wurde. „Das fand ich schon hart, weil das schon die war, der man auch seine kritischen Gedanken geäußert hat [und die sie so hintergangen hatte].“

„Ja irgendwie schon würde ich sagen. Als Kind hat man das wahrgenommen und ich glaube als Kind kann man noch gar nicht erfassen, was das heißt, dass Ostdeutschland ein Staat war. Heute glaube ich, sieht man vieles kritischer. Man erinnert sich zwar an die positiven Sachen, die die Eltern erzählen, aber man sieht das auch kritischer und ich frage mich manchmal, ob das wirklich teilweise so schön war, wie meine Eltern es sich vorstellen beziehungsweise beschreiben“ (Kathleen F). Ältere werden als Gewährspersonen angeführt, denen man vertraut und deren erzählte Erfahrungen man zur Kenntnis nimmt, doch ‚offizielle‘ Sichtweisen stellen durchaus eine Herausforderung oder ein kritisches Korrektiv dar.

Ja, die Sichtweise hat sich positiv verändert

Eine positive Veränderung erwähnt nur eine Interviewpartnerin. „Ich sage mal so, wenn ich bei Familiengeburtstagen vor 10-15 Jahren. Da wurde sehr viel geschimpft auch über die DDR, wie schlecht es doch war, was man sich nicht alles leisten konnte und wie toll der Westen ist. Und meiner Meinung nach hat jetzt ein bisschen Bewusstseinswandel stattgefunden oder generell bei mir selbst auch, wo ich sage: Es war nicht alles schlecht, was damals war“ (Karin G).

Die Generation der Unberatenen bezieht – vermutlich aufgrund des eigenen, lebensweltlichen Erlebens – klarere Positionen, doch es zeichnet sich keine bruchlose Verklärung der Vergangenheit ab, sondern es gibt ein Nebeneinander von einer im Wesentlichen positiven Kindersicht auf die DDR und deren Ergänzung durch negative Aspekte, über die man erst als Erwachsener Kenntnis erlangt hat. Häufig wird in diesem Zusammenhang auf Informationen über staatliche Repressionsmaßnahmen verwiesen.

Das Bild einer *Zweiteilung* unserer Gruppe von Kindern wird besonders deutlich bei den Antworten auf die Frage, ob es Punkte bei der Einschätzung der DDR gäbe, bei denen man sich nicht beirren lasse. Sieben von neun Personen aus der Generation der Unberatenen formulieren solche kritischen Punkte, die aber kaum auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden können:

„Ja wenn jetzt manche ältere Leute halt der Meinung sind, dass ja früher war ja alles besser“ (Janina P).

Jan O führt in seinem Interview wiederholt aus, dass stärker differenziert werden müsste, weniger pauschale Urteile über das Leben in der DDR, da wolle er sich nicht beirren lassen.

„So, naja, wie gesagt. Also sicherlich bleibe ich bei meiner Meinung. [...] Also man muss schon gucken, dass man im Prinzip alle Meinungen auch akzeptiert. Ich akzeptiere auch von demjenigen die Meinung, wenn der eine negative Meinung hat, die akzeptiere ich. Ja, aber wenn ich quasi im Prinzip in dem Moment ein anderes Bild habe und andere Erfahrungen gemacht habe, dann lasse ich mich davon auch nicht abbringen das zu kommunizieren“ (Julia C).

Die stärkste DDR-Kritik äußert Jana H, in einer bereits zitierten Passage, in der sie betont, dass es sich um einen Unrechtsstaat gehandelt habe, der wirtschaftlich zum Scheitern verurteilt gewesen sei, davon lasse sie sich nicht abbringen.

Die Meinungen der unberatener Generation sind ähnlich vielgestaltig wie die der Eltern. Diese altersübergreifende Ähnlichkeit kann man als Bestätigung der Einschätzung Lindners (2006, S. 112) deuten, der bei der unberatener Generation einen „Phantomschmerz“ ausmacht, „den die entschwundene Gesellschaft ihrer Kindheit in ihnen hinterlassen hat“.

Anders äußert sich die erste Wendegeneration, was dafür spricht, dass es sich im theoretischen Sinne um eine *Generation* handelt. Den Interviewpartnern fällt es auffallend schwer, nicht revidierbare Auffassungen zu benennen. „Also ich sage nicht, dass ich mich nicht beirren lasse bzw. belehren lasse, denn ich selbst habe da nicht drin gelebt. Ich kann nur von Erzählungen hören. Wenn mir jetzt jemand erzählt/so Sachen erzählt, die er besser weiß, natürlich lasse ich mich da auch belehren. Weil ich kann es ja selbst nicht allzu gut einschätzen“ (Kristin K).

„Oh nein. Generell eigentlich nicht. Ich glaube man ist als Wendekind, kann man fast sagen, man hat es nicht wirklich miterlebt, von daher ist es sowieso schon schwierig sich eine Meinung zu bilden“ (Katleen F).

„Ne, also würde mir jetzt nichts einfallen [wo sie sich nicht belehren ließe]“ (Kerstin E). Ebenso Klaus J.

Erstaunlich ist, wie nahtlos in der folgenden Sequenz an den Erzählungen der Eltern angeknüpft wird. „Ja für mich, also das Leben in der DDR war sicherlich für meine Eltern sage ich jetzt mal leichter, also wenn ich das jetzt wieder mal ein bisschen vergleiche mit dem was jetzt heute ist, sie mussten sich jetzt komplett in einer neuen Marktwirtschaft von heute auf morgen zurechtfinden“ (Karin G).

Kai D äußert schon kritische Punkte, die er aber interessanterweise von der jeweiligen Gesprächssituation abhängig macht. „Also wenig, weil ich selbst es

nicht erlebt habe und im Gespräch mit den Generationen, die das erlebt haben, habe ich natürlich einen ganz großen Nachteil. Und da kann ich einfach von der Position her mehr zuhören, mehr lernen, als dass ich selbst irgendetwas feststellen kann. In Gesprächen mit jungen Leuten ist das natürlich anders. Und es gibt so ein paar rote Linien, also, dass es ein Unrechtsstaat war, dass es eine Diktatur war, dass es keine Freiheit für die Menschen gab, dass sie da doch sehr eingeschränkt waren, das ist für mich feststehend.“

Eine sehr dezidierte Position als Angehörige der ersten Wendegeneration vertritt Katharina A. „Also ich glaube, dass es wirklich stimmt, dass die DDR schon ein Unrechtsstaat war in dem Sinne, dass Andersdenkende verfolgt wurden und ich glaube das ist einfach mal eine Tatsache.“

6.3.2 Themenschwerpunkte in den Interviews

Ein Themenbereich bei den Kindern sind die Einflüsse von Lehrern, Eltern und Peergroups auf die Ausbildung der eigenen Sichtweise auf die DDR (wird von 12 Kindern angesprochen, Tab 6.1); die bereits erwähnte unbeschwerte Kindheit in der DDR und die Stasi.

Die Vermittlung von Informationen zur DDR-Geschichte in der Schule wird von der ersten Wendegeneration überwiegend als *ungenügend* angesehen. Es wird erzählt, dass der Unterricht zu „geschichtsmäßig“ gewesen sei (man kann vermuten, der Begriff soll vermitteln, dass die Lebenswelt und der Alltag, zu wenig Gegenstand des Unterrichts waren); es wird angenommen, dass die Lehrer selbst zu betroffen gewesen seien; und Peers hätten oft kein Interesse gehabt. Eine wichtige Quelle für Informationen seien die eigenen Eltern gewesen.

„Ja so alles, so alles gemischt, also Familie, das ist Schule, das ist teilweise auch Studium. Und, genau, so hat sich das dann immer mehr geformt und ja so kam dann die, weiß nicht, so die kleinen Details dazu und dann hat man irgendwann das zusammengepuzzelt oder einen Teil des Bildes. Ist ja immer erweiterbar. Na, die Erzählweise, wenn ich jetzt mal von der Schule erst mal ausgehe, die Erzählweise zu Schule und Großeltern, ja die hat sich nicht immer gedeckt, also die Großeltern hatten halt eher so eine, weiß nicht, Sicht von unten sozusagen. Und die Schule hat teilweise so eine, seitwärts Obersicht, also so ganz schräg von oben. Und manchmal, die Sachen, die sich gedeckt haben, die habe ich dann geglaubt“ (Karsten B).

„Ja, also ich würde sagen in der Schule wurde relativ wenig über die DDR berichtet. Ich habe zwar sogar auch Geschichte Leistungskurs gehabt, aber die DDR

ist wirklich eher so ein bisschen unter den Tisch gefallen. Ich finde, dass der Fokus sehr auf der NS-Zeit lag und auf anderen Epochen. Das kann natürlich auch daran liegen, dass für manche Lehrer es noch zu nah dran war an ihrem eigenen Leben, würde ich so einschätzen. Das manche Lehrer vielleicht doch noch zu viel Positives oder negative eigene Erfahrungen hatten mit der DDR und das das deswegen eher nicht so wichtig war. Ansonsten von Gleichaltrigen habe ich eigentlich kaum mit anderen so über die DDR gesprochen, weil viele meiner Freunde gar nicht so sehr geschichtsinteressiert waren. Und da habe ich mich wirklich eher selbst belesen mit Büchern oder mit meinen Verwandten darüber gesprochen“ (Katharina A).

„Ob das jetzt Zufall war oder daran lag, dass ich einen Geschichtslehrer hatte über den Großteil meiner Zeit am Gymnasium, der selbst kurz vor der Rente stand und der natürlich zu DDR-Zeiten auch unterrichtet hat. [...] Ich weiß nicht/also ich bin mir nicht bewusst, was der Lehrer möglicherweise für einen DDR-Hintergrund hatte, ob er das Thema bewusst vermieden hat, kann ich deswegen auch nicht sagen. Aber der Geschichtsunterricht war in meinem Fall nicht so ergiebig, was das Thema DDR betrifft“ (Kai D).

„Klassenkameraden war unterschiedlich, also wir haben uns da glaube ich selten wirklich viel drüber unterhalten und die einzige Freundin, die mir jetzt einfallen würde, mit der ich da ab und an drüber gequatscht habe, da sind die Erzählungen der Eltern, was sie berichtet hat, ein bisschen abgewichen schon. Also zumindest habe ich das so empfunden. [...] Ich meine, dass die Mutter [der Freundin] doch schon in einer schlechteren Weise, um es mal zu bewerten, von der DDR gesprochen hat. Also wirklich von Überwachung und Einschränkung der Freiheiten, auch was Berufliches angeht. Also die hat da schon deutlich negativer darüber gesprochen“ (Katleen F).

„Ja, also Schule war die Information sehr sehr dürrftig und sehr naja einfach nur geschichtsmäßig“ (Karin G).

Bei den Gesprächspartnern der unberateneren Generation geht es um ganz andere Themen, weil sie Schule *in der DDR* beschreiben. Teilweise klingt an, wie die Lehrer selbst einen Wandlungsprozess in der Wendezeit durchgemacht und Einfluss auf die Schüler genommen haben.

„Ich glaube, dass ich mit meinen Mitschülern wirklich über Politik gesprochen habe, ich denke aber und das war mir ja immer zugänglich, ich will mal sagen, Propaganda-Fernsehen, der DDR in der Schule, weil das war mir bekannt, war ein vollkommen anderes Bild von der DDR als das wahre Westfernsehen von ARD und ZDF, was mir damals auch zugänglich war. Ich kann mich an Nachrichten-Sendungen erinnern aus der aktuellen Kamera, die man anschließend in der Tageschau sah, wo vollkommen verschiedene Berichterstattungen erfolgt sind. Wahnsinn. [...]

Ich habe sicherlich das eine oder andere Mal auch die aktuelle Kamera gesehen, aber mehr aus Zwang. Weil ich verpflichtet war, in der Schule einen Aufsatz zu schreiben oder weil meine Russisch-Lehrerin ein Interview gegeben hat, was ich unbedingt sehen wollte, warum auch immer, weil irgendjemand den ich gut kenne, ist im Fernsehen, aber die Berichterstattung Ost-West war schon damals vollkommen vom anderen Planeten“ (Janett L).

Julia C schildert, wie sie die Ausreise von Mitschülern aus der DDR erlebte und wie sie das damals deutete: „Es gab tatsächlich zwei, drei Fälle, wo meine Freunde quasi im Prinzip dann plötzlich weg waren, weil eben die Eltern ausgereist sind, samt ihrer Familie. [...] Und das war für mich so ein bisschen, weil, wie gesagt, weil ich eigentlich ein relativ harmonisches Leben hatte, so, war das für mich nicht ganz nachvollziehbar. Da kam quasi im Prinzip die Information, die sind nicht mit dem Leben hier zufrieden und sie haben einen Ausreiseantrag gestellt und dem wurde stattgegeben. Und deswegen sind die jetzt quasi umgezogen in die damalige BRD. Und das war dann eben/das habe ich relativ Kritik/oder, wie soll man sagen, ohne wirklichen kritischen Blick so aufgenommen, naja gut, dann ist das halt so.“

„Also ich sage mal, das war natürlich erst mal immer sehr intensiv diese Auseinandersetzung, oder was Auseinandersetzung, aber dieser Austausch in der Schule, ich sage mal, auch dort mit Lehrern, wo ich eigentlich immer Glück hatte, dass die oder einige das auch sehr gefördert haben, dass man sich da in der Wendezeit auch mit auseinandersetzt. Da haben wir in unserem jugendlichen Dasein und dass man vielleicht auch das Eine oder Andere auch noch nicht so differenziert sieht natürlich sehr viel darüber geredet und natürlich auch ganz andere Einschätzungen gehabt, teilweise auch sicherlich geprägt von den Eltern. Manche, die im Prinzip die DDR verteufelt haben, manche, die es auch differenzierter gesehen haben“ (Jan O).

Edith R, die beim Mauerfall 19 Jahre alt war, geht ebenfalls auf Veränderungen Ende der 1980er Jahre ein. „Wir konnten da [in der Schule] sehr offen drüber reden und wir hatten Gott sei Dank, das habe ich aber auch erst im Rückblick begriffen, zwei Lehrer [...], die waren nicht so systemkonform wie Lehrer vielleicht hätten immer sein sollen. So dass wir [die Schüler] da auch einen geschützten Rahmen hatten uns auszutauschen, ohne dass uns das sofort auf die Füße gefallen ist.“ Sie habe das große Glück gehabt, dass die beiden erwähnten Lehrer ihre Entwicklung begleiteten und förderten, weil „die vielleicht sogar gewisse Hoffnungen in uns als heranwachsende Generation hatten“.

Ein Gesichtspunkt, der von zwei Personen der unberateneren und von vier der Wendegeneration von sich aus in die Gespräche gebracht wurde, jedoch nur von insgesamt fünf Personen der 36 Eltern und Großeltern, wird an dieser Stelle ver-

tief, weil er die alters- und mutmaßlich generationsspezifische Schwerpunktsetzung eines Sachverhalts illustriert. Es ist eine *wachstums-* und *konsumkritische* Interpretation der DDR-Mangelwirtschaft.

Einige symptomatische Zitate illustrieren diese Sichtweise: „Im Gegenteil, ich denke sogar, dass der Mangel da [in der Kindererziehung] sehr positiv ist und dass diese Überflutung von materiellen Dingen und Gütern, die die Kinder heutzutage mehr oder weniger aushalten müssen, einfach nicht gegeben war und mehr Möglichkeiten für andere Entwicklung offen gelassen hat“ (Jana H).

Die „Auswahl war sehr dürftig, wobei ich mir heute vorstelle, wenn ich heute in den Supermarkt gehe und mir einen Joghurt kaufen möchte, habe ich eine ganze Litanei im Kühlregal, ja das ist die Überflussgesellschaft und ich muss mich letztendlich entscheiden für eine Sorte Joghurt“ (Karin G).

„Diese Rückbesinnung auf früher, wo die [sie meint gleichgesinnte Mitbürger] auch den Bogen wieder spannen zur DDR-Zeit [...], ich sage mal dieses ‚mach-es-selber‘. [...] Wir kochen seit Jahren unsere ganze Marmelade selber, weil wir einfach sagen: Diesen Dreck, den es im Laden gibt mit 50 % Frucht und der Rest nur Zucker und Konservierungsstoffe und Zusätze wollen wir einfach nicht, wollen wir für unsere Kinder nicht. Also dass bei uns, bei vielen [anderen] auch wieder so eine Rückbesinnung wirklich einsetzt. Eben das Brot selber backen, Kuchen selber backen. Also Saft aus den Äpfeln selber pressen“ (Jutta I).

„Was war noch positiv? Ja, ich glaube ansonsten einfach so diese Einfachheit des Lebens [in der DDR], die die Leute immer wieder benennen. Also dass man sich mehr geholfen hat und gerade weil es nicht so viel gab, musste man mehr zusammenhalten“ (Katharina A).

Bilder und Lesarten des DDR-Alltags, mit seinen Beschwerlichkeiten und Einschränkungen, werden zur Interpretationsfolie heutiger Erfahrungen des Überflusses, so wie in den Erinnerungen der Großeltern die Wendezeit gerade mit der Erfüllung lang ersehnter Konsumwünsche verbunden wird (Martens 2011, 2015).

Vielleicht stellt die Wachstumskritik eine eigene Form des Politischen dar, weil die *offensive* Thematisierung des *eigenen unpolitischen Verhaltens* etwas ist, was in der ersten Wendegeneration häufiger (als in der unberatener Generation) vorkommt.

„Wir wählen, aber mehr auch nicht. Also ich muss sagen, ich bin nicht so der große Politiker“ (Kristin K).

„Da sind sich mein Mann und ich aber einig, dass auch heutzutage die Politiker sowieso alle bloß verlogen sind“ (Jutta I).

„Weil ich gewisse Sachen und Zusammenhänge einfach auch nicht verstehe. [...] Also ich geh wählen natürlich ja schon, aber ich bin dann so jemand. Ich nutze den Wahlomat und gucke was raus kommt“ (Karin G).

Abschließend geht es noch einmal um das *Arrangementgedächtnis*, das insbesondere in den Interviews mit Angehörigen der ersten Wendegeneration nur eine untergeordnete Rolle spielt. Doch ein eigentümliches und zugleich instruktives, Schlaglicht auf das Thema *Anpassung* wirft eine Erzählung von Katharina A, Jahrgang 1987, die lustig erscheint, aber viel über ausgeblendete Mechanismen des DDR-Alltags veranschaulicht.

Die Interviewpartnerin berichtet: „Von meinen Onkeln und Tanten ist es so, dass ich mit einem Onkel recht viel Zeit verbracht habe. Das ist der Bruder meiner Mutter. Und er war erst 16 Jahre alt, als die Mauer gefallen ist, und er war auch kirchlich wie meine gesamte Familie überhaupt. Und ihm wurde dann gesagt, er wäre der Einzige, der das Recht hätte, das Bild von Honecker abzunehmen in der Stube. Und er hat dann das Bild abgenommen und hat damit die DDR aus der Stube quasi rausgeschmissen.“

Dieses Zitat besitzt Weiterungen, die von der Gesprächspartnerin nicht ausgesprochen und im Fortgang des Interviews auch nicht vertieft werden. Dass nämlich ein Jugendlicher als Einziger das Recht habe, das Honecker-Bild abzuhängen, die offizielle DDR sozusagen aus der Lebenswelt auszuquartieren, legt die Lesart nahe, dass die anderen Familienmitglieder durch ihr Verhalten so ‚belastet‘ sind, dass sie dieses Recht nicht mehr haben. In dieser Interpretation möchten sie einen Neubeginn, doch nur der anscheinend noch unbelastete 16-Jährige darf den Bruch mit der Vergangenheit ‚rituell‘ ausführen.

Es gibt eine zweite, ‚objektive‘ Frage, die sich bei dieser Gesprächspassage stellt und auf die der Interviewer leider nicht gekommen ist. Warum hängt überhaupt im Wohnzimmer einer christlich orientierten Familie – der Vater von Katharina A ist Pastor, ihre Mutter arbeitet für die evangelische Kirche – ein Bild von Erich Honecker? Weshalb hatte man *dieses* Arrangement gewählt, von dem man sich, mit dem Anfang vom Ende der DDR in dieser ‚verschämten‘ Weise, meinte abgrenzen zu müssen?

7. Schluss: Ergebnisse und Leerstellen

Ergebnisse unserer Untersuchung sind:

- Das Generationengespräch über die DDR-Vergangenheit wird dominiert durch Erinnerungen an die *alltägliche Lebenswelt*, die kleinen Fluchten, Freuden und Leiden.
- Die starke alltagsweltliche Ausrichtung der Erinnerungen mag auch ein Grund dafür sein, dass bedeutsame politische *Ereignisse* oder historische *Entwicklungen* kaum in den Erzählungen vorkommen.
- *Kontinuitäten* bzw. *Diskontinuitäten* der politisch-historischen Sichtweisen in den Familien treten insbesondere bei Großeltern und Eltern auf.
- Die größte Kontinuität in den untersuchten Familien, bis in die Gegenwart hinein, ist die des *Unpolitischen*; eines Alltagslebens, in dem die Distanz zur Sphäre der Politik betont wird.
- Kontinuitäten bzw. Diskontinuitäten der Sichtweisen wurden durch die *gesellschaftlichen Umstände* der DDR unterstützt, so dass vor allem bei der jüngsten Altersgruppe unserer Untersuchung (der ersten Wendegeneration) familiäre ‚Sukzessionen‘ selten sind.
- Die größte Klage über *Entfremdung* zwischen den Generationen führen die Großeltern. Hierbei spielen Gesichtspunkte wie die Abwanderung aus ländlichen Regionen, die Lebensumstände als Rentner sowie die neuen Lebens- und Arbeitsbedingungen im wiedervereinigten Deutschland eine Rolle.
- Die DDR wird immer mehr zur bloßen Geschichte, an die keine bewussten Erinnerungen mehr bestehen und die an prägender Bedeutung verloren hat. Gleichwohl fällt auf, dass die Erzählungen auch der jüngsten Altersgruppe *thematische Rahmungen* erhalten, die sie an aktuelle Diskussionen anschlussfähig machen (beispielsweise staatliche Überwachung des Informationsaustauschs oder Wachstums- und Konsumkritik).
- Generell stellt die DDR-Erinnerung in den Interviews immer eine *Mischung* der drei Gedächtnisse Arrangement, Diktatur und Fortschritt dar.
- Im Generationengespräch, dessen Fokus meistens auf dem Alltag jenseits der Politik liegt, *überwiegt* das Arrangement- und Fortschrittsgedächtnis.

- Letzteres ist heute überwiegend auf bestimmte gesellschaftliche Teilsysteme *beschränkt*, die komparativ zur Situation im wiedervereinigten Deutschland gesehen werden. Es wird behauptet, in dieser oder jener eingeschränkten Hinsicht sei die DDR „besser“, „fortschrittlicher“ gewesen.
- Eine ähnliche thematische Rahmung lässt sich beispielsweise bei der Gruppe der Kinder beobachten, die erstaunlich häufig die Mangelwirtschaft der DDR heutigem Überfluss gegenüberstellen, um *Wachstums- und Konsumkritik* zu üben.
- Zwischen Großeltern und Eltern lassen sich divergente Meinungen über das *Ausmaß der notwendigen Anpassung* feststellen.
- Diese unterschiedlichen Sichtweisen zwischen Älteren und Jüngeren werden anscheinend kaum ausgesprochen oder gar offen ausgetragen. Stattdessen überwiegt in den Familien Rücksichtnahme und Schonung, was allerdings *neuerliches Schweigen* fördert, das als gängiges Verhaltensmuster in der DDR in den Interviews oft angesprochen wird.
- Ältere Familienmitglieder werden von den Kindern häufig als *Gewährspersonen* hinsichtlich der DDR-Erinnerung angeführt, deren Erfahrungen man zur Kenntnis nimmt und denen man vertraut.
- Das Diktaturgedächtnis stellt insbesondere bei den Eltern und Kindern ein *Korrektiv* von Überzeugungen dar. Es wird berichtet, dass man erst nach der Wende das ganze Ausmaß staatlicher Repression und Überwachung kennengelernt habe und sich neue Einsichten dadurch gegeben hätten.
- Das Diktaturgedächtnis ist indes bis heute *nicht dominant* im ostdeutschen Generationengespräch.

Doch es könnte sein, dass im öffentlichen Diskurs das Diktaturgedächtnis die DDR-Erinnerung in der Zukunft dominieren wird, was verschiedene Akteure durchaus fordern (vgl. Sabrow et al. 2007). Der Kommunikationswissenschaftler Michael Meyen (2013) vertritt die These einer künftigen gesellschaftlichen Hegemonie dieser Form des Gedächtnisses. Die deutschen Leitmedien hätten seit 1990 hauptsächlich von der DDR-Diktatur erzählt, während im kollektiven Gedächtnis der Ostdeutschen andere Erinnerungen wesentlich seien – wie auch unsere Interviews verdeutlichen. Meyen geht davon aus, dass sich langfristig die offizielle diktaturbezogene Lesart der DDR-Erinnerung durchsetzen wird, mit der Folge, dass die Nachwachsenden ein „Zerrbild“ vom Leben in der DDR erhielten.

Nun können „Zerrbilder“ sowohl im öffentlichen Diskurs als auch bei Zeitzeugen auftreten. Wir hatten ja festgestellt, dass bestimmte wichtige Themen oder auch historische Ereignisse in den Erzählungen beispielsweise der Großeltern kaum

auftauchen (Kapitel 6.1). Eine Möglichkeit, „Zerrbilder“ zu korrigieren, besteht im Rekurs auf Wissenschaft, hier die Geschichtsschreibung, die den Prinzipien Quellenkritik und empirische Nachprüfbarkeit folgt. Gerade die historische Darstellung des DDR-Alltags zeichnet sich in aktuellen Arbeiten durch Konzeptionen aus, in denen die *inhaltlichen Dimensionen gesellschaftlicher Arrangements* empirisch analysiert werden.⁷ Solche historischen Studien bieten zudem Bezugspunkte, um im Folgenden auf *Leerstellen*, *blinde Flecken* in unseren Interviews einzugehen.

Die Fragestellung des Historikers Andrew Port (2010) besteht in der Umkehrung gängiger Forschungsfragen zur DDR. Das Erklärungsbedürftige sei nicht der Umbruch 1989/90, sondern wieso dieser Staat über einen Zeitraum von vier Jahrzehnten relativ stabil existiert habe. Seine Antwort auf diese Frage bezieht sich als lokale Fallstudie empirisch auf die Auswertung vielfältigen Archivmaterials⁸ (beispielsweise Eingaben an verschiedene staatliche Stellen) in Saalfeld während der Regierungszeit von Walter Ulbricht (1949-71). Inhaltlich kann man Ports Antwort hinsichtlich der Stabilität der DDR in drei Punkten zusammenfassen.

1. Die DDR war eine Gesellschaft, in der durchaus Kritik geübt werden konnte, solange diese das System nicht grundsätzlich in Frage stellte. Fulbrook (1995, S. 139ff.) bezeichnet die DDR als „Nischengesellschaft“, der eine Kombination von Anpassung und Meckern, „conformity und grumbling“, eigen gewesen sei. Bei Port (2010) finden sich verschiedenartige und teilweise ganz erstaunliche Beispiele des Meckerns: Geäußerte Kritik bezog sich sogar auf die Wiederaufrüstung, Vergleiche der SED und den Nationalsozialisten oder den Mangel an politischer Freiheit. Dass es an der Basis Unzufriedenheit gab, sei nicht überraschend. „Aber erstaunlich war angesichts des repressiven

7 Beispielhaft sei auf Betts (2010), Port (2010), Fulbrook (2009, 2011) und Palmowski (2016) verwiesen.

8 Huhn und Frischbier (2011) haben eine sehr DDR-freundliche Auseinandersetzung mit Ports Studie vorgelegt. In ihrem Buch werden zudem Interviews von Port wiedergegeben, die dieser, anlässlich einer Vorstellung der deutschen Ausgabe seines Buches, Lokalmedien in Saalfeld gab. In einem dieser Interviews berichtet er, dass er gerne, zusätzlich zu den Archivrecherchen, Zeitzeugen befragt hätte. Doch das gestaltete sich schwierig. „... und da habe ich einfach Leute angeschrieben, und es war interessant, wie wenige mit mir reden wollten, und dann, als ich doch ein Gespräch geführt habe, es war das erste, hat der Mann mir erzählt, dass sie [ehemalige Kollegen eines VEB] natürlich untereinander viele Gespräche geführt haben und meinten, ich sei vom BND, und dass ich sie bespitzeln wollte“ (zit. n. Huhn/Frischbier 2011, S. 91). Huhn und Frischbier (2011, S. 90) kommentieren das mit den Worten: „Ein bisschen Argwohn und Misstrauen kann nie schaden.“ Anscheinend ist den beiden Autoren, mit ihrer ausgeprägten DDR-Apologetik, nicht bewusst, dass die Zurückhaltung der misstrauischen Zeitzeugen wenigstens teilweise mit Erinnerungen an vergangene Überwachung erklärt werden kann. Langfristige Folgen der Stasi-Überwachung belegen Lichter et al. (2016) mit statistischen Analysen auf der Ebene von Landkreisen und der Zahl inoffizieller Mitarbeiter (IM) pro Einwohner in einem Kreis.

- Charakters der SED-Diktatur die Bereitwilligkeit, mit der viele ihr Unbehagen ausdrückten, entweder verbal oder auf stille Art“ (Port 2010, S. 342).
2. Das Meckern über Zustände war nicht folgenlos, es fand durchaus Adressaten und Unterstützer in offiziellen lokalen Funktionären des Systems. Insbesondere den Arbeitern und Bauern gegenüber zeigte man sich konzessionsbereit. Offene Konflikte – wie das Menetekel des 17. Juni 1953 – sollten vermieden werden, und das schloss beispielsweise auch ein, dass Ungehorsam bei der Durchsetzung betrieblicher Vorgaben geflissentlich übersehen wurde, „all das in dem gewissenhaften Versuch, Konflikte auszuräumen, Konsens zu erreichen und so den Frieden in den Produktionsstätten und auf dem Land zu wahren“ (Port 2010, S. 344).⁹ Es war für die führende Partei nicht möglich, Wünsche und Beschwerden, die lokal laut wurden, einfach zu ignorieren – so lange die Öffentlichkeit ausgeschlossen blieb (s.u.).
 3. Es sei ein Mythos, dass es einen großen sozialen Zusammenhalt in der DDR gegeben habe, sondern Port (2010, S. 345) findet empirische Belege dafür (einschließlich von Denunziationen), „dass die Beziehungen zwischen Arbeitern – ebenso wie die Beziehungen zwischen und auch innerhalb anderer sozialer Schichten – durch erhebliche Reibereien und grundsätzliche Spannungen gekennzeichnet waren“. Man müsse das „Fehlen kollektiven Verhaltens und von Solidarität, die über das Unmittelbarste hinausweisen würde“, feststellen (S. 346). Trotz einer relativ geringen sozialen Ungleichheit in der DDR, zum Beispiel eine vergleichsweise geringe Lohnspreizung, wurde durch selektive Gewährung von Gratifikationen und raren Gütern eine „sprudelnde Quelle für Frustration und Ärger geschaffen“. Es war eine Strategie von ‚Teile und Herrsche‘, die zu einer Stabilisierung des politischen Systems führte. „Soziale Fragmentierung – sowie offizielles Entgegenkommen – sind [...] die wichtigsten Erklärungen für die ostdeutsche Stabilität und für die Langlebigkeit des sozialistischen Regimes“ (Port 2010, S. 348).

Der Fokus auf die Herrschaftsformen der Diktatur blende die *eigene Mitarbeit* am Funktionieren des Systems aus und maskiere die *Vorteile*, die sich daraus ziehen ließen. Port (2010, S. 349) beschreibt das Verhältnis von Führung und Bevölkerung

9 Schwarzbach (2015, S. 205) schreibt in seinem autobiografischen Buch, dass ein Arbeitskollege seiner Beschwerde über unzumutbare Wohnbedingungen durch einen Ausreiseantrag Nachdruck verlieh. „Umgehend versprach die KWV [Kommunale Wohnungsverwaltung] eine neue Wohnung, und aus der Leitungsebene des [Betriebes] kam der verspätete Vorschlag, [dem Kollegen] für seine hervorragenden Leistungen beim Aufbau des Sozialismus die Aktivisten-Medaille zu verleihen.“ Andere Eingabenschreiber drohten z.B. damit, die nächste Volkskammerwahl zu boykottieren (Schwarzbach 2015, S. 134).

mit einem Bild: „Man kann sich die DDR als einen großen Aufmarsch vorstellen, bei dem die SED den Ton angab: die meisten Arbeiter und Bauern marschierten zur Musik mit. Die Schritte aber choreographierten sie selbst.“ Mary Fulbrook (2011, S. 309) formuliert etwas drastischer: „Die große Mehrheit der Ostdeutschen war in ein System verwickelt, an dem sie sich beteiligen mussten; und aufgrund der Partizipation wurden sie selbst verändert. Es war daher letzten Endes die Diktatur, die durch das Agieren und Interagieren der großen Mehrheit der Bevölkerung aufrechterhalten wurde.“

Ihre Schätzung geht dahin, dass etwa ein Sechstel der Bevölkerung „auf die eine oder andere Weise in die ‚Mikro-Systeme‘ der Macht verwickelt war, durch welche die DDR-Gesellschaft funktionierte“ (S. 253). In einer sozialwissenschaftlichen Untersuchung wurde beispielsweise 1960 festgestellt, dass 252 Lehrer, insgesamt 374 Funktionen, in verschiedenen Organisationen übernommen hatten. Nur 61 Lehren hatten keine Funktion. Im Jahre 1979 übten 28 % der damals 2,3 Mio. FDJ-Mitglieder mindestens eine Funktion aus. „Welchen Bereich man auch betrachtet – die gewerkschaftliche Organisation in den Betrieben, die Ausschüsse an der Spitze landwirtschaftlicher Kollektive, die ehrenamtlichen Helfer der Volkspolizei –, für gewöhnliche Menschen aller Gesellschaftsschichten gab es unzählige Möglichkeiten, sich im Dienst für die Allgemeinheit zu betätigen“ (S. 255).

Dabei konzidiert Fulbrook, dass die Abriegelung der Grenzen, lebensnotwendige Voraussetzung der Existenz dieses Staates war, doch ein Großteil der politischen Ziele und Praktiken der SED waren „verhältnismäßig ‚normal‘ [...], oder zumindest den Zielen und Maßnahmen des damaligen Westens vergleichbar, als manche Darstellungen anscheinend zugeben wollen“ (S. 314). Das Ausmaß der Mitarbeit am System, das „Mitläufertum“ und die „Normalität“ der Ziele mache es einem erheblichen Anteil der Ostdeutschen bis heute schwer, „die Schwarz-Weiß-Verurteilung des ‚bösen Regimes‘ zu akzeptieren, die bei Theoretikern des Totalitarismus so beliebt ist“ (S. 312).

Trotz der Mitarbeit vieler Bürger *scheiterte* die SED bei verschiedenen notwendigen Maßnahmen, weil Widerstände befürchtet wurden oder es effektive Verweigerungsstrategien etwa in den Betrieben gab. Dazu gehörten eine Preis- und Lohnreform (vgl. Steiner 2007), eine Verbesserung der Betriebsdisziplin, „wahre kollektive Arbeit auf dem Land“ (Port 2010, S. 352) und gesellschaftspolitische Beteiligung (vgl. Niethammer et al. 1991, S. 628ff.). Dieses umfassende Scheitern verweise „auf die Grenzen der ostdeutschen Diktatur und ihre Fähigkeit, die Gesellschaft zu lenken“ (Port 2010, S. 352).

Lindenberger (2016) geht von einem *Minimalkonsens* zwischen politischer Führung und Bevölkerung in der DDR aus, der die Elemente

- „Frieden, um jeden Preis“,
- soziale Sicherung und Wohlstand, der am Westen zu messen sei,
- „die Kleinfamilie als Kernbereich des privaten Alltags,
- Erfüllung und Entfaltung der Persönlichkeit im Arbeitsleben, und zwar für alle, auch für Frauen“,
- Wertschätzung von Ordnung, Sauberkeit, Ruhe und Anstand, gerade auch im Nachbereich von Familie und Nachbarschaft umfasse.

Dieser Minimalkonsens konnte nicht öffentlich diskutiert werden, weil sich die SED höchsten auf 20 % der Bevölkerung stützen konnte, also jede freie Diskussion hätte zur Machtfrage führen können. Die Differenz von Führung und Bevölkerung klingt in unseren Interviews immer wieder an. Besonders prägnant drückt sie sich sprachlich bei Manfred R durch die Gegenüberstellung von „*wir*“ und „*sie*“ aus (Kapitel 4.5), wobei unser Gesprächspartner, der selbst Genosse gewesen war, für sich das „Wir“ reklamiert und damit das angesprochene Problem der intransparenten Mitarbeit am Funktionieren der Gesellschaft deutlich macht.

Der unausgesprochene *Gesellschaftsvertrag* auf der Grundlage des Minimalkonsenses – der sich beispielsweise in den Interviews in den Schilderungen beruflichen Fortkommens, in den Erzählungen von Vergünstigungen für Frauen und nicht zuletzt in den Urlaubserinnerungen niederschlägt – sicherte die Stabilität der SED-Herrschaft. Lindenberger (2016) vertritt die Auffassung, dass spätestens auf der Kreisebene der gewöhnliche DDR-Bürger keine Einwirkungsrechte mehr besaß, „es sei denn, er verlegte sich auf das Schreiben von Eingaben. Diese konnten auch an höhere Stellen gerichtet werden, dies jedoch nur unter Beachtung des Prinzips ihrer Nicht-Öffentlichkeit.“

Schaut man sich die Interviews nach den *inhaltlichen* Dimensionen des Mitmachens an, so bleibt dies, wenn es sich um die Erwachsenenwelt handelt, unklar und nebulös. Die Kinder äußern relativ unbefangen ihre Aktivitäten etwa bei den Pionieren und der FDJ. Für die älteren Interviewpartner ist dagegen die bereits zitierte Aussage von Maren N symptomatisch: „... ich habe eben mitgemacht, sagen wir mal so, was sich eben gehört.“ Doch: was heißt das? *Was* hat sie mitgemacht, und *was* gehörte sich? Ähnlich im Unbestimmten bleibt Manfred R: „Also ich war praktisch ja ein Funktionär“, der, wie wir bereits bemerkten, jedoch für sich reklamiert, nicht dazugehört zu haben, „Abteilungsleiter zählte ja zu der höheren Ebene und da musste man natürlich wissen, was man durfte und nicht durfte.“ Nimm man das ernst, was Manfred R über seine Scham erzählt (vgl. Kapitel 3.2.5), besteht das eigentliche Problem für ihn nicht darin, was er durfte, sondern, was er in seiner Situation als Erfordernis empfunden hat.

Solchen Äußerungen, wie die zitierten von Maren N und Manfred R, liegen anscheinend Vorstellungen zugrunde – über die wir schon bei der Analyse der Interviews berichteten (Kapitel 4.4) –, nur diejenigen, die damals das Alles *erlebt* haben, können kompetent das Verhalten damaliger Akteure beurteilen. Das führt aber zu dem Herumrätseln jüngerer Altersgruppen, die es eben *nicht erlebt* haben, ob man denn überhaupt Geschichtslehrer in der DDR werden konnte, ohne bei der Stasi mitgearbeitet zu haben oder welches Ausmaß an Kooperation bei der staatlichen Überwachung die Arbeit des Großvaters bei der Post beinhaltete. – Die Interviews weisen also häufig *Leerstellen* über die konkrete Mitarbeit von Großeltern und Eltern am Funktionieren des Staates auf; das, was sich „gehörte“, was man „durfte“ oder „nicht durfte“ bleibt im Ungefähren.

Empirisch etwas ertragreicher sind die Interviews hinsichtlich der drei Aspekte, die nach Andrew Port (2010) die DDR stabil hielten: Meckern, Resonanz auf lokaler Ebene der Funktionäre und soziale Fragmentierung.

Eingaben an staatliche Stellen werden nur von drei Interviewpartnern erwähnt (Ernst O und Jana H, die schon zitiert wurden). Es gibt jedoch ein drittes noch nicht vorgestelltes Beispiel, das die ersten beiden Thesen von Andrew Port kongenial illustriert. Manfred R schildert wie er aus dem Studium heraus, für das er als Vergünstigung vom Betrieb delegiert worden war, zur Nationalen Volksarmee (NVA) eingezogen werden sollte. „Und da hat mir jemand einen Hinweis gegeben, mach doch eine Eingabe. [...] der stellvertretende Parteisekretär [eines großen Betriebes] hat mir dabei intern geholfen, ich sollte das keinem erzählen, der hat mir die Eingabe mit formuliert.“ An dieser Stelle wird die Wichtigkeit der Nicht-Öffentlichkeit deutlich: Es gibt nur den einzelnen Bürger, der seine Eingabe macht, aber von vornherein auf eine größere, möglicherweise solidarische Öffentlichkeit verzichtet.

Manfred R fährt fort: „Ich habe dann dem Armeegeneral Hoffmann [das war der Verteidigungsminister] nach Berlin eine Eingabe gemacht und habe den Fall geschildert und das ist dann wie eine Bombe losgegangen, dass die Armee dann [...] eine auf den Deckel gekriegt hat. Ich habe jedenfalls diese ganze Sache Armee durch diese Eingabe überstanden. Das ist so ein Punkt, wo ich eben merkte, wo man Grenzen hatte, wo man sich nicht alles gefallen lassen durfte.“ Halten wir fest: Manfred R nutzte die unausgesprochenen ‚Spielregeln‘. Er schrieb eine offizielle Eingabe, mindestens ein lokaler Funktionär half ihm, und er hielt sich an die Bedingung, sein Handeln nicht öffentlich zu machen.

Die Geschichte ist damit jedoch noch nicht zu Ende. Durch hinhaltenden Widerstand, bei dem auch wieder Kontakte zu lokalen Funktionären eine Rolle spielen, schafft es Manfred R in den Jahren danach, weder der Kampfgruppe seines Betriebes zugeordnet zu werden noch ersatzweise seine Wehrpflicht als Hilfspoli-

zist abzuleisten, sondern „so ein Mittelding, ich kenne jetzt nicht genau die Bezeichnung, nicht Kampfgruppe, nicht Polizeihelfer, sondern da gab es noch im Betrieb so eine Geschichte, wo man dann sich auch ein bisschen einbringen konnte, also wo dann so in Richtung Sicherheit, also das war aber dann nicht mehr so richtig militärisch und so. [...] Ich glaube, es war Zivilverteidigung.“

In den Interviews finden sich viele Erwähnungen *sozialen Zusammenhalts*, der die DDR nach Meinung vieler Interviewter auszeichnete. Doch wenigstens bei einem Teil dieser Erzählungen besteht die Grundlage der sozialen Kohäsion in starken utilitaristischen Erwägungen, die ihren Ursprung in der Mangelwirtschaft hatten. Effie M weist in einer bereits zitierten Passage darauf hin, dass ohne Kontakte zu Beschäftigten im Handel oder in der Produktion die Lage für Konsumenten „fast hoffnungslos“ gewesen sei (Kapitel 5.5). Ellen A kann nun Einblicke in den Handel zu DDR-Zeiten geben, denn sie war Verkäuferin. „Es war natürlich auch zum Teil naja unter den Menschen Kooperation, aber das lag daran, dass man sich viel ausgeholfen hat materiell. Wenn einer das hat, dann hat man das andere bekommen. Das war auch so ein Tauschhandel, das habe ich besonders im Handel erlebt in, als Verkäuferin, da hatten wir gute Kontakte eben, wir waren eine große Lebensmittelkaufhalle und dann hatten wir gute Kontakte zu dem Schuhgeschäft und dem anderen Geschäft und wenn die was bekamen, haben wir denen andere Sachen [gegeben], die normal nicht vor zu den Leuten kamen. Das war untereinander oft so wie eine Tauschbörse. Und dadurch hatte man natürlich das Glück, an Raritäten zu kommen als Verkäuferin.“

In diesem Beispiel besteht, abgesehen von den normalen Kunden, ein Tauschhandel, derjenigen, die im Verkauf arbeiten, der bewirkt, dass die eigentlichen Käufer gar nicht in den Genuss der für sie produzierten Güter kommen. Es handelt sich um einen *exklusiven* sozialen Zusammenhalt, den man kaum als „solidarisch“ bezeichnen kann, was auf der Linie von Ports Argumentation liegt.¹⁰ Wir hatten auch schon Interviewpassagen erwähnt, bei denen der geschilderte soziale Zusammenhalt aus den eingeschränkten Konsummöglichkeiten resultierte oder eine Übergangszone zur Korruption abdeckte (Kapitel 5.3). Dass wenigstens ein Teil der angeblich starken sozialen Kohäsion in der DDR eher ein utilitaristisches Fundament in der Mangelwirtschaft besaß, verdeutlicht darüber hinaus dessen

10 Eine andere Variante eingeschränkter Konsummöglichkeiten, die Unmut hervorrief, in Verbindung mit sozialer Ungleichheit, schildert Schwarzbach (2015, S. 204f.): Die Frau eines Arbeitskollegen „arbeitete als Verkäuferin im Centrum-Warenhaus am Alexanderplatz [...]. Als sie eines Tages zum wiederholten Mal erklären musste, warum es den Kinderwagen, der im Schaufenster stand, nicht zu kaufen gab, holte sie kurzerhand einen der Wagen aus den hinteren Verkaufsräumen, die ausschließlich für die Nomenklatura und ausländische Diplomaten bestimmt waren, und überließ ihn der Kundin. Der Ärger mit der Verkaufsstellenleitung ließ nicht lange auf sich warten.“

Verschwinden mit dem Systemumbruch. Es scheint gleichfalls plausibel zu sein, dass der von sozialen Beziehungen abhängige Zugang zu Ressourcen einen fragmentierenden Einfluss auf die Gesellschaft hatte.

Die Mechanismen der DDR-Stabilität wie auch Erzählungen über die eigene Mitarbeit am Funktionieren der Gesellschaft begegnet man in den Interviews nur relativ selten. Nach dem englischen Historiker Jan Palmowski (2016, S. 335) ist das nicht zufällig so. Er sieht das *Schweigen* an Ursachen gebunden. „Die meisten Versuche, die Erinnerungen ehemaliger DDR-Bürger anzuerkennen, tragen [...] dem Umstand keine Rechnung, dass das von ihnen erinnerte ‚normale‘ Leben auf der latenten Herrschaft der Partei beruhte, die sie zwar spürten, die ihnen bekannt war (oder es zumindest sein konnte), über die aber nicht gesprochen wurde.“ Um ein Zitat von Palmowski zu paraphrasieren: Ostdeutsche Erinnerungen an die „Normalität“ des Alltagslebens basieren *auch* auf Praktiken des Vergessens. – An dieser Stelle sei an die Schwierigkeiten der Großeltern erinnert, die Kollektivierung der Landwirtschaft in Worte zu fassen. – Gesellschaftliche Konstruktionen der Wirklichkeit gewinnen an Realität, indem die Konstruktionsprozesse vergessen werden. Die beschriebenen Leerstellen in unserer Interviews läge dann ein systematisches Schweigen zugrunde, das nicht nur ostdeutsche Familien im Generationengespräch betrifft.

Erklärung häufig vorkommender Begriffe und Abkürzungen

| | |
|------------------|---|
| Birthler-Behörde | Behörde der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (BStU), 2000–2011 |
| Blockparteien | Blockparteien waren unter Führung der SED in die Nationale Front eingebunden, sie hatten bestimmte Kontingente von Mandaten in den Volksvertretungen inne |
| BND | Bundesnachrichtendienst, Auslandsgeheimdienst der Bundesrepublik Deutschland |
| DSF | Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Massenorganisation in der DDR |
| EOS | Erweiterte Oberschule, höhere Schule, die in 12 Jahren zur Hochschulreife führte |
| FDGB | Freier Deutscher Gewerkschaftsbund, Dachgewerkschaftsbund in der DDR |
| FDJ | Freie Deutsche Jugend, einzige staatlich anerkannte und geförderte Jugendorganisation der DDR für Jugendliche im Alter von 14–25 Jahren |
| Gauck-Behörde | Behörde des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (BStU), 1990–2000 |
| IM | Inoffizieller Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes für den konspirativen Einsatz |
| Kampfgruppen | (KG) paramilitärische Einheiten in den Betrieben, wurden auch als Betriebskampfgruppen bezeichnet |
| LPG | Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft, 1952 eingeführter Zusammenschluss von Bauern, die Kollektivierung der Landwirtschaft wurde in den 1950er Jahren mit Zwangsmethoden vorangetrieben und 1960 abgeschlossen |

| | |
|--------------|---|
| Nomenklatura | Verzeichnis aller Führungspositionen in sozialistischen Gesellschaften, Begriff für die Personen, die solche Positionen innehatten |
| NPD | Nationaldemokratische Partei Deutschlands |
| NVA | Nationale Volksarmee der DDR |
| PDS | Die Partei des Demokratischen Sozialismus ging 1989 aus der SED hervor. 2007 fusionierte sie mit der WASG (Wahlalternative Arbeit und soziale Gerechtigkeit) zur Partei Die Linke |
| Pioniere | Kinderorganisation der DDR, gegliedert in die Jungen Pioniere für Kinder im Alter von 6–10 Jahren und die Thälmann-Pioniere für Kinder im Alter von 10–14 Jahren |
| POS | Polytechnische Oberschule, allgemeinbildende zehnjährige Gemeinschaftsschule |
| SBZ | Sowjetische Besatzungszone |
| SED | Sozialistische Einheitspartei Deutschlands |
| Stasi | Ministerium für Staatssicherheit (MfS) auch als Staatssicherheitsdienst bezeichnet, Nachrichtendienst und Geheimpolizei der DDR |
| Subbotnik | ein in der Sowjetunion entstandener Begriff für den unbezahlten Arbeitseinsatz am Samstag, wurde in den Sprachgebrauch in der DDR übernommen |
| VEB | Volkseigener Betrieb |
| [] | Erläuterungen oder Umstellungen in Zitaten werden durch eckige Klammer deutlich gemacht, Kürzungen durch [...] |

Literatur

- Ahbe, Thomas/Gries, Rainer (2011): *Geschichte der Generationen in der DDR und in Ostdeutschland*, 3. Aufl., Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung.
- Berth, Hendrik/Förster, Peter Förster/Brähler, Elmar/Balck, Friedrich Balck/Stöbel-Richter, Yve (2010): *Erfahrungen ostdeutscher Jugendlicher auf dem Weg vom DDR- zum Bundesbürger. Ergebnisse aus 20 Jahren Sächsische Längsschnittstudie*, in: Busch, Michael/Jeskow, Jan/Stutz, Rüdiger (Hrsg.), *Zwischen Prekarisierung und Protest. Die Lebenslagen und Generationsbilder von Jugendlichen in Ost und West*, Bielefeld: transcript Verlag, S. 175–194.
- Best, Heinrich/Gebauer, Ronald/Remy, Dietmar/Salheiser, Axel (2012): *Die DDR-Gesellschaft als Ungleichheitsordnung: Soziale Differenzierung und illegitime Statuszuweisung*, in: Best, Heinrich/Holtmann, Everhard (Hrsg.), *Aufbruch der entscherten Gesellschaft*, Frankfurt: Campus, S. 63–84.
- Betts, Paul (2009): *Alltag und Privatheit*, in: Sabrow, Martin (Hrsg.), *Erinnerungsorte der DDR*, München: Beck, S. 314–325.
- Betts, Paul (2010): *Within Walls. Private Life in the German Democratic Republic*, Oxford: Oxford University Press.
- Bock, Karin (2000): *Politische Sozialisation in der Drei-Generationen-Familie. Eine qualitative Studie aus Ostdeutschland*, Opladen: Leske + Budrich.
- Bock, Karin (2006): *Politische Sozialisationsprozesse in Drei-Generationen-Familien aus Ostdeutschland. Ergebnisse einer qualitativen Befragung*, in: Schüle, Annegret/Ahbe, Thomas/ Gries, Rainer (Hrsg.), *Die DDR aus generationsgeschichtlicher Perspektive*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, S. 377–398.
- Boldt, Ulrike/Stutz, Rüdiger (2006): *Nutzen und Grenzen des historischen Generationenkonzepts für die Erforschung von Umbruchserfahrungen im späten Jugendalter*, in: Schüle, Annegret/Ahbe, Thomas/ Gries, Rainer (Hrsg.), *Die DDR aus generationsgeschichtlicher Perspektive*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, S. 65–88.
- Bürgel, Tanja (2012): *Ostdeutsche Generationen als Einwanderer in der Bundesrepublik und die Perspektiven der Wendekinder als Generation*, in: Best, Heinrich/Holtmann, Everhard (Hrsg.), *Aufbruch der entscherten Gesellschaft*, Frankfurt: Campus, S. 172–186.
- Decker, Gunnar (2015): *1965 – Der kurze Sommer der DDR*, München: Hanser.
- Engler, Wolfgang (1999): *Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land*, Berlin: Aufbau Verlag.
- Fulbrook, Mary (1995): *Anatomy of a Dictatorship. Inside the GDR*, Oxford: Oxford University Press.
- Fulbrook, Mary (2006): *Generationen und Kohorten in der DDR. Protagonisten und Widersacher des DDR-Systems aus der Perspektive biographischer Daten*, in: Schüle, Annegret/Ahbe, Thomas/ Gries, Rainer (Hrsg.), *Die DDR aus generationsgeschichtlicher Perspektive*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, S. 113–130.
- Fulbrook, Mary (ed.) (2009): *Power and Society in the GDR, 1961–79. The ‘Normalisation of Rule’?*, New York: Berghahn Books.

- Fulbrook, Mary (2011): Ein ganz normales Leben. Alltag und Gesellschaft in der DDR, 2. Aufl., Darmstadt: WBG.
- Gerland, Kirsten (2016): Politische Jugend im Umbruch von 1988/89. Generationelle Dynamik in der DDR und der Volksrepublik Polen, Göttingen: Wallstein Verlag.
- Görlich, Christopher (2009): Die Ostsee, in: Sabrow, Martin (Hrsg.), Erinnerungsorte der DDR, München: Beck, S. 326–331.
- Hensel, Jana (2002), Zonenkinder, Reinbek: Rowohlt.
- Holtmann, Everhard/Jaek, Tobias/Völkl, Kerstin (2010): Sachsen-Anhalt-Monitor 2010, Magdeburg: Landeszentrale für politische Bildung.
- Holtmann, Everhard/Jaek, Tobias/Völkl, Kerstin (2012): Sachsen-Anhalt-Monitor 2012, Magdeburg: Landeszentrale für politische Bildung.
- Holtmann, Everhard/Jaek, Tobias/Völkl, Kerstin (2014): Sachsen-Anhalt-Monitor 2014, Magdeburg: Landeszentrale für politische Bildung.
- Huhn, Klaus/Frischbier, Peter (2011): Was ein Yankee über Saalfeld/DDR weiß. Über den Versuch eines US-Politologen, den Ostdeutschen zu erklären, wie sie in der DDR lebten, Berlin: Verlag Das Neue Berlin.
- Hünninger, Andrea Hanna (2011): Das Paradies. Meine Jugend nach der Mauer, Stuttgart: Klett-Cotta 2011.
- Ide, Robert (2007): Geteilte Träume. Meine Eltern, die Wende und ich, München: Hanser.
- Jahresbericht der Bundesregierung zum Stand der deutschen Einheit (2013): Berlin: BMI.
- Kelle, Udo/Kluge, Susann (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung, 2. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag.
- Kohli, Martin (2003): Generationen in der Familie, in: SFB 580 Mitteilungen, Heft 9, S. 9–18.
- Lichter, Andreas/Löffler, Max/Siegloch, Sebastian (2016): Der Lange Schatten der Stasi-Überwachung, in: ifo Dresden berichtet, Nr. 5, S. 8–14.
- Lindenberger, Thomas (2016): Das Land der begrenzten Möglichkeiten. Machträume und Eigen-Sinn der DDR-Gesellschaft, in: Deutschland Archiv, 10.8.2016, <http://www.bpb.de/232099> (letzter Zugriff 14.5.17).
- Lindner, Bernd (2003): Zwischen Integration und Distanzierung. Jugendgenerationen in der DDR in den sechziger und siebziger Jahre, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B45, S. 33–39.
- Lindner, Bernd (2006): Die Generation der Unberatenen. Zur Generationsfolge in der DDR und ihren strukturellen Konsequenzen für die Nachwendezeit, in: Schüle, Annegret/Ahbe, Thomas/ Gries, Rainer (Hrsg.), Die DDR aus generationsgeschichtlicher Perspektive, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, S. 93–112.
- Mannheim, Karl (1964 [1928]): Das Problem der Generation, in: Mannheim, Karl, Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, Berlin: Luchterhand, S. 509–613.
- Martens, Bernd (1999): Die gesellschaftliche Resonanz auf das Abfallproblem, Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
- Martens, Bernd (2011): Blick zurück ohne Zorn? Heutige Bilder von der DDR, <http://www.bpb.de/geschichte/deutsche-einheit/lange-wege-der-deutschen-einheit/47525/blick-zurueck> (letzter Zugriff 15.4.17).
- Martens, Bernd (2015): Die DDR als soziales Konstrukt der letzten und der ersten Generation vor und nach der Wende, in: Gesellschaft Wirtschaft Politik, 64, S. 357–367.
- Maubach, Franka (2004): Ordnungs-Sucher. Sechs Thesen am Beispiel von Burschenschaftlern, in: SFB 580 Mitteilungen, Heft 12, S. 37–42.
- Merkel, Angela (2004): Unser Selbstbewusstsein, in: Kraushaar, Tom (Hrsg.), Die Zonenkinder und Wir, Reinbek: Rowohlt, S. 75–76.

- Meyen, Michael (2013): „Wir haben freier gelebt“. Die DDR im kollektiven Gedächtnis der Deutschen, Bielefeld: transcript Verlag.
- Niethammer, Lutz (2003): Generation und Geist. Eine Station auf Karl Mannheims Weg zur Wissenssoziologie, in: SFB 580 Mitteilungen, Heft 9, S. 19–32.
- Niethammer, Lutz/von Plato, Alexander/Wierling, Dorothee (1991): Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR, Berlin: Rowohlt-Berlin-Verlag.
- Ohse, Marc-Dietrich (2006): Jugend nach dem Mauerbau. Politische Normierung und Jugendprotest in der DDR 1961–1974, in: Schüle, Annegret/Ahbe, Thomas/ Gries, Rainer (Hrsg.), Die DDR aus generationsgeschichtlicher Perspektive, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, S. 217–228.
- Palmowski, Jan (2016): Die Erfindung der sozialistischen Nation. Heimat und Politik im DDR-Alltag, Berlin: Ch. Links Verlag.
- Port, Andrew I. (2010): Die rätselhafte Stabilität der DDR. Arbeit und Alltag im sozialistischen Deutschland, Berlin: Ch. Links Verlag.
- Sabrow, Martin et al. (Hrsg.) (2007): Wohin treibt die DDR-Erinnerung? Dokumentation einer Debatte, Bonn: bpb.
- Sabrow, Martin (2009): Die DDR erinnern, in: Sabrow, Martin (Hrsg.), Erinnerungsorte der DDR, München: Beck, S. 11–27.
- Schwarzbach, Olaf (2015): Forelle grau. Die Geschichte von OL, Berlin: Berlin Verlag.
- Schorlemmer, Friedrich (2009): Zwischen Vergolden und Einschwärzen, in: Der Freitag, <https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/zwischen-vergolden-und-einschwarzen> (letzter Zugriff 14.5.17).
- Schroeder, Klaus/Deutz-Schroeder, Monika/Quasten, Rita/Schulze Heuling, Dagmar (2012): Später Sieg der Diktaturen? Zeitgeschichtliche Kenntnisse und Urteile von Jugendlichen, Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Steiner, André (2007): Von Plan zu Plan. Eine Wirtschaftsgeschichte der DDR, Bonn: bpb.
- Stutz, Rüdiger (2006): Abstansucher: Ostdeutsche Studierende der frühen 1990er Jahre zwischen ‚Selbstverwirklichung‘ und den Erwartungen ihrer Eltern, in: SFB 580 Mitteilungen, Heft 20, S. 137–153.
- Ther, Philipp (2014): Die neue Ordnung auf dem alten Kontinent. Eine Geschichte des neo-liberalen Europa, Berlin: Suhrkamp.
- Wierling, Dorothee (2002): Geboren im Jahr eins. Der Jahrgang 1949 in der DDR. Versuch einer Kollektivbiographie, Berlin: Ch. Links Verlag.

Anhang: Interviewleitfaden

Der folgende Interviewleitfaden wurde für die Gespräche mit den Großeltern eingesetzt. Die Versionen für die Kinder und Eltern entsprechen diesem Leitfaden bis auf marginale Abweichungen, weil einige biografische Fragen für diese Personengruppen aufgrund des Alters so nicht gestellt werden konnten. Wir haben ganz bewusst die Demografie-Fragen an den Anfang gestellt, weil dadurch die Personen ins Erzählen gekommen sind und von sich aus oftmals Themen, die ihnen wichtig waren, ansprachen.

Die Merklisten mit den Eventualfragen sind zur Kennzeichnung unterstrichen.

Demografie

Zunächst möchten wir Sie etwas besser kennen lernen. Bitte erzählen Sie mir doch etwas über Ihre verschiedenen Lebensstationen. Wann sind Sie geboren, welche Schule haben Sie besucht, welche Berufsausbildung haben Sie absolviert, wie verlief Ihre berufliche und Ihre familiäre Entwicklung usw.

- G0.1 Wann wurden Sie geboren?
- G0.2 Welches war Ihr höchster Bildungsabschluss?
- G0.3 Welche Berufsausbildung haben Sie durchlaufen?
- G0.4 In welchem Betrieb/welchen Betrieben haben Sie hauptsächlich gearbeitet?
- G0.5 Gab es Zeiten der Arbeitslosigkeit? Wenn ja, wann?
- G0.6 Haben Sie geheiratet? Wenn ja, wann?
- G0.7 Lebensdaten des Partners
- G0.8 Wie viele Kinder haben Sie? Geburtsjahre der Kinder
- G0.9 Wie viele Enkel? Wann geboren?
- G0.10 Haben Sie irgendwann einmal aus beruflichen Gründen Ihren Wohnort gewechselt? Wenn ja, wohin sind Sie gezogen?
- G0.11 Augenblicklicher Wohnort

Fragen werden nur gestellt, wenn sich die Antworten nicht schon aus dem Screening-Fragebogen ergeben

Fragebereich 1: Inhalte des Dialogs, das DDR-Bild

Wir kommen nun zu den eigentlichen Themen des Interviews.

- G1.1 Wenn Sie es auf den Punkt bringen: Wie würden Sie das Leben in der DDR beschreiben? Bitte begründen Sie Ihre Auswahl.
- G1.2 Was war positiv, was war negativ an der DDR?
- G1.3 Manche Leute sagen: „Das Leben in der DDR vor der Wende bedeutete für die Menschen lebenslanger Knast.“ Sehen Sie das auch so?
- G1.4 Hat sich Ihre Sicht auf die DDR im Laufe der Zeit verändert?
Wenn nicht, aus welchen Gründen nicht?
Wenn ja, in welcher Weise?
Was war ausschlaggebend?
- G1.5 Es wird ja viel über die DDR diskutiert. Gibt es für Sie Einschätzungen, wo Sie sich in Ihrer Meinung nicht beirren lassen? Wenn ja, welche?
- G1.6 Finden Sie, dass beispielsweise Rundfunk, Fernsehen oder auch Zeitungen zu viel über die DDR-Vergangenheit berichten?
- G1.7 Ist die heutige Berichterstattung über das Leben in der DDR zutreffend?
Aus welchen Gründen ist die Berichterstattung Ihrer Meinung nach (nicht) zutreffend?
Würden Sie andere (bzw. weitere) Schwerpunkte setzen?
Welche?

Fragebereich 2: Verlauf des Generationendialogs

- G2.1 Ein Journalist hat einmal geschrieben, dass zwischen den Generationen in Ostdeutschland über die gemeinsame Vergangenheit zu viel geschwiegen werde. Als Jüngerer habe man gelernt, Diskussionen über die DDR gar nicht aufkommen zu lassen, um die Älteren mit ihrer DDR-Vergangenheit nicht zu verletzen. Wie war und ist das in Ihrer Familie?
Haben Ihre Kinder und Enkel aktiv nachgefragt?
Bei welchen Anlässen kam bzw. kommt es zu solchen Gesprächen in der Familie?

- G2.2 Wenn Sie einmal zurück denken, als Ihre Kinder zwischen 10 und 18 Jahre alt waren; welche guten Ratschläge haben Sie ihnen gegeben, wie sie sich im Alltag verhalten sollten?
Haben (bzw. hat) Ihr/e Kinder die Ratschläge befolgt? (Anzahl der Kinder berücksichtigen)
- G2.3 Und wie sieht es mit den Enkeln aus? Welche guten Ratschläge haben Sie denen im Alter zwischen 10 und 18 Jahren gegeben?
Befolgen Ihre Enkel diese Ratschläge?
- G2.4 Können Sie sich erinnern, dass Sie mit Ihren Kindern bzw. Enkeln Meinungsverschiedenheiten über das Leben in der DDR hatten?
Worum ging es dabei?
War beispielsweise Anpassungsbereitschaft in Bezug auf Musik, Haare oder Kleidung ein Thema?
Gab es bei solchen Gesprächen Unterschiede zwischen Kindern und Enkeln?
- G2.5 Haben Ihre Kinder und Enkel Ihren Erzählungen über das Leben in der DDR geglaubt?
Ja/nein aus welchen Gründen?
- G2.6 Hatten Ihre Kinder und Enkel andere Ansichten von der DDR?
Beispiele für solche anderen Ansichten?

Inhaltlicher Abschluss (20 Min.)

- G4.1 Viele Leute sagen: „Es wäre am besten, die DDR-Vergangenheit ruhen zu lassen, weil man ja doch nichts mehr ändern kann.“ Sehen Sie das auch so oder sehen Sie das anders?
- G4.2 Auch das hört man ja oft: „Es war nicht alles falsch, was in den DDR-Schulen über den Kapitalismus gelehrt wurde.“ Wie sehen Sie das?
- G4.3 Wenn Sie es auch hier einmal auf den Punkt bringen: Wie könnte man Ihrer Erfahrung nach das Leben heutzutage beschreiben?
- G4.4 Wenn Sie an Ihr Leben im wiedervereinigten Deutschland denken, was ist positiv und was ist negativ?
- G4.5 Wie haben Sie persönlich in Ihrem Lebensumfeld die gesellschaftlichen und politischen Organisationen in der DDR erlebt?
Waren Sie früher gesellschaftlich, ehrenamtlich oder politisch aktiv?
Zu DDR-Zeiten, aber auch danach?

In welchen Organisationen? Damit sind auch Sportvereine, Kirchen, Gewerkschaften gemeint.

G4.6 Wie ist das, würden Sie Ihrem/n Enkel/n empfehlen, politisch aktiv zu werden?

Ja/nein aus welchen Gründen?

Was sind Ihre Erfahrungen?

Vielen Dank für dieses Interview. Es kann sein, dass bei der Auswertung des Gesprächs noch einige Fragen auftreten. Wir würden Sie dann gern noch einmal zurückrufen. Das könnte eventuell im Herbst der Fall sein. Ist das in Ordnung?

Welches Bild der DDR wird der jüngeren Generation in Gesprächen mit Eltern und Großeltern vermittelt? – Dieser Frage, die für die Erinnerungskultur im wiedervereinigten Deutschland bedeutsam ist, gehen die Autoren dieses Buches nach.

Dafür wurden 54 Leitfadeninterviews in 18 ostdeutschen Familien mit jeweils einem Familienmitglied der Kinder-, Eltern- und Großelterngeneration geführt. Die Interviewpartner der jüngsten Generation waren 1989/90 noch im Kindes- oder Jugendalter. Die Interviews wurden telefonisch geführt und anschließend schriftlich übertragen (transkribiert) und historisch-kritisch eingeordnet. Die Aussagen der Gesprächspartner sind hier in anonymisierter Form dokumentiert.

In der persönlichen Erinnerung der vor-maligen Bürgerinnen und Bürger der DDR überlagern sich verschiedene Facetten, welche die von dem Historiker Martin Sabrow vorgeschlagene analytische Unterscheidung zwischen Diktatur-, Arrangement- und Fortschrittsgedächtnis widerspiegeln. Das Mehrgenerationengespräch über die DDR-Vergangenheit wird beherrscht durch Erinnerungen an die alltägliche Lebenswelt. Auffälligstes Merkmal des Blicks der Älteren zurück in die DDR ist die Beschreibung eines Alltags im mitunter weichgezeichneten Schatten einer Diktatur, wo Privates und Berufliches dominierten und wo trotz des Unterdrückungscharakters des SED-Regimes für Lebensfreude und kleine Fluchten vor dem Zugriff der Politik Raum blieb. In-dessen sind Großeltern und Eltern über das Ausmaß der damals notwendigen Anpassung nicht durchwegs einer Meinung, was ihre Glaubwürdigkeit in den Augen der Kinder bzw. Enkel aber nicht massiv beschädigt.

